

The image shows the front cover and spine of an antique book. The cover is decorated with a complex marbled paper pattern, often called 'stone' or 'shell' marbling, featuring irregular, cell-like shapes in shades of brown, black, and cream, separated by veins of a vibrant blue-green color. The spine is bound in a dark, possibly leather or cloth, material and features a prominent gold-tooled label. The label is rectangular and contains the title of the book in a Gothic script. The text on the label is: 'Das', 'neubische', 'Tempel', 'von', 'Baculo.' The spine also shows signs of wear and age, with some of the gold leaf on the label appearing slightly faded or rubbed away at the corners.

Das  
neubische  
Tempel  
von  
Baculo.

*F. F. 10.*





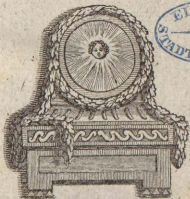


Das  
preussische Tempe

herausgegeben  
durch  
Ludwig von Baczko.

Quod si deficient vires audacia certe  
Laus erit, in magnis et voluisse, sat est,

*Propertius.*



*Neumann,*

---

Zweyter Jahrgang 1781.

---

Königsberg, 1782.

bey Gottlieb Lebrecht Hartung.



6695

010847



1  
2

Das  
preußische Tempe  
herausgegeben

durch  
Ludwig von Bacsko.

Quod si deficient vires audacia certe  
Laus erit, in magnis & voluisse, sat est.

*Propertius.*

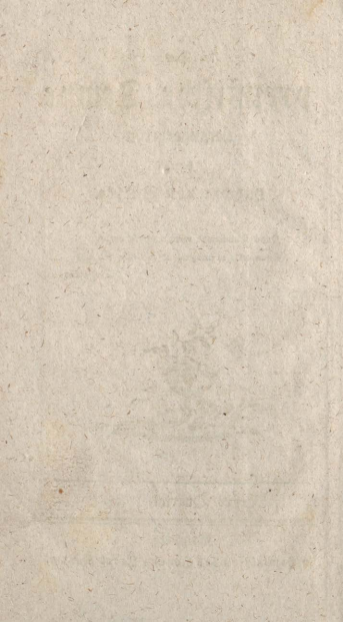


---

Erstes Quartal 1781.

---

Königsberg,  
in Commission bey Johann Jacob Kantz.



Das  
preußische Tempel  
Erstes Stück

---

Januar 1781.

---

---

Neujahrseinjurien 1781.

---



Die ihr oft Illaden reimt,  
Wenn eines Junkers Pferd sich bäumt,  
Dem Purpurmantel Ständchen bringt  
Und Fährleischschlachten singt;

Mit Schdnachs Haberrohr belehnt,  
Euch grösser, denn Zwerg Klopstok, wähnt;  
Dem Pegasus die Sporen gebt  
Und am Olympus schwebt.

Poeten! laßt das neue Jahr  
Samt seinen Fatis, sonnenklar,  
Und wie sich Krebs und Steinbock drehn,  
In Liederreimen sehn.

Und präsentirt's der Stadt, dem Land,  
 Jedwedem Alter, jedem Stand,  
 Vom Elephanten bis zur Floh,  
 In dulci júbilo.

Ich, der getreue Sprachgesell,  
 Geh vor mit meinem Trommelfell,  
 Und trommle meinen Festgesang  
 In den Posaunenklang.

Und wünsch den Skriblern dieser Zeit,  
 Sokratens stete Freudigkeit;  
 Wenn ihren Werkleins wohlgenut,  
 Ein Kafker wehe thut:

Dem Kriegsknecht, der den Frieden haßt,  
 Beim Trinkgelach zum Säbel faßt,  
 Tolpatschen strißt mit Haut und Haar,  
 Ein friedlich, friedlich Jahr:

Dem Lehr- und Nichtstul lobesam,  
 Den kleinsten Wagen, stumpfsten Zahn: —  
 Dem Stutzer, Sonne und Kredit: —  
 Und Stahl dem Messerschmid.

Beaten die im Kubach liest,  
 Sich bäkt, so oft ihr Priester niest:



Zum Ehgema! — ein gutes Kind,  
Auf beiden Augen blind.

Den Spröden sei desgleich gewährt  
Und ihrem keuschen Sinn bescheert;  
Den Hymen, dem sie heimlich sehn,  
Im Kupfer nur zu sehn.

J. F. Sohn.

An

Herrn

Johann George Hamann.

Freund, Sokrates, Mienhoam, Magus —  
Ein anderer mag die Eckelnamen,  
Die Du Dir wähltest, allzusammen  
Herzählen. Kaum ist Vater Bachus,  
Der doch viel Synonymen hat,  
So namenreich — Sybilla, Patriarcha,  
Savage du Nord und Telonarcha,  
Und viele Namen mit der That,  
Von Rosenkrenz, Aristobul und Tante  
Abigail, Hierophante,

A 3

Zachäus

Zachaus — Welcher unter diesen  
 Für dich den meisten Wohlklang hat?  
 Den magst du selber dir erkiesen!  
 Mir ist von allen insgesammt  
 Der, den an jedem Purimfeste  
 Jacob und Isaschar verdammt,  
 Der ehrlichste, der liebste, beste:  
 Wenn gleich der Perser, welcher hieß,  
 Wie du, am Baum ihn hängen ließ.

Sey froh, mein H——n, daß dein Loos  
 Dich hier auf unserm Erdenkloos  
 In eine schmale Wiege legte!  
 Du wärst in keinem Weltreier  
 So alt geworden, wie ich dächte;  
 Erfroren wärst du, glaube mir,  
 Dort im Saturn zum Klumpen Eis;  
 Zum Feuer ist da kein Gehölze,  
 Zu warmen Kleidern keine Pelze,  
 Und im Merkur ist höllenhieß;  
 Da wärst in seiner Schmelzfabrike  
 Mit Haut und Haaren lange schon  
 Glasirt zu einem harten Stücke  
 Von Glas und feinem Dresdnerthon.  
 Und nicht viel besser würde Dir

Im Jupiter, im Mond, und im Keuler  
 Der Venus und des Mars gefallen;  
 Da ist von allem, was uns allen  
 Und Dir gesund ist, wenig oder nichts.  
 Hier aber unten, hier gebrechts  
 An keinem, was Dir mag behagen,  
 Hier wächst Saft und Kraft für deinen Magen;  
 Hier hast du Schatten, Sonne, Lust  
 Und Erde, fest genug, um drauf zu stehen,  
 Und breit genug, um hin und her zu gehen,  
 Und tief genug für deine künftige Gruft.

Sey froh, daß, was Du einmal bist,  
 Ein Mensch, aus Dir geworden ist!  
 Sey stolz! ein Mensch! denn jedes Thier,  
 Die kleine Fliege gar, die Dir  
 Sich auf die stolze Nase setzt,  
 Fühlt ihres Standes Werth und schähet  
 In sich das beste Ding: nur Wir,  
 Um uns die Menschheit zu verleiden,  
 Wie Rousseaus, lange nicht so dumm  
 Wie Thiere, suchen darinn Ruhm  
 Und Weisheit, Thiere zu beneiden.  
 Zwar können ich und Du nicht fliegen,  
 Nicht schwimmen, gleich den Fischen, können wir,

Nicht brüllen, wie der Löwe: dennoch schmiegen  
 Sich uns das Luft' und Wald' und Wasserthier:  
 Und winkest du, so kömmt das Reh, der Fisch,  
 Die Schnepfe gleich auf deinen Tisch.

Und dann: es sey das Thier zu dumm,  
 Es sey zu stolz, nach unserm Stand zu streben:  
 Bleibt uns doch, wenn der Thiere Leben  
 Uns so gefällt, das Privilegium,  
 Zu dem und jenem Thier uns zu erheben.

Man schaffe sich in einen Affen um  
 In einen Papagey, in einen Drachen:  
 Denn unser Brüder viele machen  
 Die Probe, die das Schiffvolk des Ulyß  
 An sich von Circeen, machen ließ.

Doch lasse Du nur diese Probe stehn!  
 Wenn sie uns gleich nicht Brüder nennen,  
 Nicht ehr, bis wir auf Bierem gehn,  
 Nicht ihre Sprache sprechen können:  
 So können wir sie doch verstehn.

Verstehst du nicht, wornach die Mücke lästert,  
 Die kreisend um dein Trinkglas irt,  
 Und, fortgejagt, dir in die Ohren flüstert?  
 Verstehst du nicht, was dir die C:ille schwirrt  
 Auf deinem Baume? die mit durren Weinen  
 Und ohne vollgefüllte Scheunen

Sich und den Schnitter lustig macht?  
 Ja du verstehst, was laut und sacht  
 Die Lüfte, Bäch' und Blätter rauschen;  
 Dein spitzes Ohr kann Zeichen, Wunder lauschen;  
 Und deine Phantasie im Nu  
 Von Pol zu Pol, von einem Stern zum andern,  
 (Und bleibst auf deinem Stuhl in Ruh)  
 Zu seligen Vertrauten wandern;  
 Du kannst dir Zukunft und Vergangenheiten  
 In Gegenwart verwandeln; und dazu  
 Mit fernem, abgeschiednen Leuten,  
 Gleich Schwedenborgern, dich besprechen;  
 Du kannst, wenn dir nicht diese Welt gefällt,  
 Nach eignen Plan dir eine neue Welt  
 Im Geiste bauen und wieder brechen.  
 Sey also froh, daß, was du einmal bist,  
 Aus dir ein Manthier worden ist!

Ein Mann! kein Sultan zwar, und kein Bejier:  
 Auch dafür danke du! denn sage mir:  
 Was wär'st du für ein Chan geworden?  
 Kannst du dich blähen? kannst du morden?  
 Und dich verstellen? — Wie du jeden Herrn,  
 Den Purpur blos und Band erhebt und Stern,  
 Nie höher, als dich selber schädest:

So ist auch keiner, nah und fern,  
 So namenlos, den du nicht herzlich gern  
 Als Bruder dir zur Seite setzt.  
 Denn hierin bist du deinem Namensvetter,  
 Ganz ungleich, dessen aufgeblähter  
 Minister, und Satrapenstolz,  
 Dem Ehrenpfahl von grünem Holz,  
 Den ohne Treppe sterbend er bestieg,  
 An Schimpflichkeit und Höhe gleich.

Dann weiter, sey auch darum froh,  
 Daß dir dein günstig Loos, im zweiten, dritten  
 Und vierten Act von unserm Sæculo,  
 Dir deine Rolle zugeschnitten!  
 Zwar, wie in jedem Zeitperiodo  
 Siehst du und spielst ein Schauspiel, in der Mitten  
 Oft abgerissen, ohne Kopf und Kiel,  
 Dem, wie den neusten Werken deutscher Angeln  
 Die drey Einheiten alle mangeln;  
 Ein stetes Laufen ohne Ziel;  
 Und viel verwirrte, viel zerhaune Knoten:  
 Nur, was den Inhalt anlangt, nicht so viel  
 Schandthat und Wäberey, denn Soten.  
 Doch hätte dir kein-ander Sæculum  
 Die Freunde zugeführt, die — dein Ruhm,

Dein

Dein Trost, dein Leben, weit verstreut  
 Im Süd' und Norden, kraft des regen  
 Verlangens, immer dir zugegen  
 In geistiger Verschulichkeit,  
 Gedanken mit Dir theilen, Freud und Leid.  
 Von diesen sind wir Abgesandten hier,  
 Die deinen Scherz zu kosten wissen  
 Und deinen Wein; und die mit mir  
 Sich freuen, daß sie das Recht genießen,  
 Mit Dir, dem frommen Passagier,  
 Auf einer Post zu reisen — doch  
 Wie lang' ist ungewiß! der steigt  
 Schon morgen ab; der heute noch  
 Vielleicht, eh sich die Sonne neiget.

Noch freuen wir uns deiner, daß du hier  
 Mit uns am Pregel dein Quartier  
 Dein Bürgerrecht erhalten hast!  
 O sage laut es jedem Gast,  
 Den dir die Schweiz, dich anzuwerben,  
 Und Deutschland sendet: „laßt, o laßt  
 „Mich hier, wo ich geboren, sterben.  
 Hier lebest Du, wie jene kleine Maus,  
 Von der Dir Moses jüngst erzählte,  
 Die nicht in Wolken, nicht im Mond ihr Haus,

Mein

Mein in zerrissner Mauer wählte,  
 Du lebest hier im dumpfigen Gemäuer  
 Vergnügter, sorgenloser, freyer,  
 Als im Serail der Sultan; deine Wiese  
 Ziehst du dem Blindfor vor; dem Zürchersee  
 Den alten Graben; und dem Paradiese,  
 Das Eva ihrem Mann verschloß,  
 Hier deinen Garten, den dir jüngst Elise  
 Gedünnet hat, (\*) hier lebe frey und groß!

Hier sollst du unser heut erwarten;  
 Wir kommen. Auf! und raube deinem Garten,  
 Was du, dein eigener Priap,  
 Den Späßen und den Raupen wehrtest,  
 Der May versprach und dein August dir gab;  
 Und deinem Wein, den du bisher verspertest,  
 Dem öfne Keller, Thür und Faß!  
 Da wollen wir in deiner kleinen Bildnis,  
 Die Lippen naß vom Saft der Weisheit, naß  
 Von Freudenkust die Augen, ohne Maas  
 Die neue Jahre trinken: deinem Bildnis  
 Will ich sein stolzes Ohr (\*\*) mit Laube

Der

(\*) S. die Zugabe zu den Leiden und — ana des seel. Pr. Mannah S. 94.

(\*\*) S. die Leiden und — ana des seel. Pr. Mannah S. 43.



---

Der Neben (denn an deinen Stöcken  
 Ist Laub genug, nur keine Traube),  
 Wie Bacchus seine Hörner, decken.  
 Da wollen wir mit weisem Lachen  
 Den Abend und die Nacht zum Narren machen,  
 Und Sterne sollen uns belauschen  
 Auf ihrer Wacht; wenn wir mit unserm Lachen  
 Ihr Sphärenständchen überrauschen;  
 Da wollen wir, eh wir von dannen gehn,  
 Bey jenem Stern, um den sich beyde Vären,  
 Er stehet fest! wie um die Stange drehn,  
 Da wollen wir uns gegenseitig schwören;  
 Daß unser Bund, wie Er, soll feste stehn,  
 Daß, wenn wir ja Tag über uns gezanket,  
 Und jeder dann nach Hause schwanket,  
 Als gute Freunde schlafen gehn.

Stauropedion, den 27. August, 1777.

---

## Ein Lied vom Reiffen,

d. d. den 7. Dec. 1780.

Strach E. 43. v. 21. Er schüttet den Reiffen auf die Erde wie Salz.

**S**echt meine lieben Bäume an,  
 Wie sie so herrlich stehn,  
 Auf allen Zweigen angethan  
 Mit Reiffen wunderschön!

Von unten an bis oben 'naus  
 Auf allen Zweigelein  
 Hängts weis und zierlich, zart und kraus,  
 Und kann nicht schöner seyn;

Und alle Bäume rund umher  
 All' alle weit und breit  
 Stehn da, geschmückt mit gleicher Ehr,  
 In gleicher Herrlichkeit.

Und

Und sie bedugeln und besehn  
 Kann jeder Bauerstmann,  
 Kam hin und her darunter gehn,  
 Und freuen sich daran.

Auch holt er Weib und Kinderlein  
 Vom kleinen Feuerheerd,  
 Und Marsch mit in den Wald hinein!  
 Und das ist wohl was werth.

Einfältiger Natur Genuß  
 Ohn' Anfang drum und dran  
 Ist lieblich, wie ein Liebeskuß  
 Von einem frommen Mann.

Ihr Städter habt viel schönes Ding,  
 Viel Schönes überall,  
 Credit und Geld und golden Ring,  
 Und Bank und Börsensal;

Doch Eile, Eiche, Weid' und Ficht'  
 Im Reiffen nah und fern —  
 So gut wirds Euch nun einmal nicht  
 Ihr lieben reichen Herr'n!

Das hat Natur, nach ihrer Art  
 Gar eignen Gang zu gehn,  
 Uns Bauersleuten aufgespart  
 Die anders nichts verstehn.

Viel schön, viel schön ist unser Wald!  
 Dort Nebel überall,  
 Hier eine weise Baumgestalt  
 Im vollen Sonnenstrahl

Lichthehl, still, edel, rein und frey,  
 Und über alles fein! —  
 O aller Menschen Seele sey  
 So lichthehl und so rein!

Wie sehn das an und denken noch  
 Einfältiglich dabey:  
 Woher der Reif, und wie er doch  
 Zu Stande kommen sey?

Denn gestern Abend, Zweiglein rein!  
 Kein Reiffen in der That! —  
 Muß einer doch gewesen seyn  
 Der ihn gestreuet hat.

Ein Engel Gottes geht bey Nacht,  
 Streut heimlich hier und dort,  
 Und wenn der Bauerstmann erwacht,  
 Ist er schon wieder fort.

Du Engel, der so gütig ist,  
 Wir sagen Dank und Preis.  
 O mach' uns doch zum heil'gen Christ  
 Die Bäume wieder wels!

Wandsbeck.

Asmus.

---

## Natur.

---

**D** Natur in leisen Flötentönen  
 sing ich dir ein Lied —  
 sing die Freude die auf allen Szenen  
 deiner Schöpfung blüht.

Stille Größe herrscht auf deinen Fluren  
 Du! das Heiligthum  
 des Allgüt'gen — voll von seinen Spuren  
 voll von seinem Ruhm.

Nicht



Nicht allein das Rauschen deiner Hayne —  
 auch das Tröpfchen Thau  
 zeugt von seiner Größe — auch das kleine  
 Blümchen auf der Au.

Wenn der Abendwolken Glanz gelinder  
 auf den Fluren schwebt  
 und die Stimme aller deiner Kinder  
 sich empor erhebt,

Dann entflieh ich schnell dem Zimmer, senke  
 mich ins Gras am Bach,  
 denke meinen Lebenspflichten, denke  
 deinen Reizzen nach.

Oft durchwach' ich dann bey Zephyrs wehen  
 eine Frühlingsnacht  
 um das erste Morgenroth zu sehen  
 ganz in seiner Pracht:

Wie durchs reine ungemessne Blaue  
 Purpurdthe blinkt,  
 Flur und Wiese weiß vom Morgenthaue  
 neues Leben trinkt.

Preisend strebt mein Herz voll Himmelstroune  
 dann zu ihm hinauf  
 meinem Schöpfer — und die goldne Sonne  
 dämmert vor mir auf.

Wann ich da, von Wiesenduft umflossen,  
 an dem Bache hin  
 saust auf Mayenblümchen hingegossen  
 o so seelig bin —

So berauscht, Natur! von deinen Freuden;  
 nimmer werd ich dann  
 jenen reichen Bollküssling beneiden,  
 den gepriesenen Mann,

Welcher dich und deine Morgensonne  
 nur aus Bildern kennt,  
 dem kein Fünkchen Allgefühl und Wonne  
 in dem Busen brennt.

Für das Glück, das jeden meiner Tage  
 mir zum Himmel macht  
 wünschet er in seines Schicksals Waage  
 Hobeit, Ruhm und Pracht.

Er durchhüpft, so lang der Jugend Feuer  
ihn erhitzt — den Pfad  
jeder Wollust, bis der Höllengeyer  
Neue — wütend naht.

Ha! dann nagt ihn unterm Purpurkleide  
Angst und wilder Schmerz  
und nach einem Tropfen reiner Freude  
lächelt umsonst sein Herz.

Wer verkürzet ihm durchweinter Nächte  
wahre Höllenglut —  
wenn der Strafe Weltenschwere Rechte  
mächtig auf ihm ruht?

Nein! mein Wunsch sey niemals hohe Würde  
die so schlüpfrig ist —  
wird mir nur des Pilgerlebens Würde  
auch mit Lust versüßt,

Bleibe mir, o Natur! nur deiner Freuden  
seeliges Genuß,  
bleibe mir nur, zur Eindrung aller Leiden  
eines Freundes Fuß;



Unbeneidet mag sie dann verfließen  
 meine Lebenszeit —  
 glücklich durch ein unbeslekt Gewissen  
 und Gendgsamkeit.

H. L. S.

## Naturgeschichte des Krokodils.

Das Krokodil findet und vermehrt sich allein, wo Menschen selten und Künste unbekannt sind. Ueberhaupt giebt es wenig furchtbare Thiere in den gut bevölkerten und gesitteten Erdtheilen; als in Europa und auch noch in Asien. Tausend Kerne geraten hier gegen sie in Waffen und sie müssen, die Kühnheit sich zu zeigen, gewöhnlich mit dem Tode büßen. Das ist auch der Grund, weshalb man das sonst an den Ufern des Nils so furchtbare Krokodil bei weiten nicht mehr so häufig als ehemals antrifft. Die Thätigkeit der Menschen hat sich seit vielen Jahrhunderten mit Ausrottung desselben beschäftigt, und begegnet man ja dann und wann noch einem, so ist es doch unendlich schwächer und furchtsamer als vormals.

Um dieses Thier, mit allen seinen Schrecken, von erstaunender Grösse und Stärke, häufig zu sehen, muß man sich in die unbewohnte Gegenden von Afrika und Amerika begeben; den ausserordentlichen Strömen folgen, die ihr Bett mitten durch ungeheure Wüsteneien führen, zu denen die Künste niemals hindurch gedrungen sind, wo Stärke einzig und allein den Rang giebt und wo sich ihrer die mächtigsten Thiere mit eben soviel Zuverlässigkeit als Sicherheit bedienen können. — Reisende sagen, daß der Niger und Amazonenflus, oft Krokodille von 18 bis 27, ja von 30 Fuß Länge enthalte, und in so grosser Menge, daß man glaube, es wären Holzflöße. Durch Erfahrung gewis, daß ihnen nichts widerstehen kann, bleiben sie ruhig auf der Oberfläche, ohne einen Feind zu fürchten.

Dieses Thier, welches unsrer Eidechse ähnelt, gehdrt zu den Amphibien. Die Eier, deren es eine grosse Menge am Ufer in den Sand legt, sind ziemlich an Gestalt und Grösse, den Gänseeiern gleich, aus welchen eins der grössten Thiere erwächst, dessen Wachstum erst mit dem Tode aufhören soll. Sind die Jungen ausgekrochen; so ist es die erste Sorge der Mutter, sie auf ihren Rücken ins Wasser, als ihrem

ihrem eigentlichen künftigen Aufenthalte, zu tragen. Zwar lebt es den Tag über oftmahls auf dem Lande; allein dies geschieht nur, des Raubes wegen, welchen es dennoch jederzeit erst im Wasser verzehrt. Sein Körper besteht mehr aus starken Knorpel als Knochen. Im Wasser treiben sie ihren Raub gemeinschaftlich zusammen, indem sie gleichsam eine Kette bilden. Bey ausserordentlicher Stärke, sind sie zugleich fast unverwundbar und sollen doch an der kleinen ägyptischen Maus, Schneumon genannt, einen ihrer fürchterlichsten Feinde haben. Das Krokodil nemlich, legt sich gern am Ufer ins Schilf, nach seinen nicht eben sparsamen Mahlzeiten a), sperrt den Rachen auf und läßt sich die Zähne von einem kleinen Vogel reinigen der sehr lästern nach den Ueberbleibseln ist, unter welchen angenehmen Empfindungen es einschläft. Sogleich schlupft die Maus durch seinen Rachen die Kehle hinunter und zerfrisst die Eingeweide desselben. Wie fern diese letztere Erzählung wahr sei, wird ein jeder leicht selbst einsehen, der den Magen und vorzüglich den Krokodilmagen kennt. Es ist eins der fürchterlichsten Thiere,

D 4

daß

a) Seine Gefräßigkeit ist so groß, daß ihm oft der zu viel genossene unverdaubare Fraß den Tod zuzuege bringt.

daß dem vor ihn fliehenden jederzeit den Tod bringt; aber auch hinwiederum oft, von Erfahrenen, die sich mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit und Entschlossenheit, bewasnet auf seinen Rücken werfen, so zu sagen regieret wird und endlich nach vielen tödlichen Wunden stirbt.

Man zählt zwei Arten derselben, ohne von der Natur dazu aufgefordert zu seyn: das Krokodil und den Cayman; oder besser — das Krokodil von Ost- und Westindien. Des Krokodils Körper ist mehr punkirt als des Caymans (oder Alligators) b) feiner. Des Kopfes Vorsprung an diesem ist mehr Haasenartig, jenes seiner ähnelt einer Hundeschwanz. Der Rachen des Krokodils ist viel weiter, und seine Haut — die einem Panzer an Festigkeit gleicht — aschfarbig; allein des Caymans seine, ist schwarz und mit weissen Punkten besetzt. Letztern hält man auch für weniger fürchterlich. Die feinen Füße der Meer- schildkröte, haben schon eine ziemliche Stärke; allein, wie klein muß sie werden in Vergleichung mit den kurzen und so überaus starken Füßen des Krokodils?

Seine

b) Abt Demanet im zweiten Theil des französischen *Astila* versichert, daß Cayman dericartige Namen sei, womit die Nohren das Krokodil belegen.

Seine gleichsam elastischen oder knorpelartigen Knochen sind ausserordentlich gros und fest, und die Muskeln der vier Füsse von unglaublicher Stärke. Alle seine Teile sind so gegen einander abgewogen, daß es das stärkste Thier seyn sollte. Seine Zähne sind geschärft, zahlreich und furchtbar; e) allein der eigentlich zerstörende Teil, ist der Schwanz; mit einem Schlag desselben taucht es ein Kanot unter und sein sicherer Raub ist der unglückliche Wilde der es fñhrt.

Obgleich weniger stark auf dem Lande, ist es doch auch hier immer noch sehr fürchterlich. Ausser einem sehr starken Hunger, oder der Zeit seine Eier zu legen, verläßt es selten das Wasser. Gewöhnlich schwimmt es auf der Oberfläche desselben und bemächtigt sich jedes ihm begegnenden Thieres. Fehlen ihm Fische; so nähert sichs dem Ufer, verbirgt sich in das Schilf, erwartet so geduldig die Landthiere, welche, ohne den im Hinterhalte lauernden Verderber zu bemerken und zu fürchten, — ihren Durst zu stillen an den Fluß kommen; greift sie an, hält sie

D 5

fest

e) Abt Demanet berichtet, daß es nach Unterschied des Alters zwei, drei bis vier Reihen Zähne bekomme.

fest mit den Zähnen und trägt in eben dem Augenblick mit seinen Klauen, Hunde, Ochsen, Tiger und selbst Menschen mit fort, indem es sich mit unglaublicher, einem so schweren Thiere nie zugetrauter Schnelligkeit, in den Strom wirft und davon schwimmt. Dann und wann gelingt es einem auf diese Art geraubten Thiere, seinem Tyrannen zu entfliehen, und das andre Ufer des Flusses, obgleich verwundet, zu gewinnen; also bald verfolgt das Krokodil den unglücklichen Flüchtling aus allen Kräften und nimt ihn oft zum zweiten mal. Auf diese Weise sieht man es öfters eine halbe Meile am Ufer des Flusses, seine entflozene Beute verfolgen; sie in den Fluß zurück tragen und daselbst ruhig verzehren. Oft trifft sich aber auch, daß es auf seinen Uferverödungen, ein ihm gleich furchtbares Thier antrifft und verzweifeltten Widerstand findet. — Alle Arten der Tiger, leiden einen brennenden Durst, welcher sie in der Nähe eines Flusses erhält, zu dem sie mehrmal des Tages steigen, um seinen zu stillen. Dann wirft sich das Krokodil über sie, allein, nie ungerächt. Schnell wendet sich der Tiger, schlägt seine Klauen in die Augen des Krokodils, — während daß dieses sich ins Wasser wirft, — und dieser Kampf währet so lange bis der Tiger erstickt ist.

So zernichtet das Krokodil alle Thiere, die ihn auch alle gleich stark fürchten. Der Mensch allein, kann es mit ihm aufnehmen und mit glücklichem Erfolge, Geschicklichkeit der Stärke entgegen setzen. Labat hat Schwarze gesehen, die ohne andre Waffen als einen Spies in der rechten Hand und zur Bertheidigung den linken Arm in Ochsenhaut gehüllet, sich unterstanden, dieses schreckliche Thier, in seinem eignen Elemente anzugreifen. Des guten Erfolgs wegen, suchen sie es in einer solchen Gegend zu überfallen, wo das Wasser tief genug ist, um es beständig schwimmend zu erhalten. Hier nahet sich ihm der kühne Neger ohne Furcht, hält ihm den linken Arm vor, steckt ihn in den zum Verschlingen offenen Rachen und hält ihn so lange offen, bis das hineinströmende Wasser das Thier erstickt. Diesen Tod beschleuniget er, durch häufige Verwundungen der Kehle und der Augen, mit seinem Spiesse. — Oft sind sie Opfer ihrer Verwegenheit; allein noch öfter kehren sie triumphirend aus diesem Streite — der eben so viel Geschik als kaltes Blut und Entschlossenheit fodert. Dann und wann wird das Krokodil, wenn mans gleich aus einem Ei erzieht, so gar zahm, und alsdann dient es den Großen iener Länder zum Vergnügen. Sie bedienen sich seiner wie

wie eines Pferdes, indem sie ihm eine Art von Saum anlegen, dessen sein Reiter zur Leitung gebraucht. Doch diese Vergnügungen sind, der damit verknüpften Gefahr wegen, nicht häufig: denn ob man gleich vorher alles mögliche thut, das Thier unschädlich zu machen; so weis man doch aus der Erfahrung, daß man zwar die Wildheit des Thieres dämpfen, allein nie ausrotten kann, und daß oft das Lastthier seinen Reiter aufzehrt.

In den afrikanischen Flüssen, fängt man das Krokodil, meistens fast so, wie wir den Hay fangen. Mehrere Menschen vereinigen sich in einer großen Barke und werfen ein Stück Rindfleisch, worin ein großer und starker Wiederhaken, an einer langen eisernen Kette hangend verborgen ist, ins Wasser. Diesen Köder verschluckt so gleich das hungrige Krokodil, worauf man es nicht ohne viele Mühe ans Ufer zieht und die Kette daselbst befestigt. Hier wendet es alle Kraft an und zerarbeitet sich mit Mut um loszukommen, bis seine Kräfte erschöpft sind. Dieses Augenblicks, wo nur noch wenig Gefahr ist, bedienen sich die Fischer und greifen es mit Spiessen an, deren sie zum durchbohren seines Bauchs des einzigen Teils wo es verwundet werden kann, gebrau-



gebrauchen, während daß andre ihm die tödlichsten Schläge mit Keulen versetzen. Nur spät werden sie Herren des mit Wunden belasteten Thieres. Dann ziehen sie es auf den Sand, fahren fort es zu tödten und nähern sich ihm, es noch immer fürchtend, nur dann, wenn sie alle mögliche Zeichen seines Todes haben.

In einigen Gegenden ist das Krokodil der Gegenstand einer ungesitteten und wilden Pracht-Philips erzählt uns, daß es zu Salee nahe am königlichen Pallaste, zweien große Wasserbehälter giebt, in welchen mehrere eben so ernährt werden, wie man in unsren Fischteichen die Karpfen aufbehält, oder, wie unsre große Herren wilde Thiere unterhalten. Oft geben ihnen die Beherrscher Afrika's Menschen zu verschlingen. Die Schlachtopfer welche man ihnen vorwirft, sind gewöhnlich Todesverbrecher, oft aber sind es auch Unglückliche die ihnen nur missefielen. Ihr Tod ist ein wildes Schauspiel, an dem man Freude zu finden sich ängstigt, und daß nur des Prinzen der es befiehlt, und der Hofsinge, die ihm über das was sie Gerechtigkeit nennen, Beifall zujauchzen, würdig ist.

Bis hieher habe ich das Krokodil beschrieben, wie man es in wüsten Gegenden findet, wo man nur selten und in beträchtlichen Entfernungen Fußstapfen von einer kleinen Anzahl Menschen, die sie bewohnen, bemerkt. Hier ist es trotzig, schrecklich und stets fertig, alles was Leben und Odem hat, anzugreifen. Allein in Aegypten, wie ich bemerkt habe, und in lange bevölkerten Gegenden, wo die Völker gesittet und die Flüsse schiffreich sind, ist es selten und furchtsam. Weit entfernt Menschen anzugreifen, flieht es sie vielmehr so eilig, als wenn ihm ein Gefühl von Uebermacht, den Zweikampf verweigern hiesse. In der Naturgeschichte der Thiere, kann man mehr denn ein Beispiel bemerken, daß anfangs, sowohl die schwächsten als stärksten Thiere, dem Menschen eine gewisse Verachtung bezeigten, und dies nicht eher unterliessen, bis sie mit der Erfahrung seiner zerstörenden Kraft, ihn auch fürchten lernten. — Unter den Landthieren, bezeigen die Kaze wie der Löwe; unter denen die im Wasser leben, der Hecht gleich dem Hay und unter den Vögeln, der Perchengeier sowohl als der Greifgeier, wenn sie Menschen zum erstenmale sehen, nur Gleichgültigkeit. Allein bald erkennen sie seine Oberherrschafft; suchen sich seinen Augen zu entziehen, fliehen seinen Angriff und verbergen sich in die tiefsten Einnden.

Diese

Diese Betrachtung setzt die scheinbaren Widersprüche der Reisebeschreiber, über den verschiedenen Charakter der Krokodille, in ein helleres Licht. Einige zeichnen uns das Krokodil, als ein furchtsames, menschenfliehendes und seinen Raub nur in Sümpfen suchendes Thier: andre beschreiben es uns als das schrecklichste Geschöpf, das nur von Morden lebt und hiezu vorzüglich den Menschen auffucht. Diese beiden so entgegen gesetzten Nachrichten sind iedemoch gleich wahr und richtig, und die eine wie die andre giebt uns eine getreue Schilderung von dem Krokodil, nach dem verschiedenen Orte seines Aufenthalts. Ueberall wo es herrscht, — wenn ich so reden darf — wo es keinen Widerstand findet, wo kein Geschöpf ihn das Schrecken fühlen läßt, welches es selbst einflößet, ist es wild und höchst gefährlich: hingegen, wo es von Menschen zu seiner Ausrottung bewafnet, unaufhöblich verfolgt wird, und wo man seinen eigenthümlichen Aufenthalt gleichsam an sich gerissen hat, ist es furchtsam und flüchtig. In einigen Gegenden erregt nicht allein keine Furcht, sondern man betrachtet es sogar, als ein zur Beleidigung unfähiges Thier. Auf St. Domingo z. B. sind die Krokodils sehr sanfte Geschöpfe; die Knaben spielen mit ihnen; steigen auf ihren Rücken und schlagen sie

so

so gar ohne die geringste Mitvergeltung. Selbst die alten Einwohner lassen sich's, um dieses hößliche Thier sehr angelegen seyn und betrachten es als einen frommen Hausgesellschafter.

Der Moschusgeruch, welchen die Krokodille ausdünsten, ist den wilden Bewohnern des Theils von Afrika, in welchem diese Thiere so gefährlich sind, höchst willkommen; sie geben sich bei Eddtung derselben, alle mögliche Mühe den Teil des Körpers zu erhalten, der mit Moschus angefüllt ist und bedienen sich desselben, statt einer Spezerel. Die Reisende schreiben sind nicht einig über den eigentlich Moschus enthaltenden Teil des Krokodillkörpers. Einige legen ihn in die Ohren, andere in die Zeugungstelle, und noch andre, deren Meinung eben nicht die unwahrscheinlichste ist, sagen: er werde in den Weindrüsen bereitet. Doch, er komme woher er wolle; so ist wenigstens sein Geruch sehr stark und verbreitet sich, wie sein Geschmak, über das Fleisch des Thieres. Dies ist eine sehr schlechte Speise, vorzüglich wenn sich der Moschus darüber verbreitet hat, und selbst den Negern, schwer zu verdauen; welchen die Eier des Krokodils hingegen ein sehr herrliches Gerichte sind.

Die Wilden haben, gleich uns, Ihre Lekkerbissen; eben deswegen sparen sie auch keine Mühe und fürchten keine Gefahr, um sich nur dieses Lieblingsgerichts zu verschaffen. Täglich wandeln sie auf und nieder in den Gegenden, wohin das weibliche Thier, seine Eier niederzulegen kömt; und bei desselben Zurückzuge, warten sie nicht einen Augenblick, sie zu rauben. d)

Die richtigste Beschreibung eines Krokodils, das die gewöhnliche Länge von 18 Fuß hatte, haben wir den Jesuiten, die es zu Siam öfneten, zu danken. Ich hoffe, die Einrückung derselben, wird meinen Lesern nicht ganz unwillkommen sein. „Von 18  
 „und  $\frac{1}{2}$  pariser Fuß, die es lang war, gingen  $5\frac{1}{2}$   
 „für den Schwanz und  $2\frac{1}{2}$  für Kopf und Hals ab,  
 „und der stärkste Teil des Schwanzes hielt 4 Fuß  
 „9 Zoll im Umfange. Seine Beine hatten die Ge-  
 „stalt der Menschenärme, und seine Hände, — wenn  
 € „man

d) Abt Demanet erzählt, daß im französischen Afrika diese Eier, welche durch ihren Moschusgeruch leicht zu entdecken sind, von den Negern aufgesucht und zertritten werden, um hiedurch die außerordentlich starke Vermehrung des Thieres zu hindern, und daß die Affen entweder aus Instinkt oder aus Haß gegen das Krokodil angetrieben, ein gleiches damit thun.

„man sie so nennen darf — 5 Finger, von welchen  
 „3 mit scharfen Fängen versehen, die beiden andern  
 „aber von der Gestalt eines Kegels waren. Die  
 „hintern Füße, Hüfte und Fußsole mitgerechnet, be-  
 „trugen 5 Fuß 2 Zoll; die Fußsole aber allein vom  
 „Knochen bis zur äußersten Spitze der größten Kralle,  
 „betrug über 9 Zoll. Sie waren nur mit 4 Fin-  
 „gern versehen, die eine dicke Schwimnhaut veret-  
 „nigte und von denen dreie, gleich den Vorderfüßen  
 „bewasnet waren. Sein langer, breiter, und vor-  
 „züglich gegen das Ende der Kinnladen, mit einer  
 „starken Haut die am Hirnschädel fest war, bedeckter  
 „Kopf, erhob sich ein wenig. Zweien Knochen, ohn-  
 „gesehr ein paar Zoll hoch, bildeten eine Art von  
 „Kamm. Die Stelle zwischen ihnen war so hart  
 „und stark, daß eine Flintenkugel abprallte und kaum  
 „die getroffene Stelle sichtbar wurde. Nach Ver-  
 „hältniß des Körpers, waren die Augen klein und  
 „ragten über einen Zoll hoch über ihre Weinhöhle her-  
 „vor. Von den Augenlidern, die gedoppelt und  
 „durchsichtig waren, war das obere unbeweglich, das  
 „untere aber in steter Bewegung wie bei den Vö-  
 „geln. Der, in Rücksicht auf die ganze Augenkugel  
 „sehr große Regenbogen hatte eine graugelbliche Far-  
 „be; die Ohren waren oberhalb den Augen gestellt;

„ die

„die Nase befand sich am Ende der obern Kinnlade,  
 „war vollkommen rund, schwammigt und wenig ver-  
 „schieden von einer Schweinsnase. Nichts verhin-  
 „derte, wie man wohl sonst geglaubt, die Bewegung  
 „der Kinnladen. Es hatte 27 Zähne in der obern  
 „und 15 in der untern, welche weit von einander  
 „abstanden. Die mehresten waren fein, spiz und  
 „gezakt: nur 10, 6 unten und 4 oben, hatten eine  
 „außerordentliche Größe. Der Kachen hielt 15 Zoll  
 „in der Länge,  $8\frac{1}{2}$  Zoll in der größten Breite und  
 „die größte Oefnung der Kinnladen  $15\frac{1}{2}$  Zoll. Sein  
 „Rücken war dunkelbraun, der Bauch blaßgelb und  
 „die Farbe der Seiten bestand aus einer Mischung  
 „von beiden. Von den Schulterblättern bis zum  
 „Schwanz war es mit harten viereckten Schuppen  
 „bedekt, die wie Bänder, an der Zahl 52, geord-  
 „waren. Die Länge der Kehle, welche sehr leicht  
 „eine Kugel von 8 Zoll im Durchmesser aufnehmen  
 „konnte, war dem Kachen angemessen. Die Einge-  
 „weide waren kürzer als der Körper des Thiers, so  
 „wie auch die Zunge sehr kurz und an der untern  
 „Kinnlade fest war. Sein Herz, gleich dem Her-  
 „zen eines Kalbes, hatte eine hochrote Farbe und  
 „aus ihm nahm das Blut seinen bekannten Kreis-  
 „lauf. Man fand keine Blase und nahm an, daß

„der Urin mit dem Kote abginge. Sein Rückgrad  
 „bestand aus 62 Gelenken, die, obgleich genau in  
 „einander gefügt, noch immer Spielraum genug be-  
 „hielten, damit sich, gegen die alte Sage, das Thier  
 „bequem rechts und links in einen Bogen drehen  
 „konnte.“ Es dürfte also das Entlausen im Zitzak,  
 wohl eben nicht ratsam seyn. —

Dies ist die Beschreibung eines so furchtbaren  
 Thieres, das die Länder entvölkert und die allerschif-  
 barsten Ströme gefährlich und öde macht. Man  
 sieht sie oft Stunden, ja selbst ganze Tage, so unbe-  
 weglich in der Sonne liegen, daß ein Fremder sie  
 für Baumstämme, mit trockenem Moos besetzt, hal-  
 ten, und also auch nicht fürchten würde. Allein diese  
 Unbesorgtheit wird gefährlich, denn das unbewegliche  
 Thier, sobald ihm ein lebendes Wesen nahe genug  
 dünkt, wirft es sich mit außerordentlicher Schnelligkeit  
 über dasselbe und fährt sogleich mit diesem Raube  
 unter das Wasser. Zur Zeit der Ueberschwemmung  
 kommen sie häufig in die Hütten der Wilden; wo  
 dann, das durch seinen Besuch Schrecken erregende  
 Thier, nicht unterläßt, das erste beste lebende We-  
 sen mit fortzunehmen. Man hat sie oft einen Wilden,  
 im Weiseyn seiner erschrockenen und zur Hülfe  
 unfä-



unfähigen Gesellschafter, aus dem Machen rauben  
sehn. — Die Stärke eines jeden Theils am Körper  
des Krokodils, ist überaus gros; und sowohl seine  
angreifende als vertheidigende Waffen, sind gleich un-  
widerstehlich.

J. G. B.

---

## Beispiel von Dankbarkeit und Treue.

---

**N**ach einer für die Russen sehr unglücklichen Schlacht  
hatte ein Haufen Husaren, der dem fliehenden Feinde  
nachgeschickt war, einen Kalmücken eingeholt, der ei-  
nen todten Leichnam quere über seinem Pferde mit  
sich führte. Man nahm ihn gefangen und begehrte,  
daß er den todten Körper abwerfen sollte; aber die  
Bitten des Kalmücken und zum theil auch die Neu-  
gierde bewegte die Husaren, ihm die Erlaubnis zu er-  
theilen, diesen Körper bis auf ihren Posten mit zu-  
rück nehmen zu dürfen. Hier wickelte ihn der Kal-  
mücke in sein Oberkleid. Indem er aber unter vie-  
lem Geheule mit seinen Händen und einem Stück

Holz eine Grube für ihn aushöhlte, kam ein preussischer Obrister, der die Vorposten kommandirte, auf diesen Platz an. Einer aus seinem Gefolge war der russischen Sprache mächtig und dieser erhielt vom Kalmucken auf sein Befragen die Nachricht: daß der Todte ein russischer General und viele Jahre lang sein Herr gewesen sey. Er habe bei seinen Lebzeiten die Verfügung gemacht, daß er, wenn er im Kriege sein Leben verlöhre, auf seinen Gütern neben seiner Gemahlin beerdigt werden sollte. Weil nun sein Herr während der Schlacht erschossen wäre, so habe er den Körper desselben seinen bei der Armee befindlichen Anverwandten überliefern wollen. Dem preussischen Obristen gefiel die Treue des Kalmucken; er kaufte das Pferd desselben und gab es ihm zurück, lies den Körper auf einen Wagen legen, übergab ihn der Aufsicht des Kalmucken, dem er einen Paß ertheilte, und durch einen Trompeter bis zu den russischen Vorposten begleiten lies. Es verliefen ein paar Jahre; während dieser Zeit war der Obriste General geworden und kommandirte ein kleines Korps, als eben dieser Kalmucke auf seine Feldwache geritten kam; Er nannte beständig den Namen des Generals, man hielt dieses für ein Zeichen, daß er mit ihm zu reden wünsche und er wurde also vor ihm gebracht. Er warf

---

warf sich mit vielen Freudenbezeugungen zu seinen Füßen und erzählte ihm hierauf, daß er bey einem russischen General in Dienste gekommen, der eben mit einem großen Korps im Anmarsch sey; weil dieser oft denjenigen Namen genannt habe, der, wie man ihm gesagt, unter dem Paß gestanden; so habe er gemerkt, daß ihr Angriff denjenigen Offizier gelten sollte, der für den Körper seines vorigen Herrn so viel Achtung bewiesen, und er habe ihm zum wenigsten als einen Beweis seiner Dankbarkeit die Nachricht von dem Anmarsch seiner Feinde ertheilen wollen. Der General hatte wirklich vorhero davon noch nichts erfahren; machte jetzt seine Gegenanstalten und trieb die Russen zurück. Der Kalmuck blieb bey ihm und war ihm sein ganzes Leben hindurch mit eben der Treue und Liebe, als seinem ersten Herrn, zugethan.

P. v. B.

## Ueber den Ursprung des Wortes: Roman.

---

Die Wörter, Roman, Romanze, romantisch, sind zu meiner Zeit, eben nicht vorzüglich, aber doch so im Gebrauch, daß ich glauben muß, einem Theil des Publikums könnte eine Erklärung dieser Wörter nicht unwillkommen seyn. Wir nennen eine einzelne Handlung, welche Liebe zum Knoten hat, und durch das auf tausend Arten verschlungene Gewinde von menschlichen Thorheiten, Schwachheiten und Leidenschaften durchgeführt wird, bis Heyrath oder Tod, den Knoten auflösen oder zerhauen, einen Roman. Romanze ist eben eine solche Handlung, die aber nicht durch natürliche Schürzung der Knoten interessant oder wunderbar wird, sondern wo sich Geister, und Helden durch Zauberey gestärkt, einflechten und den Grad des Wunderbaren zum Wunder selbst erheben. Woher nun der Name, Roman? Warum nicht Liebes- oder Wunder-Geschichte? Ein Blick auf den Ursprung derselben wird uns diese Frage sogleich auflösen.

Ich traue es meinen Lesern zu, daß sie wissen: wie es einmal eine Zeit gab, da Rom etwas anders war als es izt ist, da diese Stadt die ganze Welt beherrschte; ich meine hier nicht die Beherrschung durch die dreyfache Krone,<sup>1</sup> welche so vielen Tadel und Widerspruch erlitten, sondern jene frühere Zeiten der wirklichen Monarchie, die in den Compendien der Historiker die vierte Universalmonarchie heißt. Damals war in dem ganzen römischen Reiche, welches sich vom Euphrat bis an die Nordsee, und von der Wüste Sara, bis an die Donau erstreckte, nur eine Sprache, die, welche die Siegerinn redete, und die sie so allgemein gemacht hatte. Dies pflegt immer so zu seyn, wenn der Sieger cultivirt ist. Einige Völker, die um die Ostsee, und so ferner, wohnten, stürzten im fünften Jahrhundert das römische Reich um, und fügten an, auf seinen Trümmern zu wohnen. Diese Völker waren nun Sieger; sie hatten aber weder eine gebildete Sprache, noch eine Religion, mit der sie sich vor ordentlichen Leuten konnten sehen lassen. Die Besiegten waren wohlwollend genug, ihren Usurpateurs Sprache und Religion geben zu wollen. Aber jene nahmen sie nur halb an, und mit dieser, werden meine Leser wohl wissen, wie es gieng. Kurz, die Teutschen (denn kein anderes

Volk war Sieger der Weltbeherrscherin, Rom) lernten lateinisch, oder römisch, sprachen es aber mit deutscher Zunge aus, und bildeten es nach deutschem Syntax. Man sehen wir leicht, daß sie so wohl unteutsch als unrömisch und eine ganz neue Sprache redeten, die aber weit entfernt war, so allgemein zu seyn, als es die römische gewesen war. In jedem der neu entstandenen Reiche redete man sie; aber so, daß sie sich mehr, oder weniger der römischen näherte, je nach dem ein Reich, (zu der Zeit da alles noch römische Provinz war) mehr oder weniger der alten Hauptstadt nahe lag: oder mehr oder weniger Besieger hatte einnehmen müssen. In Italien, zum Beispiel, blieb das Materielle der Sprache fast ganz römisch, und man nahm von den Siegern nur die Artikel und eine andere Flexion der Worte an: Frankreich verlor schon mehr von seiner Ursprache, es bekam ausser dem Artikel noch die größte Hälfte seiner Wörter neu: Spanien hatte ein ganz besonderes Schicksal; ausser der Metamorphose, die es, wie Italien und Frankreich, schon erlitten hatte, wurde es im achten Jahrhunderte von den Arabern besetzt, und seine Sprache mußte auch von diesem Volke Besetze annehmen. So entstanden aus der Vermischung mit einer Sprache, in allen diesen Ländern nicht

nicht bloß eine einzige, die sich nur durch Dialecte unterschied, sondern ganz verschiedene Sprachen. Aber auch diese standen nicht sogleich da, wie wir sie izund sehen, sondern es gehörten immer einige Jahre, auch wohl Jahrhunderte dazu, bis sie sich so ausbildeten. Die alten römischen Unterthanen waren, wie alle alte Leute, zu unangelehrtig: und die Gelehrten, welche von undenklichen Zeiten her als ein hartnäckiges Volk bekannt sind, wollten auch hier von ihren Grillen nicht lassen, redeten den Leuten die römische Sprache zum Troz und, was das ärgste ist, so fahren sie in diesem Eigensinne bis auf den heutigen Tag fort. Ferner, bey den Anstalten wo eine gewisse feste Form nothwendig ist, wenn sie bestehen sollen, wie bey Gerichtshöfen, in Dokumenten, in heiligen Gebräuchen blieb die römische Sprache auch noch, und allenthalben wo der christliche Gottesdienst eingeführt wurde, bediente man sich derselben. Daher wurde selbst mitten im rauhen Teutschlande der Gottesdienst und die Gerechtigkeit, so gut wie in Italien und Frankreich, lateinisch verwaltet. Diese Einrichtung, wie meine Leser wissen werden, dauerte bis zur Reformation fort, und herrscht in den römisch: christlichen Kirchen zum Theil noch. So fest hingen die alten römischen Einwoh-

ner an ihrer Sprache: die neuen Bewohner konnten und wollten ihre Muttersprache auch nicht ganz vergessen; beide Theile mußten etwas nachgeben, wenn sie sich verständlich werden wollten. Man hatte schon seit jener Revolution, in welcher Attila eine Hauptrolle spielte, viel daran gearbeitet, die Sprachen zusammen zu schmelzen und sie in Form zu bringen; sie waren aber noch nie in rechte Hände gerathen. Es war da wohl am Ende des achten Jahrhunderts ein König von Frankreich, Karl, den man den Großen nannte, weil er große Verdienste um einen großen Theil der Menschheit hatte, der wollte die Sprachen in seinen Reichen, deren er viele hatte, cultiviren. Wie das aber in der Zeit eines halben Regierungsalters nicht geschehen kan, und seine Nachfolger sich damit nicht abgaben, so wurde nicht viel daraus. Bis endlich die Dichter, vor deren Forum die Sprache doch eigentlich gehbet, sich darüber hermachten. Sie fiengen nicht mit Regeln und Grammatiken an, sondern dichteten und sangen, jeder was seinen Lippen das nächste war. Anfangs gab Karl der Große und König Artus, nachher die Kreuzzüge und jedes Dichters eigne Herzensangelegenheiten den Stoff zu Liedern her. Unter Hugo Capet wurden diese Bemühungen zuerst merkbar, ob

es



es gleich nicht zu zweifeln ist, daß vor dieser Zeit nicht schon Sängere gewesen seyn sollten. Ihr Gesang war aber in einer Sprache, die viel zu wenig römisch war, als daß man sie eine römische, aber noch weniger teutsch, als daß man sie eine teutsche hätte nennen können: man nannte sie, die romanische Sprache. Sie war eigentlich ein Gemische vom alten Gallischen, vom Römischen und Teutschen; man fand sie unter allen ihren damaligen lebenden Schwestern am biegsamsten für das Metrum, (wenn eine Sylbenzählerey Metrum genannt zu werden verdient) am geschicktesten für den Reim und die Musik, und am schmeichelndsten für das Ohr. Gewiß hat sie dieses Lob aber nur dem Ohngesehr zu verdanken, welches Dichter erweckte, die sie früher sangen; denn die andern Sprachen sind gar nicht schlechter als die romanische, es fehlte ihnen nur die bildende Hand. Die Gedichte in dieser Sprache gesungen, nannte man *Romans*: welcher Name also nichts mehr oder weniger bedeutet, als eine interessante Erzählung in romanischer Sprache. Nachher gieng diese Sprache unter, oder verwandelte sich vielmehr in die französische, man schrieb auch in teutscher, italienischer und andern Sprachen Liebes, und Wundergeschichten, die den alten Namen behielten. Die

Ro,

Romanschreiber, oder Romanziers jener Zeiten bekamen viele Namen: Troubadours, (\*) Trouverres (\*\*), Fröhlichmacher (\*\*\*) , und ihre Kunst nannte man die fröhliche Wissenschaft (†). Sie standen in der Provinz, in Frankreich zuerst auf und wurden die Lehrer in der Dichtkunst für die ganze damalige Christenheit: daher man alle Liedersänger Provenzalen, und diese Epoche der Poesie, die Zeit der Provenzalen, nennt. Die Provenzalen verbreiteten sich bald über den übrigen Theil von Europa: denn weil man damals die Bücher nicht druckte, auch noch keine Messen angelegt hatte, sie in alle Welt zu verschicken, jeder Schriftsteller aber nur deswegen Schriftsteller ist, um in Zeit und Ewigkeit gelesen zu werden, so mußten sie sich entschließen, ihr Vaterland zu verlassen, und ihre Werke persönlich an den Mann zu bringen. Sie giengen an die Höfe vornehmer Herren, sangen

dieselbst,

(\*) Troubadours, vom italienischen Worte trovare, erfinden, bedeutet in der provenzalischen Sprache, einen Dichter oder Erfinder.

(\*\*) Trouverres, ist eben das, was Troubadour, und kommt entweder von trouverresor oder vom italienischen Trouatori, Erfinder, her.

(\*\*\*) Jongleur, vom lateinischen Jocularor.

(†) La Science gaie.

dieselbst, und wurden für ihre Mühe wohl aufgenommen und bezahlt, welches so weit gieng, daß die Herren ihre eigene Garderoben plünderten und verkauften, um nur einen Romanzier bezahlen zu können. Auf diesen Reisen begegneten ihnen dann mancherley Abenteuer, die ihnen immer neuen Stoff zu besingen gaben. So hatte Arnaud Meyerveith, der gegen Ende des zwölften Jahrhunderts lebte, die Kunst gelernt, Gedichte zu machen; er fand auch bald seinen Mäzen, Taillefer den Vicomte von Beziers. Arnaud verliebte sich in Aleorden, die Gemahlin Taillefers. Da unser Dichter wohlgebaut war, gut sang und eine gute Declamation hatte, so begegnete ihm die Gräfin mit vieler Höflichkeit und Herablassung. Unterdessen wagte er es nicht, ihr zu sagen, daß er selbst Verfasser der Lieder sey, die er sang und überließ diese Ehre andern. Seine Leidenschaft wuchs aber, ohngeachtet seiner Bescheidenheit, daß er endlich ein Lied machte, in welchem er der Gräfin seine Liebe ohne fernere Umstände offenbarte. Weit entfernt daß sie sich dadurch hätte beleidigt glauben sollen, nahm sie vielmehr die *chastes pieres*, wie sie du Verdier (\*) nennt, gar wohl auf, verlieh ihm ein gnädig Gehör,

und

(\*) du Verdier Biblioth. p. 89.

und gab ihm noch ansehnliche Geschenke dazu. Aber die Abentheuer liefen nicht alle so glücklich ab. Almerich Belvezzer der zu Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts lebte, hatte ein ganz ander Schicksal. Er verliebte sich, da er schon etwas alt war, in eine schöne, tugendhafte und in allen freyen Künsten unterrichtete Prinzessin Barbossa, und machte eine Menge Liederchen auf sie. Eines Tages unterhielt er sie und noch andre Damen mit allerhand gedeylichen Winnegesprächen: Barbossa lies ihren Handschuh fallen, Almerich hob ihn auf, küßte ihn, und gab ihn der Besizerin wieder. Die andern Damen warfen Barbossen ihre Höflichkeit als Indecence ziemlich bitter vor, diese aber antwortete: man könnte frommen und beliebten Dichtern nicht genug ehrende Gütigkeiten erweisen, weil diese ihr Lob besängen und ihre Tugenden verewigten. Almerich erkufte dies, und machte auf den Vorfall ein schönes Sonnet. Einige Zeit darauf wurde Barbossa zur Keßtissin in Monlegez, in der Provinz, erwählt: weil unser Dichter nun alle Hoffnung, seine schöne Dame jemals wieder zu sehen, verloren hatte, starb er für Schmerz darüber. Es ist schon ange- merkt worden, daß die Romanziers bald Nachahmer auch aufferhalb der Provinz fanden. Jede Pro-  
vinz

vinz Frankreichs hatte ihre Erzähler (\*), selbst in der Piccardie machte man Servantoi's (\*\*) und hatte Italien zuerst Nachahmer in dieser Dichtungsart, so kam dies daher, daß durch die Verlegung des päpstlichen Stuhls nach Avignon, der Umgang mit den Franzosen den Italienern sehr erleichtert wurde. Auch bey den Normännern mußten die Provenzalen Eingang finden, theils durch die nahe Nachbarschaft mit Frankreich, theils durch Kriege. Im ersten Jahrhundert kamen eine Menge Romane in Prose und in Versen zum Vorschein, und der President Fauchet redet von 127 Poeten, die vor 1300 gelebt haben. Bembo, Speron Sperone und andere italienische Autoren versichern, daß der beste Theil ihrer Sprache und Poesie aus der Provinz komme: und eben dieses müssen die Autoren in andern Sprachen, wenn sie unpartheyisch seyn wollen, zugeben. Es ist ausgemacht, daß Petrarck und Ariost sehr klein erscheinen würden, wenn die Provenzalen das zurück nehmen wollten, was von ihnen entlehnt worden. Kurz, die Provenzalen sind die

D

B&amp;

(\*) Conteurs.

(\*\*) Servantoi, Syrvantoi, von dem lateinischen *syrvantica poesis*, waren Liebesliedergergen, auch Spottgedichte und persönliche Satyren auf große Herren.

Väter der neuern Poesie, nicht nur für Frankreich, sondern für ganz Europa. Denn nie war ein Geschmak so bestimmt allgemein unter dem Volk und unter den Großen, als es damals der Geschmak für die provenzalische Poesie war. Selbst die Fürsten hielten es nicht für unedel, sich mit denselben zu beschäftigen, sie zu ehren und zu schätzen. König Richard I. bezahlte Sängern mit Gold, sein Lob zu besingen und zu sagen, daß er seines Gleichen nicht hätte. Raymund, Graf von Toulouse, der meinen Lesern aus der Geschichte der Kreuzzüge bekannt seyn wird, dieser berühmte Beschützer der Albigenser, war auch ein Beschützer dieser Dichter. Wilhelm von Agoult, Albert von Sisteron, Rambold von Orange waren alles selbst Dichter, und zugleich der albigenfischen Parthey zugehörig. Daher läßt sich nun der Haß der Mönche gegen die Provenzalen erklären: sie hasseten eigentlich nicht den Dichter, sondern den albigenfischen Ketzner; waren aber nicht im Stande, diese beyden Attribute von einander zu unterscheiden, sondern glaubten, wo eins wäre, müßte auch das andre seyn. Durch Savoyen kam die Poesie, tiefer nach Italien herab und both den Italienern die beste Gelegenheit an, ihre Sprache nach der provenzalischen zu

mu

mustern. Die Eroberungen und Kriege verschafften auf der andern Seite den Engländern Bekanntschaft mit den Provenzalen. Daher diejenigen ihrer Dichter, die in den frühern Zeiten sangen, als König Richard, Savary von Mauleon und andre, sich der provenzalischen Sprache bedienten. Chaucer nahm alle provenzalische und lateinische Wörter, mit denen es irgend thunlich war, unter die englischen auf, nachdem er ihnen vorher ein englisch Kleid umgeworfen hatte.

— c.

---

## Prüfung der Welt,

Ein Fragment.

---

Quelle der Verwesung! Mutter des Verderbens!  
 betrügliche Welt! kann mir dein Töckenwerk ein  
 Erbgut, dein Land einen würdigen Genuß, ein dau-  
 rendes Heil gewähren? Kann in dem Stamme  
 aller Unwesen ein wesentlich Gut liegen? Lange  
 dachte ich deinem Herkommen, der Wurzel deiner  
 Entstehung nach, vielleicht kannst du beglücken; viel-

leicht gebühet dir die Krone. Jedoch, ich fand deinen Bau hinfällig, und deine Entstehung Zerrüttung, in deinem Zusammenhange dein trauriges Ende; und in deinen Bestandtheilen deinen Untergang. Du entstehst durch die Fäulniß; und deine Mutter ist die Verwesung. Jetzt habe ich deine Mängel erkannt, jetzt habe ich deine Schande aller Welt entdeckt, und ich sollte dir noch feyern? noch soll mich deine Schönheit bezaubern? noch soll ich um deine Liebe buhlen? Kannst du meinen Augen gefallen wenn mein Herz dich verachtet? wer vermag aus Bermuth einen schmackhaften Saft zu erpressen? wer wird den Honig in dem Balge eines Löwen suchen?

Siehe! du lieblosest den Ruchlosen und haßest würdige Verdienste; du verwirfst den Kern und wählst die Schale.

Versammelst ein niedriges Gesindel, den Pöbel um dich, winkst dem Nichtswürdigen, der in der Ferne steht, und stoßest den Rechtschaffenen zurück, der sich dir naht. O! hierdurch zeigst du deinen Stand, die du Käufer herbeglockst und Mängel und Gefahr feilbiethest! hierdurch rufft du mit der Fackel in der Hand selbst deinen Meineid aus; wenn du



aus überschwenglicher Bosheit Könige vom Throne stürzt, und den verworffensten Schalk darauf erhebst. In die Thüren der Redlichen gräbst du Unsinnige das Zeichen der Verwüstung und des Umsturzes ein. Deine wüthende Flamme verzehrt die Wipfel der erhabensten Bäume von Libanon, und die Dornsträucher stehen sicher und unverletzt; du übertünchest die abscheulichsten Todes Sünden, verfälschest das sichtbare, und versenkst die Schandflecken tief hinein.

Wem nuzest du erfahrne Betrügerin? deinen Lieblingen? diese Weichlinge lockst du mit schlüpfrigen Worten, um ihren Mark zu saugen und ihre Geheine zu zerschlagen. Geschmückt, wie der Morgenstern in seinem lichten Glanze geschmückt, scheinst du dort in jenem Fenster und verschwindest wenn ein Liebhaber die Augen nach dir lenkt.

Dein Glanz schwärmt einen Augenblick um ihre Wohnung und in einem Nu ist er dahin: bald läßt du das Glück den Zipsel ihres königlichen Pompes nachschleppen; bald ist ihre Würde dahin, der Fürst tritt in Lumpen daher, die ein Ruderknecht abgelegt. Jetzt strahlt Heiterkeit und Lächeln um ihre Stirne und in kurzem sendest du deinen Zorn über

sie daher, er kömmt, und Jammer, Todt und Verwüstung folgen ihm nach. Ich erzeuge die Ehre, wenn ich dich einem schuldten eigensinnigen Weibe vergleiche; jetzt reicht sie uns Unterhalt, jetzt überhäuft sie uns mit Wohlthaten; wir ruhen in ihrem Schooße; wir sind ihre Lieblinge; jedoch jetzt ändert sich die Laune, die Feindselige bricht, und kennet weder Bruder noch Liebling.

Die Stützen der Zeit sind wankend; ihre Riesengebürge sind an einem Haar befestigt, das sich mit jedem Winde dreht. Jeder Augenblick wird von tausend Verwandlungen begleitet. Ich übersehe ihr stattliches Gefolge, und am Ende erkenne ich Eitelkeit und Schande; ich beschau' sie selbst und siehe! eine Schlange hat sich um ihre Ferse gewunden.

Je mehr sie mich anlächelt, je mehr versammle ich meine Gedanken und rufe ihnen zu: wisset, sie sinnt auf Bosheit! Ich aber stehe da wie ein verstümmtes Lamm, bewund're und schweige; ich bebaue das Vergangene, erschrecke über das Gegenwärtige, und zittere für das Zukünftige; schleppe mich langsam wohin sie mich leitet, und trage mit Widerwillen das Joch, das sie mir aufbürdet, bis meine

Kräfte

Kräfte dahin sind, bis sich mein Mark verzehrt.  
Welch eine Menge von Veränderungen; in welcher  
kurzen Dauer! ein Heer von Schmach, das sich un-  
ter tausend wandelbaren Gestalten zeigt!

Der Weise hat recht, den ich sonst einen  
Thoren gescholten, wenn er sagt: Die Zeit ist ein  
göttliches Wesen, kein Sterblicher kann sie begreifen.  
Noch sehe ich einen schwärmerischen Haufen ihre  
Gräuel bewundern und sich im Staube bis zu ihr  
hinwälzen; noch arbeitet der blinde Irre, so oft er  
sie betrogen.

Die Zeit tritt des Menschen Würde im Staub,  
erhebt seine Gräuel bis in die Wolken, und man  
freut sich? sie wieft mit Jammer und Qualen in al-  
len Straßen um sich her, man sieht es, und ist so  
ruhig, als wär es ein Scherz. Man lauert auf  
Tänze; man fränzt sich mit Neben; küßt die Dir-  
nen, versenkt sich in Lüste; handelt um Pieder; man  
höret den Unglücksboten nicht, und glaubt, er spotte.

---

## Zoradine.

---

**Z**u jenen Zeiten, da der Name der Ottomanen allgemein gefürchtet war, hatten Ismael und Achmet ihre Jugend unter diesem furchtbaren Heere verlebt; sie waren an einem Orte geboren; hatten unter einer Fahne gedient und sich zu einer Zeit zur Ruhe begeben. Sie besaßen ein paar an einander grenzende Ländereien, lebten mit ihren kleinen Eigenthümern zufrieden und vergnügt, ihre Freundschaft auch auf ihre Kinder fortzupflanzen. Omar war Ismaels einziger Sohn, ein edler feurriger Jüngling; eben in den Jahren, wo das Herz für den Eindruck der Liebe am offensten ist und Achmet freute sich durch eine Verblüdung mit seiner schönen Tochter den Sohn eines Freundes glücklich zu machen. Zoradine, so hieß die junge Schöne, nahm die Liebkosungen ihres Omar mit Vergnügen an und dankte selbst ihrem Vater für seine Einwilligung. In wenigen Tagen sollte sie in Begleitung ihrer Anverwandten in das Haus ihres Bräutigams geführt werden und war eben mit der Verrichtung ihres Brautpuzes beschäftigt, als ein fremder Reuter in einer kostbaren Kleidung

dung vor ihrer Wohnung still hielt. Achmet lud ihn mit gewöhnlicher Gastfreyheit in sein Haus und gleich beim Eintritt drückte der Fremde durch seinen ersten Blick das Erstaunen aus, welches er über Zoradinens Reize empfand. Selten ist Vbldigkeit einem Liebhaber eigen, wenn ihm Geburt oder Vermögen ein gewisses Ansehen über seine Geliebte verschaffen. Dies war auch hier der Fall. Der Sultan entdeckte sich, (er hatte sich auf der Jagd von seinen Begleitern getrennt und an diesem Orte verirrt) und bat Zoradinen mit allem Feuer eines Liebhabers seine Schätze und sein Glück mit ihm zu theilen. Stolz und Eitelkeit überwogen hier die Liebe; sie nahm die Anträge des Sultans auf und der redliche Achmet verließ voll Schrecken das Zimmer, um dem Sohne seines Freundes diese traurige Botschaft zu bringen. Wenige Augenblicke darauf stürzte Omar halb entseelt zu den Füßen des Sultans, „Herr (rief er aus) „dies Mädchen ist meine Braut und Gott setzte „euch über ein großes Volk, es zu beschirmen, nicht „aber eurem Unterthan, ein Kleinod zu rauben, das „ran seine ganze Seele hängt.“ Der Sultan war von edler Denkungsart; er schien unschlüssig. Zoradine aber fiel ein: Sie versicherte, diesen Jüngling nie geliebt zu haben, und behauptete zugleich, daß

sie den Antrag des Sultans freiwillig und mit Dank annehme. Dieses war ein Donnerschlag für den unglücklichen Omar; er verlies sprachlos das Zimmer und Zoradine wurde noch denselbigen Tag in das Serail gebracht; sie war eine der größten Schönheiten des Orients und der Sultan liebte sie heftig. Den Tag nach ihrer Ankunft besuchte sie die Gärten des Serails, die ohnweit vom Ufer eines Flusses lagen, aus welchem eben einige Fischer einen todten Leichnam aufzogen; sie erkannte gleich in der Ferne die Kleidung Omars; verrieth ihren Schmerz und ihre Bestürzung; aber die Liebkosungen des Sultans und die Reize ihres neuen Standes ruften ihre vorige Heiterkeit bald wieder zurück. Schon waren ein paar Monathe verflossen und noch blieb die Liebe des Sultans in gleicher Stärke; er wich keinen Augenblick von ihrer Seite; entzog sich allen Geschäften und das Murren des Volkes wurde darüber allgemein. Der Divan versammelte sich und lies den Sultan dringend um seine Gegenwart bitten. Er kam; sein Bezier stellte ihm die Lage der Umstände vor und flehte ihn im Namen seiner Unterthanen, das Glück seines ganzen Volkes nicht wegen einer einzigen Sklavin zu verabsäumen. Der Sultan befohl Zoradinen in den Divan zu bringen; so bald sie sich

sich näherte, hob er ihren Schleier auf; frug alle Anwesende: „Ob er Unrecht handle, einer so aufserordentlichen Schönheit so viel aufzuopfern.“ Die Freude, die Zoradine über diesen Lobspruch empfand, erhöhte ihre Reize und selbst Greise rusten entzückt, daß sie in der Lage des Sultans nicht anders handeln würden. Aber in demselben Augenblicke entblößte er seinen Säbel, schlug ihr mit einem Streiche den Kopf ab und ihr Blut bespreizte die Anwesende, auf deren Gesichtern überall Grausen und Entsetzen gezeichnet war. Als sie mit einemmale die Stimme des Sultans wieder zur Besinnung zurückrief; „Seht (sprach er) und lernt aus dieser Probe, daß ich mich selbst zu bekämpfen und mein Glück und mein Vergnügen dem Wohl meiner Untertanen aufzuopfern im Stande bin.“ Jeder rühmte die große, obgleich wilde Handlung des Monarchen und wer den Zusammenhang der Geschichte roußte, betrachtete Zoradinens Schicksal als eine Strafe des Himmels.

L. v. B.

## Aktion

aus des Ovidius Verwandlungen.

---

**E**heben prangete schon, und glücklich schlenest du,  
 Cadmus,  
 in der Verbannung, mit Mars und Cythereen ver-  
 schwägert,  
 alle die zärtlichen Pfänder der trefflichsten Gattinn  
 zur Seite,  
 Söhne, Töchter und Enkel, und die in den Jahren  
 der Jugend! —  
 doch erwartet zuvor den letzten der Tage des Men-  
 schen,  
 nennt, eh das Auge sich schließt, noch keinen Sterb-  
 lichen glücklich.  
 Nach so vielen Scenen des Glücks war dein Enkel,  
 o Cadmus,  
 dir die erste Quelle von Leid mit des Hauptes Ge-  
 weihe,  
 waret's ihr Hunde, vom strömenden Blut eures  
 Herren gesätigt.  
 Untersucht man den Vorgang, so findet sich Bosheit  
 des Schicksals,

nicht



nicht Verbrechen dabey: denn welches Verbrechen ist  
 Irthum?

auf dem Gebürge, mit Blut von verschiedenem Wils-  
 de gefärbet,

als der brennende Mittag die kühlenden Schatten  
 verführte

und die Sonne gleich weit von beiden Zielen ent-  
 fernt war,

rief mit diesen freundlichen Worten Aftaon der  
 Jüngling

seine Gefährten herbey, die die waldichten Gründe  
 durchschwärmten:

„Garn und Lanze triefen vom Blut des Wildes,  
 ihr Freunde;

„Glück für heute genug! So bald uns morgen  
 Aurora

„wieder die Stralen des Lichts im goldnen Wagen  
 heraufbringt,

„dann beginnen wir wieder das Werk. Es steht  
 nun Phöbus

„auf der Mitte der Bahn und Dämpfe spalten das  
 Erdreich;

„endiget, Freunde, die Jagd, und löset die knotigen  
 Netze! „

Diesem Verlangen gemäß, verlassen sie jeho das  
Waidwerk.

Dick mit Fichten besetzt und spitzen Cypressen erstreckt  
sich

Gargaphia ein Thal, der geschürzten Diana ge-  
heilligt;

tief in iden Schatten liegt hier eine Grotte ver-  
borgten,

keins von den Werken der Kunst; nur unter dem  
Scheine von dieser

hatte die Hand der Natur aus glattem Schiefer und  
Baldstein

ein Gewölbe gespannt. Zur Rechten rauscht eine  
Quelle,

deren durchsichtige Flut ein blumiger Rasen um-  
fränzet.

Hier nun pflegte die Göttin der Wälder, vom Ja-  
gen ermüdet,

in dem perlenden Bach die jungfräulichen Glieder zu  
nehen.

Tritt sie zur Grotte hinein, dann giebt sie einer der  
Nymfen

Köcher und Speiß in die Hand und den abgespannes-  
ten Bogen,

über den Arm einer andern wirft sie den flatternden  
Mantel,

zwo entgürten das Band ihren Füßen, indessen  
Crocale,

künstlicher, als die Ismenen, die Busen umwallenden  
Locken

(sie nur mit fliegendem Haar) in ringelnde Knoten  
ihr schläget.

Nephele, Hyale, Rhamis und Psecas und Phiale  
schöpfen

von dem kristallinen Naß und strömen's aus Ureos  
herunter.

Als nun Titanien hier die tanzenden Wellen um  
schlüpfen,

siehe, da kömmt nach geendeter Jagd der Enkel des  
Cadmus,

welcher mit zweifelndem Schritt in der fremden Bild-  
niß herumiret,

in die waldichte Bucht. So führt ihn das zürnende  
Schicksal.

Und kaum setzt er den Fuß in die Quellschlä-  
ngelte Grotte,

so erschu ihn die nackenden Nymphen, und schlagen  
an ihre

Brust, und durchkreischen den Wald; rund um Dia-  
 na gegossen  
 decken sie selbige zwar, doch die Göttin ragt über sie  
 alle  
 bis zum Hals hervor. Die Farbe der Wolken des  
 Himmels,  
 wenn sie die Sonne bestrahlt, oder wenn Aurora sie  
 purpurt,  
 mahlt sich auf Wang und Stirn der entkleidet er-  
 blickten Diana,  
 die, obgleich von der Schaar der Begleiterinnen um-  
 geben,  
 hin zur Seite sich beugt und die Augen zur Erde  
 zurückwirft.  
 Wünschend, sie hätte den Köcher bey Hand, bedient  
 sie statt seiner  
 sich des Wassers, und schöpft und gießt es dem  
 Jünger ins Antlitz,  
 und indem sie sein Haar mit der rächenden Quelle  
 besprenget,  
 so verkündigt sie die über ihn kommende Strafe:  
 „Jeho, wenn du vermagst, erzähle, daß ohne Ge-  
 wand du  
 „mich erblickt.“ Mehr drohte sie nicht. Dem bes-  
 sprizten Haupte  
 glebt

giebt sie des Hirschen Geweih, dem Halse längere  
Dehnung,

höhere Spitze dem Ohr, verwechselt die Hände mit  
Füssen,

und mit Schenkeln die Arme, und hält ihn in flei-  
chtige Haut ein;

Scheue giebt sie zugleich. Nun fliehet der Sohn des  
Autones

und bewundert im Laufen die Schnelligkeit seiner  
Gelenke.

Als er jedoch das Geweih in bekannten Gewässern  
erblickte,

ach, ich Unseliger! wollt er da rufen, doch stotzte die  
Sprache.

Er ersenkete: das war die Sprache. den Augen ent-  
quollen

keine Thränen, nur blieb ihm die menschliche Seele  
noch übrig.

Was zu thun? Nach Hause zurück, nach der Kö-  
nigsburg soll er?

oder im Walde sich bergen? Schaam hindert jenes,  
Furcht dieses.

Starrend vor Zweifel — erseh'n ihn die Hunde. Zu-  
erst giebt der schlaue



Schnobates, mit ihm Melampus durch Vellen das  
Zeichen:

Schnobates ein Gnosjer, Melamp von spartanischer  
Herkunft.

Und drauf stürzen die andern herzu wie der reisende  
Sturmwind.

Pamphagus, Oribasus, Dorceus: Arkadier alle;  
Lalapes und der gewaltige Nebrophonos, der wilde  
Theron, das Windspiel Pterelas und Arge der Spür-  
hund,

und der verwagte Hyläus, nur neulich vom Eber  
gehauen,

Mape, vom Wolf' erzeugt, und Pömenis Wächter  
der Heerde,

und mit dem begleitenden Paar ihrer Jungen,  
Harpya,

und der Sycalsche Ladon mit schmalen Dämmungen,  
Dromas,

Sticte, Canace, Tigris und Asbolus, Peucon und  
Alce,

der mit schwarzen, die mit weißen Ohren gezeichnet;  
Thous, der mächtige Lacon, Aeellus der schnellste  
Läufer,

und der flüchtige Cypris dann und sein Bruder  
Lisice;

ihnen

ihnen folgt Harposos nach und Menaleus von rufsi-  
ger Stiene,  
weiß in der Mitte gestreift, und Lachne mit zottigen  
Haaren,

Labros und Agriodos, von Lacedemonischer Mutter  
und kretensischem Vater, Hylaktor von klingender  
Stimme:

die, und die übrigen alle — wer kann sie mit Na-  
men benennen? —

reißt die Begierde nach Raub über Thäler und über  
Gebürge,

über unwirthliche Felsen und unzugängliche Klüfte,  
wo ein beschwerlicher Weg, und wo auch der nicht  
vorhanden.

Und Aktäon entflieht da, wo er öfters verfolgte; —  
Ha! die Gefährten selbst, die flieht er, wollte jetzt  
rufen?

Ich bin Aktäon ja; erkennt ihr nicht euren Geleiter?  
Aber die Sprache versagt. Vom Wellen ertönen die  
Lüste.

Melanchetes versezt ihm die erste Wund in den  
Rücken,

drauf Theridamas; Orestrophus hängt sich ans  
Hüftbein.

Später waren zwar die, doch den Richtweg über  
die Berge

hergelaufen. Indem sie ihren Gebieter noch halten,  
stürzen die andern herzu, ihn mit gierigen Zähnen  
zerfleischend.

Schon gebriecht's den Wunden an Platz. Er giebt  
unter Seufzern

Lauter von sich, doch menschliche nicht, die konnte der  
Hirsch nicht.

Mit erbärmlichen Klagen erfüllt er alle bekannte  
Jagdgesilde. Gesunken aufs Knie, dem Flehenden  
ähnlich,

lehrt er nach Hülfe den schweigenden Blick, als wä-  
ren's die Arme.

Doch das Gefolge der Jagd, nicht kundig dieser  
Verwandlung,

hezt mit gewohntem Huffah! den reisenden Haufen  
noch mehr an,

sucht mit den Augen und ruft, als wär er entfernt,  
den Jüngling,

ruft um die Wette: Aktäon! Aktäon! beim Namen  
Aktäon

dreht den Kopf er zurück; und da sie beklagen, er  
sey nicht

sey aus Müdigkeit nicht bey dieser Scene zugegen,  
wünscht



mühselt er, es nicht zu seyn, doch ist ers, möchte  
 der Hunde  
 tapfere Thaten zwar sehn, doch nicht an sich selber  
 empfinden.

Ganz umlagert von ihnen, im blutigen Körper die  
 Rachen,  
 wird ihr eigener Herr im vermeintlichen Hirsche zer-  
 rissen.

So versöhnte den Jorn der Bogenschützin Diana  
 nur ein schmähhcher Tod, durch tausend Wunden  
 verursacht.

† d.

---

## An meine Phantasie.

---

Nicht ein kleines Blümchen dann —  
 Aus dem ganzen weiten Bonnegarten,  
 Wo du oft mich über mein Erwarten  
 Sonst gelabt, wenn ich dem Zwang entrann,  
 Der den Geist an Ruderbänke kettet, —  
 Nicht ein Blümchen hast du mir gerettet?  
 Daß ich's pflegen, daß an seinem Glanz

Ich mein trübes Auge weiden könnte.  
 Ach ein kleines Nöschchen! — wenn mir einen Kranz  
 Das Verhängniß nicht vergönnte!  
 Zauberinn! Dein Paradies wie war's so schön:  
 Dennoch würd ich auch das Nöschchen lieben.  
 Aber ganz verwaist lässest du mich stehn,  
 Fühlen keines Zephirs labend Wehn,  
 Kein besonntes Thal, ach um mich her nur trüben  
 Um und um bewölkten Himmel sehn.  
 Treulos! treulos! — ha des schönen Lohnes!  
 Für die Opfer die ich dir gebracht,  
 Schöne Zauberinn! und daß ich Tag und Nacht  
 Bonne träumend an den Stufen deines Thrones  
 Da gelegen, und die Welt verlacht,  
 Ehr und Glück verschmäht und auf Gesang gedacht.  
 Hast du nichts als diese freudenlose Wüsten  
 Nichts für mich als dies empörte Meer?  
 Ist die Bomm' an unbefahrne Küsten  
 Hingeflohn, und kommt nicht mehr hieher?  
 Zeigst du mir Elysium nicht mehr? —  
 O so lasse lieber mich erwachen!  
 Daß ich wieder fühle die Natur  
 Daß mir diese Wiesen, diese Fluhr,  
 Diese Rosen wieder lachen.

---

## Mein Wunsch.

---

Soll ich für meine Bahn dem Himmel Wünsche  
schicken,

so ist es wahrlich nicht um Güter Ruhm und Rang  
wer sich mit wen'gem gnügt, den darf kein Stand  
beglücken,

den quält nach Ruhm und Gold kein unbegrenzter Hang.  
Es darf zu meinem Glück kein Fürstenthum, nur wenig  
nur Winna, nur ein Freund und ein gepflügtes Feld,  
da leb ich froher wie im Sanssouci mein König,  
dann ist mein Stückchen Land mir eine ganze Welt.  
Soll nach des Schicksals Schluß ich späte Jahre  
zählen,

so sey mein Alter einst, wie meine Jugend war,  
wer froh und bieder lebt, den kann kein Vorwurf  
quälen,

der bricht sich Blumen noch im höchsten Stufenjahr.  
Und naht sich denn gemach der letzte meiner Tage,  
so sey mein brechend Aug gelassen auf sein Grab;  
den letzten Augenblick entehre keine Klage  
und schlummernd wandle ich mit meiner Rolle ab.

Bannovius.

## Folgen der Untreue.

**G**raf von Eichenhal besaß keinen männlichen Erben, und seine Vettern hielten bereits seine ansehnliche Lehngüter für ein Eigenthum, das ihnen auf keine Weise mehr entgehen könnte. Da sie nach dem Ausdrücke des Grafen alle Achtung gegen ihn beiseite setzten, so entschloß er sich zu einer zweiten Heirath, wozu ihn aber eigentlich eine Leidenschaft veranlaßte, die er sich in einem Alter von sechzig Jahren zwar nicht zu empfinden, aber öffentlich zu gestehen schämte. Das Fräulein, worauf seine Neigung fiel, war um einige Jahre jünger, als die Tochter, welche der Graf aus seiner ersten Ehe erzeugt; er bewarb sich um ihre Hand und da sie nur blos an Schönheit reich war; so machte sie sich kein Bedenken, sogleich den Antrag eines Mannes anzunehmen, der ihr die gegründete Hoffnung machte, sie in kurzem als eine junge und reiche Wittve zu hinterlassen, und der überdies nichts sehnlicher, als Erben wünschte. Dieser Wunsch wurde gleich im ersten Jahre zur außerordentlichen Freude des alten Grafen erfüllt und dem allgemeinen Gerede nach hatte er diese Freude dem

Haupt:

Hauptmann von Schwarzenfeld zu verdanken. In dessen lebte der alte Graf länger, als es seine Gemahlin vermuthet hatte und der Hauptmann, der gern einen gewissen Lohn empfangen wollte, bewarb sich um die Hand der Tochter; er war im Hause, als ein guter Freund, beliebt, und die Gräfin, der an Verschweigung ihres Geheimnisses gelegen war, wandte jeko alles mögliche an, um die Heirath zwischen ihrem Liebhaber und ihrer Stieftochter zu bewerkstelligen. Ihre Schmeicheleyen und Bewegungsgründe wirkten soviel bey dem alten Grafen, daß er seine Tochter selbst wider ihren Willen zu dieser Heirath nöthigte. Er starb ein paar Jahre darauf und die verwittwete Gräfin vermählte sich nicht wieder; vielleicht weil sich kein Liebhaber ihrem Sinne gemäs vorfand, oder auch weil sie vielleicht allen Zwang scheute. Sie war indessen bemüht, ihrem Sohne, der alle Vorzüge des Körpers besaß, eine so vortheilhafte Erziehung, als möglich, zu verschaffen; er wurde einer der liebenswürdigsten Jünglinge; sein Wiß und sein Verstand waren beyde gleich vollkommen und der einzige Fehler, den man ihm vorrückte, war eine zu große Heftigkeit, die oft zur Uebereilung ausartete. Hauptmann von Schwarzenfeld hatte das eingebrachte seiner Frau bald verpraßt;

er war nun der Vater einer zahlreichen Familie und die ansehnlichen Geschenke, die er von seinem Schwager empfing, waren beynahe das einzige, wovon er sich nebst seiner Familie unterhielt; diese Geschenke waren nicht bloß eine Folge von der Gutherzigkeit des Grafen; sondern vielmehr ein Opfer, welches er seiner reizenden Nichte darbrachte. Amalien selbst machte diese Freygebigkeit ihren liebenswürdigen Oheim noch immer schätzbarer, er war nur drey Jahre älter als sie und beyde empfanden bald eine Neigung gegen einander, die um soviel heftiger war, weil diese Leidenschaft zum erstenmal in diesen jungen Herzen aufglühte. Der junge Graf hielt bey dem Vater seiner Geliebten um seine Einwilligung an. Dieser, erfreut, einen reichen Schwiegersohn zu erhalten, der ihm schon so viele Beweise der Freygebigkeit ertheilt, willigte auf der Stelle ein. Die Gräfin von Eichenthal hingegen widersetzte sich dieser Verbindung aus allen Kräften; aber der feurige Liebhaber widerlegte alle ihre Gründe, und da Hauptmann von Schwarzenfeld über alle ihre Bedenklichkeiten spöttelte, auch zuweilen eine Drohung entschlüpfen lies; so wurde sie endlich genöthigt, ihr Jawort dem jungen Paare nicht länger vorzuenthalten. Schon war der Tag zur Hochzeit bestimmt und weil

weil Amalie aus Mangel des Vermögens in einiger Entfernung von der großen Welt gelebt; so suchte sie ihr Liebhaber für den bisher entbehrten Genuß der Modevergünstigungen um so viel reichlicher schadlos zu halten; er begleitete sie eben in einer sehr kostbaren Kleidung auf einen Maskenball, als ihn gleich nach dem Eintritte ein verlarvter Mensch, der einen sehr einfachen Domino trug, in das Nebenzimmer nöthigte. Der Unbekannte nahm die Larve ab: „Verzeihen Sie, sagte er zum Grafen, daß ich Ihnen eine Nachricht hinterbringe, die Ihnen freylich unangenehm seyn muß, mich aber, wenn ich sie verschwiege, zu einem Verbrecher machte;“ er entdeckte ihm hierauf das ganze Geheimniß seiner Geburt, und da er als Kammerdiener des verstorbenen Grafen von Eichenthal alle in diesem Hause vorgefallenen Umstände auf das genaueste wußte, so überzeugte er den Grafen bald von der Wahrheit seiner Aussage. Eine jede Zeichnung von dem, was der Jüngling fühlte, würde nur immer ein schwaches Schattengemälde bleiben. Sprachlos verlies er denselben Augenblick das Ballhaus, warf sich in die erste Miethkutsche so er vor der Thüre antraf, und ließ nach seiner Wohnung jagen; er eilte in sein Zimmer und begab sich einige Augenblicke darauf zu sei-

ner Mutter, welche er allein und lesend antraf. Noch im Maskenkleide, mit einer Pistole in der Hand, näherte er sich ihr mit der Frage: „wer sein Vater sey?“ Die Gräfin that einen Schrey nach Hülfe; aber ersdrohte, sie auf der Stelle zu ermorden, wosfern sie seine Frage unbeantwortet lassen würde. Die Furcht vor dem Tode überwand alles. Sie nannte den Hauptmann von Schwarzenfeld und in demselben Augenblick schoß sich der unglückliche Jüngling die Kugel durch den Kopf. Der Schuß lockte alle Bedienten aus dem Hause herbey; einer davon läuft vertheidigt in den Neboutensaal. Amalie, eben im Tanze begriffen, erblickt den Laken; seine Miene setzt sie in Schrecken und sie eilt ihm zu, nachdem ihr Auge zuvor nach ihrem Geliebten den Saal vergeblich durchsucht hat. Sie erfährt den letzten Theil der schrecklichen Geschichte. Ihre Ohnmachten ihr Geschrey und ihre Klagen machen auch die übrigen Anwesende damit bekannt. Alles war zu ihrem Troste vergebens. Sie verfiel in ein hitziges Fieber, welches ihrem Leben in wenig Tagen ein Ende machte; zum wenigsten wurde dieses als die Ursache von ihrem Tode angegeben, welcher dem Gerücht zufolge durch Gift befördert war. Die verwittwete Gräfin von Eichenthal aber verfiel in eine Schwermuth, welche sie einige Jahre hindurch auf das schrecklichste



peinigete und sie starb verzweifelnd, indem sie sich noch auf dem Todbette anklagte, die eigentliche Mörderin dieses unglücklichen Paares gewesen zu seyn. Die Güter des Grafen von Eichenthal kamen in die Hände weitläufiger Lehnvöttein, und Hauptmann von Schwarzenfeld gerieth nebst allen Seinigen in die äußerste Dürftigkeit.

L. v. B.

---

## Beispiel ehelicher Treue unter den Wilden.

---

Im vorigen Kriege hatten die Engländer das Fort Lauden im Lande der Chirobes besetzt. Die Franzosen wiegelten dieses Volk gegen die Engländer auf und das Fort wurde von Willimnava einem ihrer Kriegsobristen belagert. Alle seine Stürme wurden abgeschlagen und er beschloß die Besatzung durch Hunger zur Uebergabe zu nöthigen. Im kurzen war auch aller Vorrath an Lebensmitteln aufgezehrt; aber einige von der Besatzung hatten Chirolesische Weiber und diese trugen alle Nacht eine Menge von Lebensmitteln in das Fort. Williminava erfuhr dieses — ließ die

Wei-

Weiber zu sich kommen und drohte ihnen den Tod, wofern sie seinen Feinden nur noch das geringste an Lebensmitteln zubrachten. Diese edlen Weiber aber versicherten ihm, daß sie nie aufhören würden, ihren Männern allen möglichen Beystand zu leisten; sie wußten es, daß er die Gewalt hätte, sie tödten zu lassen, aber viele von ihnen hätten Väter und Brüder unter seinem Heere, diese würden sie sterbend um Rache gegen ihn ansehn und wenn er diese nicht scheue; so könnte er sie auf der Stelle ermorden lassen. Willimaya wurde hiedurch in Furcht gesetzt: er getraute sich nicht seine Drohung zu erfüllen; sondern gewährte der englischen Besatzung einen freien Abzug.

(Timberlake's Reisen.)





## Inhalt.

	Seite.
Neujahresinjurien. — — —	3
An Herrn Johann George Hamann. —	5
Ein Lied vom Reiffen. — — —	14
Natur. — — — —	17
Naturgeschichte des Krokodils. — —	21
Beispiel von Dankbarkeit und Treue: —	37
Ueber den Ursprung des Worts: Roman. —	40
Prüfung der Welt. Ein Fragment. — —	51
Zoradine. — — — —	56
Altdon aus des Ovidius Verwandlungen. —	60
An meine Phantasie. — — — —	69
Mein Wunsch. — — — —	71
Folgen der Untreue. — — — —	72
Beispiel ehelicher Treue unter den Wilden. —	77





Das

# preussische Tempe

Zweytes Stück.

---

Februar 1781.

---

---

Dichtkunst.

---



Es ist freylich schon lange her; aber wahr ist es doch, daß der Ehrenname Weiser und Dichter ehemals einerley Name war. Damals, da noch der Verstand sich selber so wenig, als seine Wissenschaften, in Fächer abgetheilt hatte, da Büchermachen noch kein Handwerk und Bücherlesen noch kein Zeitvertreib war; da die denkenden Köpfe, zugleich thätig, keine andre Kenntnisse vor wichtig hielten, als diejenigen nur, wozu ihnen die dringende Noth des Menschenger schlechtes, seine gegenwärtigen Bedürfnisse, die keinen Aufschub litten, auffallende Gegenstände, die ihren Sinnen Gewalt thaten und tausend dringende

Gelegenheiten Anlaß gaben, sich um ihr Zeitalter verdient zu machen; damals, da alle Bestrebungen des Kopfes, die aus Vorfall und That entsprangen, wieder in That und Wirkung übergingen; da in den Betrachtungen dieser ersten Erfinder und Denker kein anderer Zusammenhang war, als der Zusammenhang wirklicher Erfahrungen, wirklicher Begebenheiten, Beyspiele und Thaten; damals wohnete, statt Gelehrsamkeit und Wissenschaft, nur Weisheit unter dem bessern Theile des rohen Hausens.

Damals also kommt es nicht fehlen, daß diese erste Weisen, ob sie gleich ehrwürdige Männer, Gesetzgeber, Stifter menschlicher (wir sagen heidnischer) Religionen, Verbesserer der Sitten, Erfinder nützlicher Künste waren, dennoch, gegen unsere Gelehrsamkeit gemessen, solche Kinder blieben, daß ein Schulknabe des achtzehnten Jahrhunderts sie leicht in trocknen und superklugen Fragen stumm machen könnte: solche Kinder, daß sie auch ihre eigene Begriffe, deren Schöpfer sie waren, nicht anders fassen und erklären konnten, als durch Hilfe der Imagination. Sie mußten sich über ihre Abstraktionen einen orbis pictus machen, und das am ersten, um sich selber zu verstehen.

Uebdenn waren auch die Leute, welchen sie sich mittheilen wollten, noch größere Kinder; konnten weder lesen noch schreiben; faßten nichts als Gestalten, die sie mit ihren Sinnen greifen und mit ihrer Imagination betasten konnten. Was Wunder also, daß jene Weisen nicht den Mund aufthaten, ohne zu dichten (\*); mitgerechnet die allen rohen Sprachen angebornen Rhythmen, welche damals, nur mit wenig Kunst verbessert, in allen Vorträgen an das Volk, um sie dem Gedächtnis einzuprägen, unentbehrlich waren. Alle ihre Wahrheit und Weisheit war Gedicht, aber auch ihr Gedicht war Weisheit und Wahrheit.

Dieser Zustand der barbarischen Weisheit (wie wir Gesittete sie zu nennen belieben) dauerte

§ 2

noch

(\*) Antiquis seculis, cum rationis humanae inventa et conclusiones etiam eae quae nunc tritae et vulgatae sunt, tunc temporis novae et inusitatae essent, omnia fabularum omnigenum, et Aenigmatum et Parabolarum et similitudinum plena erant: atque per haec docendi ratio, non occultandi artificium quaesitum est; rudibus tunc temporis hominum ingeniiis, et subtilitatis, nisi, quae sub sensum cadebat, impatientibus, et ferè incapacibus. Nam, ut Hieroglyphica litteris; ita Parabolae argumentis erant antiquiores. *Baco in Praef. Libri de Sapient. Versant.*

noch unter den Griechen fort, bis auf die Zeiten Solons, Aesopus, Anakreons. Ja, auch Anakreon! auch der hies Weiser, sofern er Dichter war. Wenn es auch wäre, daß Anakreon — aber man macht ungerechter weise die feinen Spiele seiner Phantasie zum wahren Abdruck seines ganzen Charakters; obgleich die edle Meinung, die Plato von ihm hat, und die Achtung seiner Zeitgenossen, insbesondere der Fürsten Hipparchus und Polykrates uns eine edlere Meinung von ihm beybringen könnte — wenn es auch wahr wäre, daß er nicht seinen Verdiensten, sondern nur der damaligen Sprachmode den Namen des Weisen zu danken hatte: so zeigte eben diese übliche Synonyme, daß einstmalen Weise und Dichter einander einverleibt waren, wie Gesang und Gesetz (\*). Die Vereinigung dieser beyden Aemter fand bey den Promotheen und Salomonen aller Völker und Zeiten statt; so lange Weisheit noch öffentlich handelte; so lange die Sprache und die Betrachtung der ersten Forscher noch nicht so viel Deutlichkeit und Precision hatte, daß sie reine, von Sinnen und Einbildung abgelsbte Vernunft fassen und lehren konnten; so lange Form und Zuschnitt der  
 Spra

(\*) *νομος* Aristol. Probl. Sect. XIX. Art. 28.



Sprache noch ihren ursprünglichen Karakter in Figuren und Rhythmen an sich trug; und so lange Rhythmus, der Gehülfe des Gedächtnisses, noch den Mangel der Schreibkunst ersetzen mußte.

Sie trennten sich aber mit der Zeit, Weisheit und Dichtkunst. Wann diese Trennung unter den Griechen, von denen wir doch mehr, als von andern Völkern, wissen sollten, den Anfang nahm, würde man genau sagen können, wenn man genau den Zeitpunkt wüßte, in welchem Weisheit sich in Wissenschaft verwandelte. Denn nachdem Weisheit der Religion des Volkes, dem Staate, den Gesezen und Sitten eine festere Verfassung gegeben hatte: so mußte sie von selber ihre öffentliche Thätigkeit in einen engeren und stillern Kreis einschränken. Je mehr sie vordem öffentlich gethan hatte, desto weniger blieb ihr zu thun übrig; und, so wie Solon, unterwarf sie sich dem Schuß derjenigen Herrschaft, welche sie selber errichtet hatte. Da sie sich also je mehr und mehr in die Stille zog, gewann sie immer mehr Ruhe und Zeit, zu forschen und nachzudenken, und, so wie sie vorher in Anwendung ihrer wenigen aber wirklichen Kenntnisse ihre Ehre gesetzt hatte; so setzte sie nun dieselbe in Erweiterung, Absonderung und

Berechnung ihrer Kenntnisse. Die Zeit der sieben Weisen war bey den Griechen der Uebergang von Weisheit zur Wissenschaft. Da fing die Dichtkunst an, bey ihrer Gespielin Langeweile zu fühlen, und sah sich genöthigt, sich mit sich selber zu beschäftigen; fand für sich allein auch Anhänger und Zuhörer, und mehr, als jene. Die Weisheit definierte, demonstirte, zergliederte und zog allen Gedanken die Bilder ab; Die Dichtkunst bilderte, phantasirte bloß, und machte aus ihren Allegorien eine Fabelgeschichte nach der andern. Sie blieben noch gewissermassen zusammen; aber nicht wie vorher, als eine einzige öffentliche Staatsperson, die in der Regierung saß, sondern als Privatleute in stiller Geschäftigkeit.

Zugleich geschah' es, daß, da in der Gesellschaft Rangordnung und Verschiedenheit der Stände sich einfand und täglich vermehrte, man auch anfing, die Geschäfte des Denkens, die bisher gemeinschaftlich gewürkt hatten, in Klassen abzusondern. Man theilte die Seele in verschiedene Fakultäten: Vernunft, Gedächtnis, Scharfsinn, Wis, Einbildung, Urtheil u. a. m. Ja, da man sogar obere und untere Fakultät einführte, und die Wissenschaft, welche diese Eintheilung getroffen hatte, nicht

vergaß, sich in die obere zu setzen, und der Dichtkunst die untere anzuweisen: konnte es nicht fehlen, daß Eifersucht sie beyde zertrennte, und die, welche sich bisher unterstützt hatten, sich einander den Dienst aussagten.

Aber so wie alle Wissenschaften nach ihrer jetzigen Ausdehnung in keinem Kopfe sich zusammen vereinigen können: so können sie auch in keinem Gehirn so getrennet werden, wie sie in unsern Lehrbüchern getrennt sind. Und so ist auch niemals eine völlige Trennung zwischen Wissenschaft und Dichtkunst, zu beyder Glück, zu Stande gekommen. Sie beyde versöhnen sich, sobald sie einander brauchen; und jede von ihnen merkt, daß sie desto mächtiger werde, je weniger sie sich zu herrschen anmasse. Dichtkunst bleibt eine Tändlerin, schön, aber wandelbar, gleich der Iris, wenn sie von der Wissenschaft nicht Festigkeit borgt; wenn diese nicht der Dichtkunst Gegenstände vorschiebt, an welchen sie ihr hundertsfarbig Licht brechen und Stralen zurück werfen kann. Und Wissenschaft, besonders die, welche sich mit den Sitten des Menschen beschäftigt, bleibt eine Gräblerin, und ein unsichtbares Lustding, wenn ihr nicht die Dichtung behülfflich ist, sich den Menschen menschlich zu offenbaren.

Denk der Wissenschaft Bestreben ist Unter-  
 richt; der Dichtkunst ihres, Anschauen. Beyder  
 Gebiet ist Grenzenlos, oder vielmehr eines. Phant-  
 asie herrscht nicht nur über das Gebiet des Auges,  
 des Ohres und aller Sinnen, die uns mit der Kör-  
 perwelt vereinigen; nicht nur über die Sitten, Hand-  
 lungen und Leidenschaften der Menschen (ihr eigen-  
 thümliches Revier) sie schwebet auch über dem un-  
 sichtbaren Reiche des Verstandes. Und eigentlich mit  
 ihrer Hülfe hat die Weltweisheit, obgleich unbewußt,  
 Weltssysteme, Gesetze der Körper- und Geisterwelt,  
 und die Kette der Dinge,

Bis dahin, wo der letzte Ring  
 an Jovis Ruhebette  
 seit Chaos Aufruhr hing —

durch Vermittelung glücklicher Hypothesen gefun-  
 den, die, im Grunde betrachtet, eine Art von Fik-  
 tionen sind. Phantasie hat die Aufgabe und  
 das Product gegeben, und die langsammere Wissen-  
 schaft hat die arithmetische Probe gemacht.

Ich würde, wenn ich so weiter fortführe, durch  
 ein überflüssiges Lob die Wissenschaft sowohl als  
 die Dichtkunst beschämen, da ich nur beyder ihre  
 ursprüngliche Verbindung und Eintracht bemerken  
 woll-

wollte. Beide müssen sich vertragen, wie Licht und Wärme; Vernunft und Sprache: beyde zusammen wirken, wie Aarons Zunge und Moses Stab. Oder wenn wir ja in ihrem Geschlecht einen Unterschied machen wollen, so ist es der, den Milton macht zwischen Adam und Eva. Laß den gelehrten Verstand sprechen wie dort Adam:

Komm, sey immer um mich, sey meine Gespielin und Freundin!

Du bist ein Theil von mir selbst, von meiner Seele die Hälfte —

dann wird auch die Dichtkunst antworten, sich selber verläugnend wie Eva:

Ich bleib willig bey dir; seit diesem glücklichen Tage

Hab' ich den weiblichen Reiz, weit unter dem männlichen Zustand,

Weit unter der Weisheit gesehen, der wahren menschlichen Schönheit.

Man kann übrigens die Dichtkunst nach dreysacher Absicht lehren oder lernen: entweder um Gedichte zu machen; oder Gedichte zu beurtheilen; oder Gedichte zu lesen. Vielleicht vermuthen einige das erste, Gedichte zu machen, als das Hauptges

schäfte poetischer Vorlesungen: ich aber halte es für das Entbehrlichste. Denn, wenn ich erwäge, daß ein Werk der Dichtkunst keinen Werth habe, wenn es nicht das vollkommenste in seiner Art ist; daß in keiner schönen Kunst mittelmäßiger Versuch gelitten wird, weil das Schöne sich nur erst durch seine Vortreflichkeit nothwendig macht; wenn ich dagegen bedenke, daß so wenige Werke der Dichtkunst, Anspruch auf Vollkommenheit machen können; und doch, wie heute zu Tage, so viele Köpfe, die in andern Gächern ihr Glück machen würden, ihre Zeit und ihren Kopf verderben, um nur mittelmäßige oder schlechte Dichter zu werden: so fordert es selbst die Achtung für Poesie und für diejenigen, welchen man sie vortragen soll, daß man sie nicht gerade zur Vorfertigung der Gedichte anführe. Und jeder wird auch das gut heißen, sobald er an Meisterstücken ihre ganze Schönheit einseht und lernet, was Dichtergabe sey, was für Wissenschaften sich mit Talenten dabey vereinigen müssen; er wird sich selber bekennen: mache entweder so etwas, oder gar nichts. Wer aber doch Muth fühlt, nachdem er vollkommne Muster studirt hat, etwas ähnliches zu wagen, oder gar sie zu übertreffen; oder wer wider seinen Willen, ohne Rißel der Eitelkeit, aus wahrer innerer Unruhe

gedruckt

gedrungen, seinem Genie Lauf zu lassen gezwungen wird: der sey willkommen! Diesem kommt eine wahre Kritik zu statten.

Diesem ist es nöthig, Schönheiten und Fehler aller Art zu unterscheiden; Werke nach ihrer Vollkommenheit und Unvollkommenheit zu vergleichen; und zwar nach Regeln, die nicht aus den Werken der Kunst allein, sondern vorzüglich aus der Quelle, woraus alle Werke geflossen sind, aus der zweckmäßigen Anwendung des sinnlichen Denkens, hergeholt werden. Solche Regeln müssen sogar dem bloßen Kenner und Liebhaber; jenem, um die Natur der schönen Künste einzusehen; diesem, um sein Vergnügen im Lesen zu vervielfältigen: aber, dem Genie müssen sie noch mehr, um seine Arbeiten der Vollkommenheit nahe zu bringen. Denn Genie ohne Vorschriften der Vernunft, ohne schnelle Ueberlegung, die Kritik, ist ein Unding, wie Klugheit ohne Erfahrung.

Ich habe hier also schon die zweite Absicht angezeigt, nach der sich ein Unterricht in der Poesie bequemen muß. Und diese Methode ist nicht nur dem Genie nöthig: sondern, wie gesagt, auch jedem

Gelehrten, welcher Dichtkunst zwar nicht üben, aber doch kennen will; und jedem Liebhaber, der sie nutzen will, um Gedichte zu lesen.

Bedarf aber das letztere noch eines besondern Unterrichts? — Lesen und Lesen ist zweyerley. Buchstaben und Wörter in der Dämmerung des Sinnes dem Aug' und Ohr vorbeystreichen lassen; das mögt' sich allenfals keinem Schüler abstreiten. Aber, alles verstehen, was der Autor dachte, da er schrieb; das wird sich doch keiner anmassen, der Zeitungen und Briefe und Erzählungen und Wasserreime wie Wasser wegließt. Schon die Sprache der Poesie macht hier einen Unterschied zwischen dem Lesen der Prose und des Gedichts. Das sieht man an jedem, der, an Prose gewöhnt, wenig gelesen hat. Sie dünken ihm eine andere Sprache; der feinste Sinn scheint ihm Unverstand; und die hellste Farbe, Dunkelheit und Flecken. Denn es ist bekannt, daß in jeder Sprache jedweden Volkes, der poetische Styl vom prosaischen ganz unterschieden ist und seyn muß. Weiter, -kommen auch die Materien in Betrachtung: das gränzenlose Gebiet von Bildern und Erfahrungen und Begebenheiten der ganzen physischen Welt, deren Kenntniß bey jedem Dichter und Leser

von



von sehr ungleichem Umfang' ist, und welche der Dichter nicht erläutern kann, wie der Redner, sondern immer als bekannt voraus setzt; und wobey er vom Leser, soviel als möglich, unmittelbaren Anblick fordert: eben so die Erscheinungen und Begebenheiten der moralischen Welt, wo er bey uns auch einen guten Theil von Erfahrung voraussetzt: als dann die fingirte Welt, die wir von ihm ganz lernen müssen: das alles macht die Schwierigkeit der poetischen Lektüre begreiflich. Auch erwäge man weiter die verschiedenen Gattungen der Gedichte. Wer eine Fabel lesen kann, ist darum noch nicht fähig einen Psalm und eine Ode von Pindar, Horaz und Klopstock zu lesen. Wer eine Satyre ziemlich versteht, vermag deswegen noch nicht ein größeres Lehrgedicht, oder ein größeres Drama zu umfassen; und wer den Tod Abels auswendig weiß, kann noch lang in Virgils Aeneis und Klopstocks Messias ein Lehrling bleiben. Und oft geschieht es, daß bey einem schönen Werke, welches Leser und Kunstrichter schon in Besitz genommen haben, beyde gegen das Ganze und sehr wichtige Stellen blind an Augen, und an Ohren taub sind. Endlich, ohne welches ein Gedicht immer mangelhaft ist, Wohlklang und Harmonie: wie-

viel

viel Gewohnheit, Uebung und Kenntniß des Verstandes gehört auch dazu, die mannigfaltige Harmonie jeder Dichtungsart zu empfinden.

---

## Nachricht von den Preussischen Geschichtschreibern.

(Aus den Selectis historicis et litterariis.)

---

Die Geschichte von Preußen ist sehr wesentlichen Fehlern unterworfen: theils fehlt es ihr an Ordnung, theils sind Lücken darinn, welche vollzufüllen, uns Urkunden mangeln. Aber woher diese Unvollkommenheit? Schurzfleisch (a) schreibt sie den Rittern zu, welche, in der verheerenden Eroberung Preußens, seine Annalen verbrannt haben sollen. Ich kann hierinn nicht mit ihm übereinstimmen, und glaube daß sie vermuthlich keine eigene Schriftsteller gehabt haben. Soviel uns die alten Nachrichten belehren, finden wir auch, daß die eingebornen Preußen bey weitem zu roh waren, als daß sie auch nur einen

(a) Schurzfleischius praef. dissert. de Rebus Prusorum.

einen Anstrich von Gelehrsamkeit hätten haben sollen.  
 „Sie verwunderten sich ausserordentlich, da sie sahen  
 „daß man auch abwesend sich verständlich machen  
 „konne,“ sagt Duisburg. (b) Sie hielten diejenige  
 gen welche lesen und schreiben konnten, für eine Art  
 von Gottheit. Und von diesem Volke, welches noch  
 auf der Stufe der Kindheit stand, noch keine Cultur  
 des Geistes hatte, erwartet man Annalen und ge-  
 lehrte Abhandlungen? Hat auch Griechenland vor  
 seiner Bekanntschaft mit den Aegyptern, und Rom  
 eh' es nach Griechenland kam, jenes Herodote und  
 dieses Tacitusse aufzuweisen? Teutschland hatte zwar  
 seine Barden, welche die Thaten der Helden aus der  
 Vorwelt sangen, und es ist kein Zweifel, daß sich  
 die preußischen Priester dies nicht auch zum Gesetz  
 gemacht haben sollten. Hartknoch (c) zeigt auch  
 wirklich, daß sie bey'm Grabe des Verstorbenen sein  
 Lob gesungen haben; aber durch Schriften ist  
 nichts von ihnen zu uns gekommen. Nur seit dem  
 dreyzehnten Jahrhundert, da der Orden nach  
 Preussen kam, beginnt es in der preußischen Ge-  
 schichte Licht zu werden. Man schrieb Chronicken,  
 die einander fortsetzen sollten; aber zum Theil wurde  
 dies

(b) Chronic. Pars III. Cap. V.

(c) De Rebus Pruss. Disp. XIII. p. 195.

dies Geschäft von unwissenden und leeren Mönchs-  
köpfen unternommen, und zum Theil gieng auch vie-  
les verlohren. Hartknoch erzählt in seiner Kirchenges-  
chichte vom Hochmeister Küchenmeister von  
Sternberg: „Als er vermerket, daß die Chroni-  
„cken, so zu derselben Zeit geschrieben worden, denen  
„Hussiten das Wort redeten, hat er befohlen, sie  
„zusammen zu suchen, und dazu denen Unterthanen  
„anbefohlen, daß sie dieselben sollten dem Orden ver-  
„kaufen. Aber er hat hier seinen Zweck nicht errei-  
„chet, weil sich die Preußen eines andern besorget,  
„deswegen haben viel ihre Chronicken vermauern  
„lassen, oder sie sonst heimlich verwahret, daß nie-  
„mand dazu kommen können.“ Nur eine einzige  
solche Epoche kann schon einen unerseßlichen Miß in  
der Geschichte machen. In beyden Fällen waren die  
Scheitern verlohren: wurden sie ausgeliefert, so ließ  
sie Küchenmeister verbrennen, verschloß man sie, so  
blieben sie es und sind vermuthlich noch nicht entdeckt.  
Aber, außer diesem Fall, war Preußen oft der Schau-  
platz von langen und verheerenden Kriegen, unter  
Völkern, die beynahe gar keine Kenntniß von Lite-  
ratur hatten; und von denen pflegen die gelehrten  
Producte am wenigsten verschont zu werden. Was  
Indessen davon noch übrig ist, wollen wir anführen:

Die Manuscripte lassen wir voran gehen, denen folgen die gedruckten Werke, und jedem werden wir unser Urtheil kurz beysügen.

Unter den handschriftlichen Chroniken Preußens, sind die, so vor dem sechzehnten Jahrhundert geschrieben wurden, ohnstreitig die besten. Ist auch die Sprache in denselben rauh und schlecht, so ist die Wahrheitsliebe an ihnen doch schätzbar; die aber in spätern Zeiten von elenden Compilatoren ohne alle Wahl zusammen geschrieben wurden, sind nichts als verwiltterte Bruchstücke, welche kaum eines halben Blickes würdig sind. Sie haben zum Theil im Denken ungeübte Köpfe, abergläubische Mönche zu Verfasser, die sich einander treulich ausschreiben, und so wortreich sind, daß man unter dem Schwall von Worten selten die Sache findet; zum Theil beginnen sie alle nur von der Ankunft des Ordens, und verweilen sich bey Mordgeschichten, Mißgeburten, Cometen, Wundern und Abentheuern, daß man oft lange suchen muß, bis man auf ein wirkliches historisches Faktum stößt. Ueberdem sind die Verfasser ausserordentlich vorsichtig gewesen, ihre Namen und die Zeiten ihrer Schriftstellerey nicht anzuzeigen, welches die Beurtheilung ihres Alterthums ungemein erschweret.

Das erste preussische handschriftliche Chronikon, welches wir anführen ist die sogenannte Ordens-Chronick, oder Hohemeister-Chronick. Für ihren Verfasser geben einige einen Bischof von Paderborn an, der im 12ten Jahrhunderte gelebet und bey der Stiftung des teutschen Ordens gegenwärtig gewesen. Aber Hartknoch (d) führet verschiedene Gründe gegen diese Vermuthung an, vorzüglich dieses, daß der Verfasser den Sabellicus, Annus Biterbiensis und andere Autoren anführt, welche alle weit neuer als das Chronikon sind. Aber das, glaubt er, ist ausgemacht, daß man es in die Mitte des funfzehnten Seculums setzen müsse. Es ist häufig abgeschrieben worden, und in vielen Händen; die beste Abschrift befindet sich auf der Schloßbibliothek in Königsberg. Bey diesem Exemplar sind die Wapen der Ordensmeister beygemahlet, auch eine Abhandlung, „von der Sudauer Ceremonien und Wochheiligen“ angehängt. Johann Christoph Weissenfels hat dieses Chronikon bis 1550. fortgesetzt.

Simon

(d) Hartkn. diff. I. de variis rebus prussicis, und in der Vorrede zum alten und neuen Preußen.

Simon Grunau aus Tolkemit, ein Mönch des Predigerordens, schrieb am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts eine preußische Chronick in teutscher Sprache; er dedicirte sie 1521 dem ersten Sigismund, König in Polen, allen Bischöfen und Häuptern von Preußen. Dieses Werk enthält 22 Abhandlungen, deren Inhalt Hartknoch liefert. Clagius nennt den Grunau den Fürsten der Preussischen Geschichtschreiber. (e) Ein Livius und Robertson ist er freylich nicht, aber Preußen hat auch noch nie Liviusse und Robertsone gehabt, und unter seinern gleichzeitigen Schriftstellern mag Grunau schon oben ausstehen. Er ist die reiche Quelle, aus welcher Henneberger geschöpft hat. Er hat in der That von der alten Religion der Preußen, ihrer Verehrung und der Unternehmungen der Ordensmeister vieles geliefert, was wir bey andern vergebens suchen; aber von chronologischen und historischen Fehlern ist er deswegen nicht frey. Das Exemplar, welches ist auf der Schloßbibliothek in Königsberg ist, hat der Archiater und Bibliothekar Grabe, weil es voneinander gerissen war, mit vieler Mühe in Ordnung gebracht; aber die 20 und 21 Abhandlung fehlen doch. Hartknoch glaubet, ein vollständi-

(e) Clagius de Linda Mariana. Lib. I. c. 7. p. 36.

ges Exemplar auf der Wallenrodtschen Bibliothek gesehen zu haben; hierin irret er aber, weil nur zehn Abhandlungen da sind, nemlich von der zehnten bis zur neunzehnten. Das beste und vollständigste Exemplar dieser Chronick ist im Jesuiterkollegio zu Braunschweig, von da es Magister Porsch in Heiligenbeil gegen ein Pfand von 1000 Gulden leihen wollte, welches ihm aber abgeschlagen wurde. Ob nach der Zeit es jemand auffer dem Jesuiterkollegio in Händen gehabt hat, ist mir unbekannt.

Johann Lindenblatt Official zu Risenburg, schrieb auch eine Chronick unter diesem Titel: „Dese Chronicke des Landes von Preußen, „unde auch ander Lande Geschäfte, dy zu „gleiche sint geschen, hat Herr Johannes „Officialis von Risenburg beschrebin zu „latino unde wurde gewandelt darnach yn „das dutsche und vortan beschrebin noch „synem Tode.“ Lindenblatt schränkt sich in dieser Chronick auf die Zeit ein, da er gelebet und lebt, dem Tittel nach, nicht blos von Preußen, sondern auch von den Creugnissen am Päpstlichen, Kayserlichen und anderer europäischer Fürsten Hofe, Nachricht: er beginnet mit dem Jahre 1360, dem neun-



ten der Regierung des Hochmeisters Winlich von Kniprode, und endigt mit dem Jahre 1416. Es findet sich ein Anhang von einer andern Hand dabey, welcher die Erwählung und den Tod der Ordensmeister, bis auf die Erwählung Pauls von Ruffdorf ganz kurz erzählt. Die Schrift dieser Chronick ist so wie man sie in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts vor Erfindung der Druckerey zu sehen gewohnt ist. Im Jahr 1715. besaß sie der Hofrath Braun in Elbing, welcher sie drucken lassen wollte; obs aber geschehen, habe ich nicht erfahren können.

Auf der Schloßbibliothek unter den Büchern, welche Fürst Radzivil dahin gegeben, findet sich auch eine preussische Chronick unter dem Namen Johann Radewalts, auf deren Band 1565 aufgestochen ist. Sie fängt, wie die mehresten übrigen Chronicken, von Ankunft des Ordens in Preußen an und gehet bis auf die Secularisierung des Landes durch Herzog Albrecht. Diese Chronick unterscheidet sich von den genannten sehr, sie ist nicht zu weitläufig, und schränkt sich mehrentheils nur auf die Hauptsache ein.

Die beste unter allen handschriftlichen preussischen Chronicken, ist nach Hartknochs Urtheil doch

die von Freyburg, welche sich in Königsberg auf dem altstädtischen Rathhause befindet. Vorzüglich verbreitet sie über die Geschichte Königsbergs ein gutes Licht. Aus allem läßt sich schließen, daß der Verfasser dieser Chronik zur Zeit des Ostlanderschen Streits gelebet habe.

Die letzte handschriftliche Geschichte über Preußen haben wir von Israel Hopp, Pro-Consul in Elbing. Er giebt seinem Werke den Titel: Decennale Borussiae fatum oder zehnjähriges widerwärtiges Glück der Lande Preußen, von An. 1626. Es enthält, in Form eines Diariums, die Geschichte der Unruhen in Preußen, welche durch den schwedischen Krieg bewürkt wurden.

Mehrere preussische Chroniken in Handschriften sind mir nicht bekannt. Indessen ist es kaum zu zweifeln, daß nicht in Klöstern, Privat- und Kirchenbibliotheken noch unbekanntes lesenswürdiges Nachrichten versteckt seyn sollten, welche Trägheit, Unwissenheit und Neid vielleicht noch lange verborgen halten werden. Wir wenden uns ißt zu den schon gedruckten Chroniken, und hier stoßen wir

1) Auf Peter von Duisburg Chronick, welche den Ursprung des teutschen Ordens und dessen Geschichte von 1226 bis 1326 erzählt. Er ist der erste preussische Historienschreiber, und ohngeachtet seiner Dürre und Magerkeit, doch noch der brauchbarste. Nicolaus Jeroschin übersetzte ihn in teutsche Verse, die Uebersetzung ist aber nie im Druck erschienen, sondern im Manuscript von der Königsbergischen Bibliothek nach Berlin gebracht worden. Strykovius hat ihn auch ins Polnische übersetzt. Ein Ungenannter, von dem Hartknoch meynet, daß es der Legations-Sekretair des Ordens bey'm Kayser Sigismund sey, hat von Duisburg eine sehr wohlgerathne Fortsetzung bis ins Jahr 1435. geliefert. Hartknoch gab Duisburgs Chronick zwar aus einem fehlerhaften Coder, den er aber aus andern Nachrichten ergänzte, Anmerkungen, Dokumente und 19 Dissertationen beysügte, im Jahr 1679 in Quart zu Jena heraus.

2) Erasmus Stella, ein Doktor der Arzeneykunde, hat zwey Bücher von den preussischen Alterthümern geschrieben, welche 1518 zu Basel auf fünf Bogen herauskamen. Sie stehen auch in Johann Hurichs Reisen, welche gleichfalls in

Basel 1536 in Folio erschienen: imgleichen im ersten Theil des Corporis Historiae polonicae. Das ganze Werk bestehet aus bloßen Collektoenen, welche den alten Geographen und Historikern abgeborgt sind; überdem ist alles nur sehr kurz erzählt. Friederich Zamel, ein Elbingscher Bürgermeister, hat zu Stella's Buch einen Commentar geschrieben, dessen Verlust wir aber nicht sehr bedauern dürfen; er enthielt in der That nur Kleinigkeiten.

3) Magister George Ranisch gab 1563 in Octav eine kleine Ordens-Chronick unter folgendem Tittel heraus: „Kurze Erzählunge der „Hohemeistere Deutsches Ordens, welche „anfänglich gewesen und biß zu unser Zeit „regieret haben.“ 1564 wurde sie zum andern mal in Quart aufgelegt. Dieses Werk hat das einzige Verdienst, daß es die erste gedruckte Chronick Preußens ist, und deshalb etwas selten geworden; sonst aber verliert man wenig, wenn man sie auch ungelesen läset.

4) Johann Daubmann, ein Buchdrucker zu Königsberg, compilirte aus dem Ranisch und andern Werken eine Chronick, welcher er den Tittel  
gab:

gab: „Kurzer Auszug der preussischen Chroniken,  
 „von dem Jahre 1200 bis auf diese jetzige unsere  
 „Zeit, in welchem alle Hohemeister samt ihren für:  
 „nehmsten Krieges-Handlungen und Thaten erzehlet  
 „werden.“ Er gab sie 1566 zu Königsberg in  
 Quart heraus und dedicierte sie dem Herzog Albrecht.

5) Magister Dionysius Runau, aus Dirschau gebürtig, gab 1582 zu Wittenberg, in Quart folgendes nicht unbekanntes Werk heraus: „Historia  
 „und einfältige Beschreibung des großen dreyzehnjähr:  
 „rigen Krieges in Preußen im Jahr 1454 angefan:  
 „gen, und An. 1466 geendet, sammt einer kurzen  
 „Historie des kleinen zweyjährigen Krieges in Preu:  
 „ßen zwischen dem Könige Sigismundo und dem  
 „XXXIV. Hohemeistern Marggraf Alberten; item  
 „einer Erzählung, nach Ordnung des Alphabets, der  
 „Städte und Schloßer im Lande Preußen.“ Dieses  
 Werk schränkt sich blos auf Preußen ein und steht  
 unter ähnlichen Werken nicht im letzten Range.

6) Caspar Schütze, Secretair in Danzig,  
 gebürtig aus Eisleben, schrieb elf Bücher unter dem  
 Tittel: *Historia rerum Prussicarum* i. e. War:  
 hafte und eigentliche Beschreibung der

Landes Preußen. Zehn dieser Bücher erschienen nur im Druck, das erste, glaubt man, müsse noch irgendwo handschriftlich liegen. Die erste Ausgabe erschien mit Heint. Cellius Karten, den Wappen der Ordensmeister, und andern Figuren 1592 in Folio. Die andre Ausgabe, ohne Figuren, aber mit Chyträus und Knoffs Fortsetzung und der Geschichte des Krieges, welchen König Stephan gegen Danzig geführt, erschien zu Leipzig 1599 in Folio. Unter den ältern gedruckten Chroniken behauptet diese unstreitig den Vorzug. Ohne Fehler ist sie nicht, vorzüglich wirft ihr Schurzstreich die Weitläufigkeit vor, man verziehe ihr dies aber, wenn sie nur nicht wider die chronologische und historische Richtigkeit sündigte.

7) Caspar Henneberger, war anfangs Prediger in Mühlhausen und wurde nachgehends Pfarrer im Marienhospital zu Königsberg: Er gab eine zwiefache Chronik heraus. Die erste erschien zu Königsberg 1584 in Quart unter dem Titel: Kurze und warhaste Beschreibung des Landes Preußen, in welcher neben einer Karte, auch die Daubmannische Chronik aller Ordensmeister sich befindet: In der andern, welche den Titel

führ

föhret: Erklärung der preussischen Landtafel, und zu Königsberg 1595 in Folio herauskam, ist er weitläufiger, er föhret die Lebensbeschreibungen der Ordensmeister, die Beschreibungen der Städte, Schlösser und Flecken Preussens in alphabetischer Ordnung an. Der Jesuit Thomas Clagius (f) findet in diesem Werke viel Vortrefliches. Gesündere Gelehrte tadeln aber an Hennebergern seine knechtische Nacherzählung des Grunau; und daß er ohne die geringste kritische Wahl, Wahrheiten, Muthmassungen und Fabeln, die nicht einmal den Schein der Wahrscheinlichkeit haben, in einem Zusammenhange erzählt. Andreas Meienreis, Proconsul in Elbing, soll Anmerkungen zum Henneberger geschrieben haben, die aber noch im Manuscript liegen.

8) Matthäus Baissel, Prediger in Langheim, gab 1599 zu Königsberg in Quart, eine Chronick des öffentlichen Rechts unter dem Titel: Alter Preussischer, Lisländischer und Curländischer Historien u. s. f. heraus. Sie geht bis ins Jahr 1525, ist aber nichts mehr als eine Compilation aus der Ordenschronick und aus dem Grunau.

9) Ein

(f) Linda Mariana Lib. I. Cap. 5. p. 13.

9) Ein Ungenannter Niederländer gab 1657 eine Chronik von Preußen heraus, die sich aber von der Hennebergerschen nur durch wenige Blätter unterscheidet, die in dieser mehr sind.

10) Martin Zeiller, ein Oesterreicher, gab eine Topographie von Preußen und Pommerellen heraus, zu welcher Nath. Merian die Kupfer gestochen. Sie befindet sich bey der Topographie des Churfürstenthums Brandenburg, welche 1652 zu Frankfurt am Mayn in Folio herauskam.

11) Endlich kommen wir zum Fürsten der preußischen Geschichtschreiber. zum Christoph Hartknoch, er war aus Paffenheim gebürtig, und Professor beym Gymnasio zu Thorn. Durch seine Dissertationes de varijs rebus Prussorum, welche er der Duisburgschen Chronik angehängt hat, verbreitet er über die Geschichte Preußens ein schönes Licht. Seine beyden Hauptwerke über diesen Gegenstand sind aber wohl sein Altes und neues Preußen welches 1684 zu Frankfurth am Mayn erschien, und seine Kirchen, Historia welche zu Frankfurt am Mayn und Leipzig 1686 in Quart herauskam. Hartknoch war ein fleißiger und kritischer Forscher der

Ge:



Geschichte seines Vaterlandes, er sparte keine Mühe und Kosten, sich einen Zutritt zu Bibliotheken und Manuscripten zu verschaffen, um, soviel es möglich war, die Wahrheit zu finden; und es glückte ihm hierin auch so weit, daß der Flecken, die seine Leichtgläubigkeit machte, nur sehr wenige sind.

— c.

## Naturgeschichte des Seeraben.

Dieser Vogel, welcher bey verschiedenen Schriftstellern auch verschiedene Namen führt, ist ohngefähr so groß als ein Uhu, und von andern Vögeln seiner Gattung allein durch die Form seiner Füße unterschieden. Die vier Zehen desselben sind durch eine Schwimnhaut vereinigt, welche ihn in den Stand setzt, mit einer außerordentlichen Schnelligkeit zu schwimmen. Die Krallen des zweyten Zees ist gezähnt wie eine Säge, um Fische, deren Schuppen sehr deicht und glatt sind, desto besser fest zu halten. Brust und Bauch sind aschfarbig; sein übriger Körper schwarz und der Schnabel lang, gekrümmt und an der Spitze, auf beyden Seiten, äußerst scharf.

Seh

Seines anscheinend schwerfälligen Körperbaues ohngeachtet, kommen ihm doch nur wenig Vögel an Schnelligkeit gleich. Zu Anfang des Winters ziehet man sie zerstreuet, an den Seeufern und Mündungen der Ströme, Verwüstung unter den Fischen anrichten. Sie sind überaus gefräßig und scheinen ihren Appetit nie stillen zu können, welcher wahrscheinlich eine Folge der vielen kleinen Würmer ist, die ihre Eingeweide füllen und deren Erzeugung ihr steter Heißhunger hinlänglich befördert. Dieser Gefräßigkeit schreibt man, vielleicht auch nicht ohne Grund, ihre widerliche Ausdünstung zu.

Ein neuerer Schriftsteller sagt: Seine Gestalt sey höchst unangenehm; die Stimme rauh und seine Neigungen böse. Nach dieser Beschreibung, möchte es nur also wohl nicht mehr unschicklich seyn, daß uns Milton, unter der Gestalt dieses Vogels, den Satan darstellt, indem er ihn ins Paradies sendet, Leben in Tod zu wandeln, wachend und ruhend auf dem Erkenntnißbaume des Guten und Bösen. Einige Kritiker finden es sonderbar, daß Milton einen Wasservogel auf einen Baum pflanzt; allein, man kann ihnen antworten: Er sey blos dem Aristoteles gefolgt, welcher sagt, daß unter allen Vögeln

geln dieser Gattung, nur der Seerabe auf Vulkanen angetroffen werde. — Auch die Vögelgans hätte dieser Naturkundige des Alterthums noch dahin zählen können. — Ueberdem scheinen aber auch die Füße des Seeraben eben so geschickt zu seyn, ihn auf einem Ast, als auf dem Wasser, zu erhalten. Diese Bemerkung ist hinlänglich, zu zeigen, daß dieser epische Dichter, ein eben so guter Naturkenner war, als seine Beurtheiler.

Man findet diesen Vogel überall wo Fische, welche seine eigenthümliche Nahrung sind, angetroffen werden, und siehet ihn sowohl auf dem Lande als auf dem Wasser. Er fischt in Flüssen und Seen, wie im Weltmeere; nistet auf Felsen wie auf Vulkanen und gehet, sowohl am Tage als in der Nacht, auf seinen Raub aus. Sein starker, abgehärteter Körper und sein Geschick zum Fischfang sind wahrscheintlich der Grund, der einige Völker auffodert, viele derselben zu erziehen und zu zähmen. Willoughby versichert, daß man sich ihrer ehemals auch in England zum Fischen bedienet habe, und Faber erzählt die Art, mit der sie, zum Vortheil ihrer Herren, diesem Geschäfte obliegen. „Wenn sie zur Fischerei  
„abgeholt werden; so verhält man ihnen den Kopf,  
„damit

„damit sie vor Gerlusch oder fremden Gegenständen  
 „nicht erschrecken mögen. Ist man an den Fluß,  
 „dann entblößt man ihnen den Kopf. Als bald ver-  
 „breiten sie sich über's Wasser und verfolgen den  
 „Fisch mit unglaublichem Ausdauern und Eifer. Ha-  
 „ben sie einen erhascht, so ziehen sie ihn aus dem  
 „Wasser; drücken ihn gelinde mit ihren Schnabel  
 „und verschlingen ihn. Wenn sie nun fünf bis  
 „sechs verschlungen haben, werden sie zurück gerufen  
 „und müssen einen geraubten Fisch nach dem andern,  
 „die doch kaum erdrückt sind, durchs Erbrechen zu-  
 „rück geben; vorher aber legt man ihnen einen ge-  
 „nau passenden Ring, um den Hals, der sie hindert,  
 „den Fisch in den Magen herunter zu schlucken.“

Auch die Sineser bedienen sich der Seeraben  
 zu diesem Behuff. „In Sina, — sagt ein glaub-  
 „würdiger Schriftsteller — richtet man sie zur Fi-  
 „scherey ab, wie man bey uns die Hunde zur Jagd  
 „drehsirt. Die Natur that das mehreste, indem sie  
 „ihnen einen überwiegenden Hang zu dem Geschäfte  
 „gab, welchem man sie widmet. Oft ist ein einzi-  
 „ger Mensch, Hunderte zu regieren, hinlänglich.  
 „Sie setzen sich auf den Vord des Fahrzeugs, auf  
 „welches man sich mit ihnen einschift, und verhalten  
 „sich

„sich hier ganz ruhig bis zu weitem Befehlen. So  
 „bald ihnen aber ihr Herr ein Zeichen giebt, gehn  
 „sie auch mit Eil an das ihnen aufgetragene Ge-  
 „schäft. Es ist angenehm zu sehen, wie sie sich über  
 „das Wasser vertheilen: Sie tauchen unter, und  
 „kommen oft wohl hundertmal wieder empor, ehe sie  
 „einen Fisch antreffen, dessen sie sich alsbald bemäch-  
 „tigen und, in der Mitte haltend, zu ihren Herrn  
 „tragen. Ist der Fisch einem zu stark, so kommen  
 „ihm andere zu Hülfe und bringen mit vereinter  
 „Kraft den Fisch ins Fahrzeug. Sogleich hält ihnen  
 „der Fischer lange Stangen vor, auf welche sie sich  
 „samt dem Fisch setzen, und denselben nicht eher  
 „loslassen, bis sie auf einen neuen Fang ausgehen.  
 „Sind sie ermüdet, so ruft man sie und läßt sie ei-  
 „nige Zeit ruhen, um mit neuer Kraft ihr Geschäft  
 „fortzusetzen. Erst, wenn der Fang zu Ende ist,  
 „giebt man ihnen zu freßen; und braucht die Vor-  
 „sicht, ihnen, während ihres Tagewerks, einen Ring  
 „um den Hals zu legen, damit sie sich nicht vorher  
 „sättigen, und zum fortgesetzten Fang die Neigung  
 „verlieren.“

Ob dieser Vogel gleich äußerst schwerfällig ist,  
 und noch dazu viel Nahrung zu sich nimmt, so ist

er doch beständig im Fluge. Man sieht ihn inzwischen nicht hoch in der Luft, er müßte denn einen Fisch, auf welchen er aus der Ferne lauert, grade unter sich bemerken, auf den er wie ein Blitz herabstürzt. Allein in tiefem Wasser kann der Fisch ihm ausweichen, weil der Seerabe unter dem Wasser an seiner Schnelligkeit verliert; doch taucht er selten unter, ohne seinen Raub herauf zu bringen. Hat er ihn beim Kopf erhascht, so verschlingt er ihn sogleich; hat er ihn aber beim Rudersloße gefangen, so dreht er ihn, mit einem Wurf, in der Luft um, und fängt ihn so geschickt mit seinem Schnabel grade auf der Seite wieder, die ihm zum Verschlingen am bequemsten ist.

Bötticher.

---

## Oggier von Dännemark.

### Erster Gesang.

---

**N**icht in Homers, nicht Ariostens Tönen,  
 Mir gnügt die eigene Manier,  
 Und glähe kein Dichterssen'r in mir,  
 Umsonst ist dann der Anruf der Kamönen:

Du

Du aber, lieber Freund,  
 Dein sympathetisches Gefühl mit mir vereint,  
 Sey du Kalliope, die mich belebe,  
 Dem Geiste Dichterkraft, dem Verse Nachdruck gebe!  
 Und Welch ein Lohn,  
 Kann ich von euch ihr Kenner D† und S†!  
 Ein Beyfallgebend Lächeln mir ersingen;  
 Seyd ihr's zufrieden, daß ich meine Schwingen,  
 Trotz meinem Unglück, meinem Gram,  
 Noch zu versuchen Lust bekam,  
 Und bin ichs wehrt, mir Fehler zu verzeihen,  
 Bin ich belohnt, und acht' es nicht,  
 Wenn Heuschelcy den Stab mir bricht  
 Und über mich zehu Kritiker schreyen.



Es stritt der große Karl sechs ganzer Jahre lang  
 Mit Dännemarks berühmtem König;  
 Vergossen ward dabey des Menschenbluts nicht wenig,  
 Dieweil der Stalden Schlachtgesang  
 Die Dänen oft mit solchem Muth besuert,  
 Daß, trotz der Franken Uebermacht,  
 Ihr kühnes Heer die schon verlohene Schlacht  
 Mit unerhödeter Muth erneuert.

---

Allein der Franken Heldenheer bestand  
Aus Ruggier, Rinaldo und Orland: —  
Drum mußten sich die Dänen doch bequemen,  
Das Christenthum noch endlich anzunehmen.  
Und Karl empfing der Dänen Königs Sohn,  
Prinz Oggier, den Erben von dem Thron,  
Zum Unterpfande ihrer Treue.  
Der König selbst erhielt von ihm sein Reich aufs neue  
Zum Lehn; und beyde zogen nun,  
Des langen Streitens müde,  
In ihrer Heimath auszuruhn.  
Im Reiche Karls war also wieder Friede.  
Weil diesem Hofe nun Turnir und Ritterspiel  
Und alter Ritterbrauch vorzüglich wohl gefiel:  
So ward Prinz Oggier (dem niemand ungewogen)  
Nach Hofmanier und Heldenart erzogen.  
Naimes Herzog, der der Franken Nestor war,  
Nahm unsern Jüngling auf in seiner Knappen  
Schaar,  
Ein Greis, dem Alter nicht den Arm entstahlte,  
Und der auf keinem Kampfplatz fehlte.  
Indessen lief bey Karl die Nachricht ein,  
Daß man in Dännemark sich heimlich wieder rüste;  
Und daß ihr König blos ein Christe nach dem Schein,  
Sich auf den Ausspruch eines Zaubers brüste:  
Daß,



Daß, würd er nur den Krieg mit frischem Muth  
erneu'n,

Ihm Kaiser Karl noch unterliegen müßte.

Dies nun verdroß den alten Kayser sehr:

Drum mußte auch der junge Oggier

Von seinem Herzog fort, nach Flandern

In eine Festung wandern.

Um sicherer aufbewahrt zu seyn,

Schreibt Karl dem Hauptmann dort: „nehmt un-  
sern Gruß in Gnaden!

„Den, der den Brief euch bringt, schließt ins Ge-  
fängniß ein,

„Auch steht's bey euch, ihn noch mit Fesseln zu  
beladen;

„Und euer Kopf soll mir für den Gefangnen stehn,

„Sollt' er durch Flucht der Straf' entgehn.“

Der Hauptmann war ein alter Degen,

Doch schlug ein Widerherz in seiner Brust;

Er sieht Prinz Oggier, ermattet von den Schlägen  
Des Schicksals, seiner selbst nicht mehr bewußt,

Vor seinem Antlitze stehn: „Dein Mißgeschick zu  
lindern,

„Spricht er, indem er ihm den Brief zu lesen  
giebt,

„Soll mir der Kayser selbst nicht hindern,

„Drum lieber junger Mann! sey immer unbetrübt!  
 „Betrübte zu erstreun — o welches Glück der  
 Erden!

„Ich habe keinen Sohn, du sollst der meine  
 werden;

„Ich lese Mitleidlichkeit in deinem Angesicht,

„Und trüge, hoff ich, mich in dieser Handschrift  
 nicht.“

Bei dem Empfang des mitleidsvollen Alten,  
 Kann Oggier sich nicht der Thränen mehr enthalten,  
 Er sinkt zu Füßen ihm, umfaßt des Greises Hand,  
 Voll Dank und Freude sie zu küssen,  
 Und wird von ihm, indem ihm selbst die Thränen  
 fließen,

Sein Oggier, sein Sohn genannt.

Man ruft nun in den Speisesaal,

Wo Frau und Tochter ihn empfangen;

Er sieht das Fräulein — fühlt zum ersten mal

Noch nie empfundne Glut, und seine Blicke hangen,

Wiewohl er sie zurück zu halten sich bemüht,

So fest, daß jeglicher sein Staunen sieht.

Mit jedem Tage sah er Elifriden,

Und täglich glaubt' er, schöner sie zu finden.

Auch Elifriden mahlt die Phantasie,

Den jungen Mann, als einen Gott auf Erden:

Zwar nur verstohlen sieht sie ihn, doch nie,  
 Daß ihre Wangen nicht mit Blut gefärbet werden.  
 Ihn sieht die Kuh, und ganze Tage lang  
 Wallt er umher im nahegelegnen Garten,  
 Im dicht belaubten Lindengang  
 Sein holdes Fräulein zu erwarten;  
 Und fährt sie dann von ohngesehr  
 Ihr Weg nach seinem Wunsche her,  
 Dann bleiben beyde sprachlos stehen,  
 Auf ihren Lippen stockt das Wort,  
 Sie gehen zaudernd wieder fort,  
 Und suchen sich verstohlen nachzusehen.  
 Einst, da er auch vertieft in süßer Schwärmerey  
 Umher in diesem Lustrevire streichet,  
 Wird schnell sein Ohr von einem Klaggeschrey  
 Das Elisindens Stimme gleicht, erreicht;  
 Er stürzt aus dem Gebüsch, sieht,  
 Daß ein verruchter Wolf, vor dem die Schöne flieht,  
 Schon an das zahme Reh, das ihr zu folgen  
 pflegte,  
 Voll Raubbegier die Klauen legte.  
 Und Angesichts ergreift ihn Oggier  
 Und thut, was freilich, waffenlos wie er,  
 Kein anderer nachzuthun vermögte:  
 Er schnürt mit Nervenstarker Rechte

Dem Unthier seine Kehle fest,  
 Bis es die schwarze Seele läßt.  
 Und Elifinde, die voll ängstlichem Erbeben,  
 Besorgt vor ihres Jünglings Leben,  
 Den seltenen Kampf von ferne sah,  
 Ward zwar durch seinen Sieg entzückt;  
 Doch da sie Oggieru verwund't erblicket,  
 Was fühlte nicht das arme Mädchen da?  
 Von Dankbarkeit und Liebe hingerissen,  
 Drückt sie ihn jetzt, sich selber unbewußt,  
 Mit Hefigkeit an ihre warme Brust,  
 Und ihre Perlethränen fließen.  
 Sie wäscht am nahegelegnen Bach  
 Nicht sonder stilles Ach,  
 Das Blut von seinen leichten Wunden;  
 Und unter süßer Schmelcheley  
 Hat sie das Blut gestillt und ihn verbunden,  
 Und giebt sich jedem Kuß des tapfern Jünglings,  
 frey.

Indem sie gehen will, entdeckt  
 Sie, daß sich ihr Gewand mit Blut beslecket:  
 „Ein Glück, spricht sie, daß hier ein Bach zum  
 waschen ist;  
 „Die Sonne trocknet es, bevor der Tag verstrichen,  
 „Und ehe werd ich auch im Schloße nicht vermißt.

Die Unschuld brauchet keinen Schleier;  
 Und Schaam ist der Verschuldung Frucht;  
 Drum steht auch Elifindens Vielgetreuer,  
 Was manche Schöne zu verbergen sucht;  
 Verzeiht ihr strenge Sittenlehrer!  
 Verzeiht dem unschuldsvollen Paar,  
 Und fürchtet mindere Gefahr  
 Für sie, als für des Kubachs heuchelnde Verehrer.  
 Dem alten Hauptmann, der das junge Paar ver-  
 misst,

Wird endlich bange; er beschließt,  
 Sie in dem Parke auszuspähen,  
 Und fährt zurück, als er im Gehen  
 Den Wolf in seinem Blute find't,  
 Er glaubt bereits: sein armes Kind  
 Von diesem Ungeheu'r zerrissen;  
 Ruft Elifinden' unter Thränengüssen,  
 Die, da sie dieses Rufen hört,  
 Aus ihres Jünglings Armen fährt.  
 Es ist der Alte selbst, er sieht die Beiden,  
 Die er verloren hielt, und voller Freuden  
 Eilt er zu seiner Tochter hin:

„Wie konnt'st du mich so lange quälen?“

„O! ruft sie, daß ich lebend bin,

„Verdank ich Oggiern.“ Sie eilt, ihm zu erzählen



---

 Zweyter Gesang.
 

---

Die Liebe (sagt man oft) sey eine niedre Regung,  
 Die selbst den Keim des Edlen unterdrückt;  
 Doch setzt sie so viel Gutes in Bewegung,  
 Das ohne sie gewiß erstickt'.

Die Kunst gewann durch sie zu allen Zeiten:

Sie leitete dem Titian die Hand,

Als er das Urbild seiner Venus fand;

Und wenn wir gleich durch sie zuweilen gleiten,

Behaupt ich doch den Grundsatz frey:

Daß sie uns unentbehrlich sey.

Denn Leidenschaft verbleibt, zerreißt sie gleich den  
 Zügel,

Wie Plato weislich sprach, der Seele bester Flügel.

Was großes unternahm nicht mancher Rittersmann,

Der holden Minne zu gefallen?

Doch hat es wahrlich noch vor allen

Prinz Oggler zuvor gethan.

Allein bevor die Leser etwas von ihm hören,

So wollen wir, wenn ihnen dies beliebt,

Sum Hofe von Paris, der hiezü Anlas giebt,

Auf einen Augenblick zurücke kehren.

Entwichen war von da der anmuthsvolle Friebe;

Statt der Bankette Jubelsang  
 Erschallte das Getöse der Waffenschmiede,  
 Und der Trompete Kriegesklang.  
 Ein ungezähltes Heer von Sarazenen,  
 Das hatte, trotz den frommsten Ebnen  
 Der heil'gen Kirche, in der Schlacht  
 Bey Napoli, viel Christen umgebracht,  
 Und war darauf gerad nach Rom gegangen.  
 Der heilige Vater wußt' nichts bessers anzufangen,  
 Als daß er in der Eil von dannen lief,  
 Und schickte viel Indult und Seegen  
 An Kayser Karl, nebst einem langen Brief,  
 Worinn er ihn zu Hülfe rief.  
 Der Kayser war hiezu auch leichtlich zu bewegen,  
 Und schickte sich zum Zuge an;  
 Ließ, weil es ihm der Pabst und alle Priester riethen,  
 Auch jeden wackern Rittermann,  
 Der fromm und christlich dacht, zu seinem Hof entbieten.  
 Naimes Herzog war der letzte nicht, er trat  
 Zu seinem Kayser hin, und bat:  
 Ob er nicht huldreichst es vergönnte,  
 Daß ihn Prinz Oggier begleiten könnte,  
 Der Kayser willigt endlich ein,  
 Es wird ihm der Befehl gesendet,  
 Den andern Tag schon in Paris zu seyn.



So hatte sich das Blatt für Oggieru gewendet.  
 An Elifindens Seite saß  
 Prinz Oggier, von ihrem Arm umschlossen,  
 Wo er, von Gdatterlust umflossen,  
 Die Hoheit aller Welt vergaß.  
 Auf einmal kömmt vom Hofplatz ein Geschrey:  
 Man siehet einen fremden Knappen;  
 Und Oggier erkennt an seinem Wappen,  
 Daß er von seinem Freund, dem biederu Herzog, sey.  
 Als jener den Befehl des Kaisers übergeben,  
 Bringt er auch Oggieru des Herzogs Brief.  
 Und Elifinden überließ  
 Ein kalter Schau't, mit namenloseu Wehen  
 Schien auf den Lippen schon ihr letzter Hauch zu  
 schweben.

Doch Oggier, den Pflicht und Ehre rief  
 Hielt sich nicht stark genug, den Abschied auszuhalten,  
 Besiegelt den ihr zugeschwornen Bund  
 Mit einem Kuß auf ihren holden Mund,  
 Umarmt voll Zärtlichkeit die beyden Alten  
 Schwingt sich auf seinen Gaul und eilet nach Paris,  
 Das noch denselben Tag des Kaisers Heer verließ.

L. v. D.

(Die Fortsetzung künftig.)

„Russia,

„Russia, or a complete historical  
Account of alles the nations which compose  
that empire etc.“

---

Rußland, oder, vollständiges Gemälde  
aller Völkerschaften dieses großen Reichs.

London bey Todell 1779.

---

Die Größe des russischen Reichs, nebst der Entlegenheit der mehresten seiner Provinzen und deren Klima, sind Reisenden, deren Absicht es ist, diese Gegenden zu kennen und sie andern zu beschreiben, fast unübersteigliche Hindernisse: Um so mehr also muß man es denen Männern Dank wissen, die sich aller der Mühe und Unbequemlichkeit, die mit Durchreisung dieser Länder verknüpft ist, aussetzen, um uns von der Natur des Menschen, von seinen Gesetzen, seinen Sitten und von der Biegsamkeit seines Temperaments, die sich so oft nach den entgegengesetztesten Weltstrichen richtet, bessere Kenntniß zu verschaffen. —

Der erste Band des obgenannten Werkes handelt von den Finnen, welche, außer den eigentlichen

lichen

lichen Finnen, noch folgende Stämme unter sich faſſen: Die Lappen; Tſchuvaſchen; Nordvoinen; Voſtiaken u. ſ. ſ. und der zweete Band iſt den Tſartarn gewidmet.

Die Lappen haben das Land inne, welches ſich über den bothniſchen Meerbuſen gen Norden erſtreckt, und zwiſchen dem weſtlichen Theile des Nordmeeres und dem öſtlichen des weißen Meeres liegt. Das ruſſiſche Lappland ſoll ohngeſehr tauſend Werſte im Durchmeſſer enthalten. Das Volk iſt mittler Statur und meiſtenteils gut gewachſen; hat ein breites Geſicht; herabhängende Wangen; kleine dunkelgraue Augen; glatten Bart und eine gelbliche Geſichtsfarbe. Sie bekommen dieſe Farbe, theils von der rauhen Luſt, theils von dem faſt beſtändigen Rauch ihrer Hütten und auch von ihrer gewöhnlichen Unreinigkeit. Ihre Lebensart macht ſie behend und biegsam, allein auch äußerſt faul. Ihr Verſtand iſt ſtumpf, ihr Charakter friedſam und ihren Obern ſind ſie unterwürdig; zum Diebſtahl, Leichtſinn und zur Unbeſtändigkeit eben nicht geneigt. Aufgeräumt in Geſellſchaft, mißtrauiſch, heuligeriſch im Handel und verliebt in ihre Regierung und ihr Land, von dem ſie einen ſo hohen Begriff haben, daß ſie

in

In jedem andern vor Langeweile sterben. Ihre Frauen sind klein, höflich, keusch, oft wohlthätig und haben sehr empfindsame Nerven; welches sich auch bey den Männern, obgleich seltener, findet. Oft fallen die Lappländer in eine Schwäche, oder bekommen einen Anfall von Raserey über die unbeträchtlichste Sache; über einen Funken der ihnen vorbey fliegt, oder über einen unerwarteten Gegenstand, der an sich nichts Schreckhaftes hat. Während diesem Anfall versehen sie sich Hiebe mit dem, was ihnen zuerst zur Hand ist; und wenn sie zu sich selbst gekommen sind, wissen sie nichts von dem, was vorgefallen ist. Diese allgemeine Anlage zu Nervenkrankheiten bey einem Volke, welches die Verfeinerung des Tisches und des Aufwandes nicht kennt und überdem ein kaltes Land bewohnet, muß um so mehr auffallen, jeverntger die Lappen das warme Bad, wie die Russen, lieben, sondern sich vielmehr alle Sonabend in den Flüssen baden.

Die Tschuwassen wohnen an beyden Ufern der Wolga, und machen einen zahlreichen Stamm aus, indem sie, für mehr denn 200,000 Köpfe, Kopfsteuer bezahlen. Verlobungen werden unter ihnen mit sonderbaren Gebräuchen vollzogen. Die

Rinf

künftige Braut, bedeckt mit einem Schleyer, verbirgt sich hinter einem Schirm oder einer Thür. Einige Zeit darauf kommt sie wieder hervor, geht im Hochzeitssaal einigemal mit langsamen Schritten und in tiefen Gedanken auf und nieder, wo ihr junge Mädchen, Bier, Honig und Brod bringen und drey Wendungen im Zimmer machen. Endlich kommt der Mann, nimmt seiner künftigen Frau den Schleyer, umarmt sie und wechselt den Ring mit ihr. Von diesem Augenblick an erhält sie den Namen, Schwurasueghes oder Verlobte; in welcher Würde sie denn, Bier, Honig und Brod unter die Umstehenden austheilet, welche sich darauf auch wacker zu gute thun: Drauf kehrt sie hinter den Schirm zurück, wo ihr nun die Frauen einen Ghuspu oder, einen schönen und reichen Kopspuß aufsehen. — Des Abends bey'm Schlafengehn ist's die Pflicht der jungen Frau, ihrem Manne die Stiefeln auszuziehen und den folgenden Tag schreitet man zum mosaischen Beweise der Jungfräulichkeit: Fällt dieser nicht günstig für die junge Ehehälfte aus; so giebt man einem der vornehmsten Anwesenden zu trinken aus einem Gefäße, welches ein Loch hat, das sich erst während dem Geschäfte öffnet. Kaum hat er angefeßt; so verbreitet sich auch schon alles Getränk, auf seinem

Bart und über sein Kleid, welches denn ein allgemeines Gelächter — das junge Weibchen ausgenommen — erregt. Doch diese Sitte hat weiter gar keine Folge! — Den folgenden Tag ist die junge Frau, Wirthin; empfängt die Fremden und besorgt in diesem neuen Stande das Vergnügen ihrer Gäste, welche sich darauf noch herrlicher gütlich thun, als an dem verflossenen Tage; trinken, tanzen, singen u. s. f. — Diese Sitte findet auch bey den kristlichen Tschuwaschen statt, nur, daß diese noch den priesterlichen Seegen hinzufügen; allein, oft sind sie auch schon lange verheyrathet, wenn ihnen die Einsegnung ihres ehelichen Bandes erst beyfällt. Diese feiern oft in dem Hause des Mannes, ihre Hochzeiten, welche eine Art Piquenick sind, wo jeder seinen Theil mitbringt. Vor der Mahlzeit, gehet ein, in der Mitte mit einem Pfelle ausgehöhltes, Brod herum, in dessen Höhlung jeder nach Belieben oder Vermögen Geld legt.

Die Nordvlienen bewohnen hauptsächlich die Ufer des Oka und der Wolga in dem Gouvernement von Nischnei-Novogrod und Casan. Auch dieses ist eine zahlreiche Völkerschaft, welche in zweien Stämme getheilt wird, die man Moschanen und

Ebenen nennt. — Hier suchen die Wittvöer jederzeit ihre Stieffchwester zu heyrathen. Wollen die Aelteren es nicht zu geben; so versucht der Mann seiner verlangten Braut ein kleines Brod unter dem Tisch unvermerkt in die Hände zu spielen: „Meine Stieffschwester wird für mich aufbehalten seyn!“ Drauf entflieht sie aus allen Kräften: Denn, sollte man sie erwischen, so würde die ganze Gesellschaft über sie herfallen und tüchtig abprügeln. Allein, sind ihre Füße zum Entweichen leicht genug; so gehört sie ihrem Stieffbruder.

Die Botiaken bewohnen die Provinz Blaitk, in dem Gouvernement von Casan: Es giebt ihrer aber doch einige im Orenburgischen, und diese zusammen genommen, machen ein beträchtliches Volk aus. Ohngeachtet ihrer überaus starken Neigung zum Heidenthum, hat doch die Zählung im Jahr 1774. bewiesen, daß damals, im Casanischen allein, 27223 Männer und 27169 Frauen waren getauft worden. Die sich zum Christenthum bekennen, leben von den Uebrigen abgesondert.

Die Nation der Terypsalkein entstand ohngefähr um die Mitte des 16ten Jahrhunderts, nach

Der Zerstörung des tartarischen Reichs von Casan, durch dem Czaar Ivan Basilievitj. Sie ist aus Tscheremesen, Tschuvaschen, Botiaken und einigen andern, aus der Gegend des Berges Düral gekommenen Tartarn zusammen gesetzt: Welche Verschiedenheit des Ursprungs, ihren Sitten und Gewohnheiten einen starken Zusatz gegeben hat.

Von den Voguls, welche die Waldungen auf der Nordseite des Berges Düral inne haben, glauben einige Schriftsteller, daß sie mit den Hungarn einerley Ursprungs sind. Diese Mutmaßung gründen sie auf die Lage des Landes Vogul, und auf die treffende Gleichheit beyder Sprachen.

Die Ostiaken theilt man in drey Stämme; in die, welche das Ufer des Jemisei bewohnen; in die, welche ihre Wohnsitze am Oby haben und in die, welche längst des Ket angesessen sind. — Die noch übrigen Bruchstücke mehrerer Städte, lassen muthmaßen, daß dieses Volk ehemals in viel blühendem Zustande gewesen sey. — Wenn einem Ostiaken ein Schwur vor einem Gerichtshofe auferlegt wird; so läßt man ihn solchen, auf einer Bärenhaut, mit einer Art zur Seite und einem Stücke Brodt in der Hand,



Hand, ablegen; ohngefähr so: „Wosfern ich nicht  
 „die Wahrheit sage; so mag der Bär mich fressen,  
 „die Art mit dem Kopf zerspalten und das Brodt  
 „mich ersticken!“ — Dann und wann nehmen sie  
 auch ihre Götzen zu Zeugen; und man hat noch  
 nie einen Meineidigen unter ihnen ge-  
 funden!

Alle Ostiaken, am Flusse Oby, sind Fischer  
 und haben zu diesem Geschäft ganz besondere Hand-  
 griffe und vorzügliches Geschick. Sie wissen, aus  
 jedem Wechsel des Wassers, Vorteil zu ziehen und  
 kennen den Gang und Aufenthalt der Fische genau.  
 Es giebt fast keinen, der nicht einige Kenntniere er-  
 ziehet, und die meisten haben bis auf 200. Den  
 Winter hindurch beschäftigen sie sich mit der Jagd,  
 in welcher sie aber eben keine Helden sind; denn sie  
 haben zu diesem Geschäfte, weder genug Wendigkeit  
 noch Verschlagenheit. Wehhalb sich oft 6, 8 bis  
 10 zusammensetzen, und 5 oder 6 Wochen hinterein-  
 ander die Wäster durchstreichen; indem sie ihre  
 Schlitten, mit gefrorenen Fischen und andern Lebens-  
 mitteln, beladen haben. Der Vogen ist unter ihnen  
 weit mehr im Gebrauch als die Flinte. Wenn sie  
 im Sommer auf ein Fuchslotz stoßen, nehmen sie

die jungen Fäbse mit und ziehen sie mit Fischen groß, wonächst sie sich durch ihr Fell das Kostgeld vergüten. Für ihre Nennthiere tragen sie große Sorge; ja, wenn sie noch zu jung sind, um ihre gewöhnliche Speise zu genießen, geben ihnen sogar die Frauen ihre Brust. Weil sie wissen, daß, je magerer das Thier, desto schöner die Haut ist; so zerbrechen sie ihm einige Zeit vor dem Schlachten, ein Bein, damit der Schmerz es abmagere. Zur Jagd sowohl als zum Schlitzenzeln, haben sie eine große Anzahl Hunde. — Es giebt keinen einzigen Ostiaken, der auch nur einmal in seinem Leben an pflügen oder graben gedacht hätte, weshalb sie auch weder Pferde, noch Ochsen und Schaafse halten.

In dem zweeten Bande, handelt der Verfasser gleich anfangs von den Tatern um Casan und Orenburg. Die um Casan, — wie alle muhammedanische Tatern die unter ihnen wohnen, — wenden ganz besondere Sorgfalt auf die Erziehung ihrer Kinder. Man lehret sie lesen, schreiben, die arabische Sprache und die Grundsätze ihrer Religion.

Die Turalingen nehmen das bergigte Land, zwischen den Flüssen Iset und Tauda, ein. Ehemals  
bekann:

bekannten sich die Tataren von Tura, zum muhamedanischen Glauben, — wie es sich noch jetzt unter den dasigen Stadtleuten so befindet: allein die Bewohner des Landes, sind in den Jahren 1718., 19 und 20. unter der Vorsorge des Erzbischoffs Philoteas von Tobolsk, getauft worden. Ihre Schulen sind unterdrückt, und dieß hat gemacht, daß sich nach und nach Lesen und Schreiben unter ihnen verlohren hat; es giebt jetzt dáselbst schwerlich jemanden, der eins oder das andere kann. Ihre weit von einander gelegene Wohnungen und ihre äußerste Armuth, haben dem griechischen Clerus die größten Hindernisse zum Unterrichte in den Weg gelegt. Der größte Theil ist in die tiefste Unwissenheit gesunken, und weiß kaum, was er glaubt. — Sie üben nicht mehr die Beschneidung, essen auch nicht mehr Pferdefleisch; allein, auf der andern Seite, kommen sie mit den Muhammedanern überein: denn, sie verabscheuen Schweinefleisch und die übrigen, im Koran für unrein erklärte, Nahrungsmittel. Sie fasten und werden mager, bald nach der Vorschrift dieser, bald nach der Vorschrift einer andern Religion. — Jetzt ist es keinem Manne erlaubt, mehr als eine Frau zugleich zu haben, noch sich von derselben anders, als durch den Tod, zu trennen. Dieses kristliche

Gesetz ist mit einem muhammedanischen Gebrauche vermenget: denn, man kauft die Frauen, und das zu einem sehr billigen Preise, weil das Volk arm ist und die Monogamie, der es unterworfen, eine große Anzahl Mädgens ledig läßt. Der gewöhnliche Preis ist 5 bis 10 Rubel und, die diese Summe nicht haben, können sich noch immer eine Frau für ein Pferd eintauschen.

Endlich giebt der Verfasser noch eine Beschreibung von den Tataru um Tobolsk, um Tomsk und Nogais. Diese letztern machen die ansehnlichste Horde der Völkerschaft aus und nehmen vorzüglich die mitternächtlichen Einbden, am Pent Eupin und dem Caspischen Meere, wie auch den nördlichen Teil des Gebirges Caucasus, ein. Man versichert auch, daß sich, schon seit undenklichen Zeiten, Griechen hier niedergelassen haben.

Der Verfasser handelt noch sehr umständlich von den Bugharen, Baschiren, Darabingzen u. s. w. wovon wir vielleicht noch künftig eine kurze Anzeige machen werden.

Böttcher.

Der

## Der Weise in der That.

von Simon Dach 1641.

**D**er Weise in der That  
geht nicht den krummen Pfad  
hart an dein Hochgerichte,  
wo Richter und Levit  
und Jud und Höfling zieht,  
den Galgen im Gesichte.

Er ist behutsam, schlecht,  
fromm, emsig, treu, gerecht,  
und seine Bahn ist eben;  
ihn kann kein Mißgeschick  
zu Boden ziehn, kein Glück  
bis an die Wolken heben.

Und setzt er sich was vor,  
er schlägt es an kein Thor,  
wird keinem sich entdecken;  
sein Herz ist Kammern voll,  
hier weis er, was er soll,  
vernünftig zu verstecken.

Doch nimmt er immerdar  
 der Zeit und Menschen wahr  
 bis seine Stund ist kommen;  
 die hat er dann in Acht  
 und treibt mit aller Macht  
 was er sich vorgenommen;

Und hütet darüber nicht  
 das lästernde Gerücht  
 der bösen Natterzungen.  
 So eilt ein Wandrer fort  
 von Regen Schnee und Nord  
 auf seinem Pfad umrungen.

---

## Muth im Leiden.

Von ebendemselben.

---

Sollt ich meinen Nacken beugen,  
 wie ein Sklave mich bezelgen,  
 wenn ein Unglück an mich setz?  
 Sollt ich voll Verzweiflung sagen,  
 wenn es, gleich, mich zu nagern,  
 seine Wüdderzähne wehzt?

Wollt

Wollt ich noch so sehr mich grämen,  
würd ich dadurch es wohl zähmen?  
hielt ich so sein Wüten auf?

Ja, so wenig ich die Binde  
durch ein thöricht Schelten binde  
und der Ströme schnellen Lauf.

Die, wie Kinder, es durch Weinen  
von sich abzuhalten meynen,  
fühlen doppelt jedes Leid:  
die sich ihm entgegen wagen,  
sehen oft nach wenig Tagen  
beigelegt den herben Streit.

Nach des Winters rauhen Winden  
muß sich Zephire wieder finden  
und der Wiesen bunter Flor,  
nach den harten Donnerschlägen,  
nach dem Nebel, nach dem Regen  
bricht der Sonne Glanz hervor.

## Lied der Freundschaft.

Von ebendemselben.

Der Mensch hat nichts so eigen,  
so wohl steht nichts ihm an,  
als daß er Treu erzeigen  
und Freundschaft halten kann,  
wann er mit seines gleichen  
soll treten in ein Band,  
verspricht, nicht abzuweichen,  
mit Herze, Mund und Hand

Die Red' ist uns gegeben,  
damit wir nicht allein  
für uns nur sollen leben  
und fern von Menschen seyn;  
wir sollen uns befragen  
und sehn auf guten Rath,  
das Leid einander klagen,  
so uns betreten hat.

Was kann die Freude machen,  
die Einsamkeit verheelt?  
das giebt ein doppelt Lachen,



was Freunden wird erzählt.  
 Der kann sein Leid vergessen,  
 der es von Herzen sagt:  
 der muß sich täglich fressen,  
 der in geheim sich nagt.

Gott stehet mir vor allen,  
 die meine Seele liebt:  
 dann soll mir auch gefallen,  
 der mir sich herzlich giebt.  
 Mit diesen Bunds-Gesellen  
 verlach ich Pein und Noth,  
 geh auf den Grund der Höllen,  
 und breche durch den Tod.

---

## Amor im Tanz.

Von Heinrich Albert.

---

**J**unges Volk, man rufet euch  
 zu dem Tanz hervor.

Auf! es spielet schon zugleich  
 unser ganzes Chor.

Wer nun Lust zu tanzen hat,

stelle sich hier ein,  
 tanze, bis er Tanzes satt  
 und begnügt mag seyn.

Wisset aber, daß sich hab'  
 hier auch eingestellt  
 Amor, der berühmte Knab'  
 auf der zweiten Welt:  
 Amor, der viel Vossen macht,  
 und sich nur ergeht,  
 wenn er euch in Leid gebracht  
 und in Noth gesetzt.

Er wird wanken hin und her,  
 nehmet seiner wahr!  
 In den Augen ohngefähr  
 wird er offenbahr,  
 drinnen der geschwinde Schuß  
 seinen Bogen spannt,  
 und euch wie der schnelle Blitz  
 trifft gar unbekannt.

Auf den Lippen wird er oft  
 auch zu finden seyn,  
 und sich bey euch unverhohlt

heimlich schleichen ein.  
 Durch der Worte Süßigkeit  
 hat er seine Lust,  
 euch zu stürzen nur in Leid  
 schlau und unberouft.

Händedrücken keiner tran:

Er ist's, der es thut:  
 er verbirgt sich so genau,  
 quälet manches Blut,  
 das in Hofnung wird gefährdet  
 einer Schönen Gunst  
 die doch nicht die Hand gerühret —  
 Es war Amors Kunst.

So er nun durch seinen Pfeil  
 euch verliebt gemacht,  
 wird er lachen und in Eil  
 geben gute Nacht;  
 Sehet zu wie? wo? und wann  
 ihr dann Hülfe kriegt?  
 der wird übel seyn daran,  
 der verwundet liegt.

---

## Inhalt.

	Seite.
Dichtkunst. — — — — —	81
Nachricht von den Preussischen Geschichtschreibern.	94
Naturgeschichte des Seeraben. — — —	109
Oggier von Dänemark. Erster Gesang. —	114
— — — — — Zweenter Gesang. —	123
Rußland, oder, vollständiges Gemälde aller Völkerschaften dieses großen Reichs. —	126
Der Weise in der That. — — —	137
Muth im Leiden. — — —	138
Lied der Freundschaft. — — —	140
Amor im Tanz. — — —	141



Das

# preussische Zemppe

Drittes Stück.

---

März 1781.

---


---

## Sammlung einiger Gedanken über das alte Aegypten.

---

— aedium sacrarum ruinæ, — quas  
religiosi æque ac stantes adorant.

*Seneca.*

 In den neuern Zeiten sind die mehresten  
Weltweisen, da sie die von Vol be-  
strittene Lehre der angebornen Begriffe  
ebensals verworfen, darin übereingekommen: daß die  
Grundzüge aller Erkenntnisse von den Dingen, durch  
diese ihre Eindrücke auf uns hervorgebracht werden,  
und wir durch dieselben die Natur und Beschaffen-  
heit von jenen erfahren. Daß diese Eindrücke der  
Grund der Erkenntniß sind, gibt auch Hr. Tetens  
zu, ob er gleich den Meinungen gewisser Weltweis-  
sen,

sen, als Kondillak's, Search's, Bonnets, Helvetius u. s. w., die hierin weiter gehn, entgegen ist. Er sagt: „Die reinen Empfindungskenntnisse sind ein großer Schatz. — Sie machen den reinen und festen Stoff aller Kenntnisse aus, die wir von wirklichen Dingen haben können \*)“ — Und: „die höhern Vernunftkenntnisse erfordern allgemeine Urtheile, und diese setzen allgemeine Begriffe zum voraus. Was aber diese letztere betrifft, so — lag ihr Stoff in den Empfindungen.“ \*\*) Diese Empfindungen sind nun nichts anders, als die durch die Erfahrung in uns entstandenen Eindrücke, von den sinnlichen Beschaffenheiten der Dinge.

Es ist das Geschäft der Vernunft, die durch den sinnlichen Unterricht erhaltenen Darstellungen und Bilder, gehörig abzusondern, zu unterscheiden und zu vergleichen: Hiedurch gelangt sie zu den Begriffen von Ursach und Wirkung — und endlich, zu abstrakten, allgemeinen Begriffen. Sie fährt fort diese allgemeinen Bilder und Begriffe zu unterscheiden

\*) J. N. Tetens, Philosophische Versuche über die menschliche Natur. Versuch VI. §. 2. S. 430.

\*\*) Ebendaselbst. Versuch VI. §. 2.

den und zu vergleichen, sucht daher die Verhältnisse und Beziehungen der durch sie angedeuteten Dinge auf, und erwirbt sich auf diese Art endlich allgemeine Grundsätze. —

Je nach dem sich die Vernunft mehr ausbildet und vervollkommt, werden die Begriffe und Grundsätze allgemeiner, so daß sie die Ursachen von den Dingen mehr einengt, einfacher und gemeinschaftlicher macht — indem sie die mancherlei besondern Wirkungen, durch auf Analogie, Erfahrung und Beobachtung gegründete Vernunftschlüsse, unter immer weniger, d. i. allgemeinere Ursachen bringt. Denn so viel Mannigfaltigkeit und Abwechslung auch in dem ganzem äußern Umfang der Natur erscheint, so ist doch näher nach ihrem Innersten zu — alles mehr zusammen gedrängt, und concentrirt sich in weniger und einfachere Grundbestandtheile. Je weiter also die Menschen darin kommen, die Beschaffenheiten der Dinge auf gemeinschaftlichere Principia, mancherlei verschiedene Wirkungen unter gleiche, ein und eben dieselbe Ursachen, und mehrere Kräfte auf eine gemeinschaftliche Grundkraft zu bringen — desto tiefer bringen sie mit ihrer Beschauung in die Natur der Dinge ein, und desto genauer,

scharfer und weitläufiger werden ihre Erkenntnisse von dem ganzen Umfang derselben. Nur auf diese Weise gelangen sie zu den feinem Begriffen von Ordnung, Harmonie und Einheit — und so zu dem erhabnen Begriff, von dem Ganzen. Auf diese hier beschriebene Weise, erwirbt sich der menschliche Geist die mehr geläuterten und gereinigtern Begriffe von der Gottheit.

Nach dem vorhergesagten, ist die Erfahrung also der Stab an dem die Menschen auf der Bahn der Erkenntniß fortgleiten, indem nemlich die Eindrücke von den Beschaffenheiten der Dinge, uns Unterricht und Wissenschaft von sich geben. Dieselbe besteht aber nur in äußerlichen sinnlichen Gewahrnehmungen; denn von den innern, inniglichsten Beschaffenheiten der Dinge — von dem: worin ihr Wesen, ihre Kräfte bestehen, gibt uns jener Unterricht der Erfahrung keine Nachricht. Bonnet sagt: „Wir wissen nicht was Kraft, Thätigkeit und Bewegung sei. Wir haben diese Worte nur erfunden, gewisse Wirkungen dadurch auszudrücken; und alles unser Wissen schränkt sich blos auf die Kenntniß dieser Wirkungen ein. — Wenn wir wüßten was Kraft und Handlung eigentlich sind; so würde sich  
das



das Ganze vor unsern Augen enthüllen, wir würden die Wirkungen in ihren ersten Ursachen sehen.“ \*)

Da wir also von den in den Ursachen sich befindenden Kräften keinen Sinn und Darstellung haben, sondern bloß durch die Erfahrung ihre äußerlichen sinnlichen Beschaffenheiten erlernen, so erlangen wir den Begriff von dem verknüpfenden Verhältnis zwischen Ursach und Wirkung, bloß durch die Gleichartigkeit mit der die Erscheinungen in der Natur sich zutragen; Nämlich: daß wenn wir zwei Begebenheiten stets auf einander folgen und mit einerlei Umständen verknüpft sehn, dadurch der Gedanke in uns aufsteigt: daß diese zwei Begebenheiten nicht von einander getrennt, unter veränderten Umständen erfolgen können, und daher ein Band der Verknüpfung zwischen ihnen statt finden — und deswegen die vorhergehende die Ursach, die nachfolgende aber die Wirkung seyn müsse.

Es setzt aber schon eine große Kultivirung des Verstandes zum voraus, ehe — um daß ich mich so ausdrücke — die Menschen die Gestalten von den

R 3

Bege-

\*) Psychologischer Versuch. Uebersetzt von Herrn Dohm. S. 241.

Begebenheiten in der Natur so auswendig lernen, d. i. ihre Merkmale und Kennzeichen behalten, damit sie einen treffenden Unterschied in ihrer gehörigen Bestimmung zu machen verstehen, um sie in ihrem eigentlichen Charakter, entweder als Ursach oder Wirkung zu begreifen. Die Erfahrung lehret uns, wie vielen Irrthümern hierin Menschen von geringeren Kenntnissen ausgesetzt sind; denn sie haben nur von wenigen Dingen, was ihre Beschaffenheiten betrifft, Unterricht: folglich kennen sie auch nur wenige Dinge in dem Charakter ihrer ursachlichen Verknüpfung. Solche Leute, wenn sie einige Male zwei Begebenheiten, immer als ein und ebendieselben, mit einander begleitet erfolgen sehn, sind gleich aufgelegt zwischen denselben ein Verhältniß der Verknüpfung zu glauben, so daß sie die eine für die Ursach und die andre für die Wirkung davon halten. Und da gerathen sie auf die widersinnigsten und heterogensten Verknüpfungen: hierin liegt die Veranlassung zu dem Aberglauben, der bei dem gemeinen Haufen noch so häufig statt findet.

Wem ist z. B. die durch Tradition fortgepflanzte abergläubige Sage nicht bekannt, nach der es ein unglückliches Vorbedeutungszeichen ist, wenn einem

einem Menschen, der auf eine vorzuhabende Berrichtung ausgeht, ein Hase quer über die Straße läuft die er geht, ehe ihm noch zuvor ein anderer Mensch begegnet ist. Hier kann es zufälliger Weise geschehen seyn, daß einem Menschen verschiedne mahle seine Berrichtungen mißlungen sind, da ihm zuvor, indem er auf dieselben ausging, ein Hase begegnet. Oder es kann sich dies auch nur einmahl mit ihm zutragen haben, wobei es sich aber trifft, daß er einen andern von dem ebenfals schlechten Ausgang seines Geschäfts reden, und hernach ihn noch hinzusehen höret, (welches jener blos von ohngesehr thun kann) es sei ihm ein Hase über den Weg gelaufen. Diese Erzählung macht den Ersteren aufmerksam, der sich bei derselben an seine Geschichte erinnert: Und hiebei kann sich's nochmals durch ein Ohngesehr treffen, daß ein dritter von eben einem solchen ihm begegneten Zufall Erwähnung thut. Dies ist nun Grund genug, um auf ein ursachliches Verhältniß zwischen dem Hasen und der unglücklichen Berrichtung zu schließen. Ein Vierter gleichfals unglücklich in der Ausführung seiner Geschäfte, der hievon erzählen höret, bildet sich noch darzu was ein, das ihm nicht einmahl wiederfahren ist: er überredet sich nehmlich, ihm sei auch ein Hase über den Weg gelaufen. Denn

der Mensch ist nur gar zu geneigt, die einfältigen und natürlichen Ursachen, von manchen sich ereignenden Vorfällen, aus der Acht zu lassen — zumahl bei solchen, die durch ihre Schuld mißlungen sind — und sie eher in den ungewöhnlichsten und widersinnigsten als in den wahren und natürlichen Begebenheiten und Umständen zu suchen — nehmlich: in seinen Fehlern, Irrthümern oder Unvorsichtigkeiten. Daß aber jener vierte, der die schon einige mahl sich zu getragene Begebenheit von dem Hasen hört, so leicht dahin gebracht wird in einer gleichartigen Ursach sein Schicksal zu suchen, geht folgendermassen zu: Nehmlich, er kann sich bei dieser Meinung eher trösten und zufrieden geben, weil ihm vermöge derselben die Ursach zu seinem Unfall sehr leicht und anschauend wird, und er zugleich mit derselben einen Begriff von nothwendiger Wirkung verknüpft, indem er sich in der Begegnung des Hasen, einen unvermeidlichen, nothwendigen Einfluß auf sein Schicksal denkt. Und dies daher: diejenigen Uebel kommen den Menschen allemahl schwerer und empfindlicher zu tragen vor, von welchen sie die Ursachen nicht mit hinlänglicher Gewißheit und Deutlichkeit einsehn; denn dies bringt sie auf die Gedanken, daß ihre Sache doch wohl einen bessern Ausgang habe nehmen können,

als

als wirklich geschehn; und diese Vorstellung erregt Unwillen und Verdruß. Da sich aber der Mensch keine Wirkung ohne Ursach denken kann, so müssen sie doch nun in irgendwo den Grund zu den Unfällen suchen, die ihnen widersahren. Sie schaffen sich daher in dunkler Vorstellung, ein Ding — von über sie waltenden Unstern; oder wenn sich einige Spur hiezu darbietet,bürden sie andern Menschen Fehler, Irthümer oder Bosheit auf, um darin die Ursachen zu suchen. Allein dieser Zustand, da die Seele sich die Begriffe entwickeln und ordnen muß, in denen sie das Verhältniß der Schuld und Ursach zu dem sich zugetragnen Unfall sucht, ist — besonders ehe sie diese Begriffe aufgefunden hat — für sie, vermöge der Gesetze ihrer Natur, widrig und unangenehm; Nämlich, es ist eine gewisse Dunkelheit und Unordnung in den Begriffen, die die Seele während dieses Zustandes bearbeitet, indem sie sie nicht sogleich in dem ihnen entsprechenden Verhältniß wahrnehmen kann, sondern dazu eine verdrüßliche Bemühung anwenden muß. Jeder Zustand der Dunkelheit aber, wo es uns schwer wird die Ideen zu entwickeln, und ihr Verhältniß mit einer gewissen Reihe anderer Ideen zu entdecken, um, dem uns drängenden Wunsch gemäß, diese mit jenen ver-

knüpfen zu können, ist für die Seele mit unangenehmen Empfindungen begleitet. \*) Diehet sich nun aber einen Menschen unter diesen genannten Umständen, eine Begebenheit dar, die nach dem davon erhaltenen Bericht eine Aehnlichkeit mit der seinigen hat, so ist er bald fertig (denn er begreift, wegen seiner wenigern Erkenntniß, die Dinge nicht genugsam in ihrem ursächlichen Charakter) sie sich zu zweigeln, und vermöge dieser Aehnlichkeit vest zu glauben, die seinige sei mit dieser aus gleicher Ursach entstanden. Er befreit sich dadurch auf einmahl von dem verdrüßlichen Zustand der Dunkelheit der Begriffe,

\*) l'action naturelle de l'ame provient d'une force, d'un certain empressement qu'elle se sent à penser. Y a-t-il quelque chose qui mette un obstacle à cette force, qui l'empêche de se deployer; ou l'action ne répond-elle pas à la grandeur de l'empressement de l'ame? Il faut necessairement qu'elle s'en ressente, qu'elle s'en trouve mal. qu'elle n'aime pas cet état de contrainte diversement opposé à sa nature, page 66. la difference des objets agreables & désagreables par eux mêmes, ne peut consister que dans la liaison de ce que les objets renferment de varié. S'il y a de l'ordre dans cette liaison, l'ame pourra travailler conformement à son gout sur cet objet: ce sera donc un objet agreable; au contraire, s'il n'y en a point, l'objet sera désagreable. P. 75. *Histoire de l'Acad. Roy. des scienc. & bell. Lett., de Berlin. Tom. VII. Année 1751. Recherches sur l'origine des sentimens agreables & désagreables, Part 1.*

griffe, in welchem er unter diesen herumsucht, um eine ursachliche Verknüpfung zwischen ihnen und seiner Begebenheit zu entdecken. Die Einbildungskraft ist hier alsbald geschäftig sein Gedächtniß zu hintergehen, so daß es ihm durch ihr Blendwerk nun auf einmahl einfällt, indem er sich genauer zu besinnen scheint, wie ihm ebenfals ein Hase über den Weg gelaufen; dies ist genug seinen Glauben zu stärken. Nun ist er schon zufriedener und halb getröstet: Er hat nehmlich eine deutliche, anschauende Ursach; und zwar eine solche Ursach, die, da sie ganz abgesondert und unabhängig ist — indem der menschliche Verstand oder Wille durch seinen Einfluß bei derselben nichts vermochte — ein Gewicht von unausbleiblicher Nothwendigkeit für ihn erhält. Denn der Hase ist eine äußere völlig abgesonderte Begebenheit, bei der Menschen gar nichts thun und wirken konnten: sein Schickaal mußte also nothwendig, da keine Willkühr der Menschen bei demselben obwaltete, auf diese und keine andre Art ausfallen. Nun aber müssen wir wissen, daß sich ein Gesetz in der menschlichen Natur befindet, vermöge dessen wir einen Unfall leichter ertragen, wenn wir einsehn daß eine unvermeidliche Nothwendigkeit — und nichts willkührliches bei demselben statt gefunden, als wobei er

auch

auch sich anders hätte zutragen können, als er sich wirklich zugezogen. Die Alten besonders fanden in der Lehre von der Nothwendigkeit, einen Trost bei den Widerwärtigkeiten des Lebens. \*)

Aus allen diesem ergibt sich nun, daß Menschen in einem Zustande wo sie weder selbst viele Erfahrungen noch viele von andern erhalten können, sehr unwissend seyn müssen in Absicht der Dinge, nach ihren Beschaffenheiten und dem Charakter ihrer ursächlichen Verknüpfung. Ein solcher Zustand fand bei denen Menschen statt, welche in den erstern Zeitaltern der Welt lebten. Sie hatten nicht Gelegenheit und Uebung genug, ihr Gedächtniß und ihre Beobachtung, in der Wahrnehmung der Gleichförmigkeiten bei den Erscheinungen der Natur, zu schärfen. Sie konnten also nur sehr wenig von den Eigenschaften und Beschaffenheiten der Dinge und ihrem eigentlichen Charakter wissen, so daß sie die Merkmalhe und Kennzeichen der Ursachen und Wirkungen noch sehr wenig von einander zu unterscheiden und sich die eine aus der andern zu erklären und herzuleiten vermochten.

Aus

\*) *Quid est boni viri? præbere se fato. Grande solatium est, cum universo rapi. Senec. de Benef. L. 4. C. 7.*



Aus diesen genannten Gründen, mußten ihre ersten Begriffe von Gott so voll Irrthum und Falschheit seyn. \*) Jeder Gegenstand der Natur, dessen Wirkung eine Beziehung auf sie hatte, entweder zu ihrem Vortheil und Vergnügen, oder zu ihrem Schaden und Schmerz, kam ihnen als eine Gottheit vor — nemlich, der Art und Weise gemäß, wie sie damahls bei ihren beschränkten Begriffen fähig waren, sich eine Gottheit zu denken. Und die Idee von derselben hatte den Inhalt: daß sie gegen mit wohlthätigen Wirkungen für sie verknüpfte Gegenstände, Vergnügen, Freude, Anhänglichkeit und Bestreben äußerten; und das letztere vorzüglich, um sie zu noch fernern Wohlthaten zu bewegen. Denn aus den Erfahrungen, die sie in Absicht der Menschenkenntniß unter sich gemacht, hatten sie schon so viel gelernt, daß jemand durch gegen ihn angewendete Lieblosungen, Bitten, Demuth, Werbung und Anhänglichkeit, zu wohlthätigen Handlungen bewegt werden könne. — Es ist wider meinen Zweck mich über dies weitläufig einzulassen; allein jeder der ein-  
ger

\*) Wir betrachten hier die Menschen, entweder in dem sich ganz selbst überlassenen Zustande der Natur, oder in dem, da sie nachher in Verwilderung ausgeartet, und den Unterricht der göttlichen Offenbarung hierüber völlig vergessen hatten.

ger massen selbst nachdenkt, wird sich leicht erklären können, wie die erstern Menschen zu diesen Erfahrungen gekommen sind. Denn z. B., schwache Kinder, oder Kranke und Gebrechliche von Hunger und Noth getrieben, da sie sich ihren Unterhalt nicht selbst zu verschaffen vermochten, flehten andre ihres Gleichen um Nahrung und Früchte an — und ihre Bitten wurden erhört. Hierin liegt schon Grund genug zu diesen Erfahrungen.

Nun nahm auch schon bald das Priesterthum seinen Anfang. Hier ist die Idee dazu: Sie trugen jene aus ihrer eignen Erfahrung gemachte Begriffe, auf den Gegenstand der Natur über, dessen Wirkungen für sie so wohlthätig waren, glaubten ihn daher von ähnlichen Gestaltungen, als sie unter sich selbst wahrgenommen, besetzt, und suchten denselben durch Bitten, Demuth, Verehrung, zum fernern Wohlthum zu bewegen. Allein bei dem Mangel an nützlichen Erfindungen und Erfahrungen, nahm ihnen die Arbeit, zur Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens, viel Zeit hinweg: sie mußten das Feld bearbeiten, Weide für das Vieh suchen und dergleichen Beschäftigungen mehr treiben. Solche Zerstreungen hinderten sie, diese Gegenstände

der

der Natur nicht so oft und nachdrücklich zu bitten, als sie's für nöthig hielten, um dieselben zum fernern Wohlthun zu reizen: Zunahl da sie aus dem Vermögen Wohlzuthun, bei ihnen Macht und Stärke — und zwar in vorzüglichem Grade, als sie von derselben unter sich selbst schon bei Menschen Erfahrungen gemacht hatten — sich vorstellten, und dadurch auf den natürlichen Gedanken ihrer Dependenz (zu dieser Idee, waren freilich nur noch erst rohe Grundstriche da) von denselben geleiteten; und aus diesem Grunde nun auch schloßen: es sei nöthig diese über sie erhabnen Wesen, die durch ihren Einfluß so viel über sie vermochten, durch weit mehr Demuth, Verehrung und anhaltendes Bitten, zur fernern Wohlthätigkeit zu bewegen suchen, als dieses noch jemahls unter ihnen gegen Menschen geschehen war, als welche in aller Absicht noch zu wenig durch Grade der Macht und des Ansehns, auf eine beständige und fortdauernde Weise, von einander unterschieden waren; denn dieser Unterschied konnte bisher nur unter lokalen Umständen, bei ihnen statt gefunden haben, indem, z. B., nur dadurch jemand in den Zustand der Abhängigkeit von einem andern gerathen konnte, wenn etwa Jugend, Schwachheit, Krankheit oder Alter, diesen und jenen unfähig machten,

ten,

ten, sich den nothwendigen Unterhalt des Lebens zu verschaffen, und sie deswegen andre ihres gleichen durch Bitten und Bewerbungen zu bewegen suchen mußten, sie in ihrem Mangel und Bedürfnissen zu unterstützen.

Da nun aber die erstern Menschen, wegen der aus ihren Arbeiten täglich für sie entstehenden Beschäftigungen und Zerstreuungen, den Bitten und Bestrebungen gegen diese über sie erhabnen Wesen, gegen diese Gottheiten, (lasset sie uns so nennen) nicht beständig obliegen konnten, so kamen sie untereinander darin überein: gewisse Menschen aus sich zu erwählen, die in ihrem Nahmen den Göttern beständig anliegen, sie verehren, und durch Bitten und Demuth zur fernern Wohlthätigkeit bewegen sollten. Um daß dieselben aber den Dienst der Götter unablässig abwarten könnten, befreiten sie sie von allen Arbeiten und Beschäftigungen, und versorgten sie mit dem was zur Nahrung und Lebensunterhalt gehört.

Da sie auf alle diejenigen Gegenstände der Natur welche mit wohlthätigen Wirkungen für sie verknüpft waren, die Begriffe von Gott (so wie sie

sie ihnen nach ihrem kindischen Verstande möglich waren) anwenden mußten, so waren vermuthlich die Sonne, der Mond, (wie dies auch die Geschichte bekräftigt) die Erde, das Wasser, die ersten Wesen, welche sie als Götter verehrten. Wie aber trug sich bei originalen Völkern \*), d. i. solchen, die sich durch sich selbst, durch ihre eigne Mittel und Erfahrungen bildeten, selbst die ersten Schöpfer nützlicher Erfindungen waren — und keinen auswärtigen, fremden Völkern die Aufklärung ihres Verstandes zu verdanken hatten — ich sage, nie trug sich bei diesen originalen Völkern zu, daß sie, so lange ihre Gebräuche, Sitten, Religion und Gesetze in ursprünglicher Reinheit, unvermischt mit denen von andern Nationen blieben, Menschen aus ihren Mitteln vergötterten — und einen mythischen Gottesdienst bei sich einführten. Dies hat Hr. Prof. Meiners sehr richtig dargethan \*\*), worüber man ihn selbst nachlesen kann,

und

\*) So nennt sie Hr. Meiners, in seinem Buch, Versuch über die Religionsgeschichte der ältesten Völker, besonders der Aegypter. Kap. 2.

\*\*) Ebendasselbst im 2 Kapitel. — Leute aus unsern Mitteln, deren Umstände und Geburt uns bekannt — kurz deutlich bekannte Gegenstände erregen nie die höchste Verehrung und Bewunderung. Herr Burkes, in seiner philosophischen

2

philosophischen

und ich mich also dabei nicht zu verweilen brauche. Und wir sehen dies durch das Beispiel der Aegypter bestätigt \*), welche nach allen historischen Nachrichten,

phischen Untersuchung vom Schönen und Erhabnen, Theil 2. Abschnitt 5. sagt, da er bei der Vergleichung der Malerei und Poesie, der letztern, wegen der Dunkelheit und Ungewißheit ihrer Bilder, eine weit stärkere Macht über unsere Leidenschaften zuerignet: „Ich denke es sind in unserer Natur Ursachen vorhanden, warum die dunkle Idee, wenn sie uns auf die gehörige Art beigebracht wird, rührender seyn muß, als die klare. Unsere Unwissenheit von den Dingen ist es, woraus alle unsere Bewunderung entsteht, und wodurch vornehmlich alle unsere Leidenschaften erregt werden. Kenntniß und Gewohnheit machen, daß Dinge, welche den heftigsten Eindruck hervorzubringen fähig wären, uns nur wenig rühren.“ und weiter S. 95. „Man bedenke nur, daß kaum irgend eine Sache die Seele durch ihre Größe rühren kann, wenn sie sich nicht einigermaßen der Unendlichkeit nähert: und dies kann kein Ding, dessen Gränzen wir wissen; aber die Gränzen eines Dings wissen, ist eben so viel, als es deutlich erkennen.“ Man wende dies auf die Apotheosen an; es ergiebt sich also daraus, daß nie einheimischen bekannten Menschen, sondern nur Unbekannten und Fremdlingen, welche irgend in ein Land kamen, und daselbst neue nützliche Erfindungen bekannt machten, nach und nach göttliche Ehrenbezeugungen beigelegt werden konnten. Und solche Fremdlinge machten sich denn dieser Schwachheit der Menschen zu Nütze, und brauchten sie zu ihrem Vortheil. —

\*) Das Ansehen des Diodors und Eusebius, welche das Gegentheil sagen, thut diesem keinen Eintrag;

richten, das älteste originale Volk ausmachten †) — und niemahls Menschen göttliche Verehrung erwiesen hatten. Herodotus indem er die Berichte der ägyptischen Priester erzählt, und wie sie dem großsprecherischen Hecataeus, der seine Abstammung von den Göttern rühmte, geantwortet, bekräftigt dies mit ausdrücklichen Worten. \*) Denn wir müssen ihre erste Religion nicht mit der verwechseln, die nach der großen Völkerverwandlung, unter den griechischen Königen, durch

¶ 2

Ver-

Eintrag; indem ihre Meinung wider die ältern historischen Berichte streitet.

†) Lucian sagt: „Man hält die Aegyptier für die „Ersten unter allen Menschen, die Begriffe von „den Göttern bekommen, Tempel und heilige „Orter gestiftet, und Feiertlichkeiten angeordnet „haben.“ Von der Syrischen Göttin. Theil 4. S. 90. nach der Waferschen Uebersetzung.

\*) Sacerdotes referebant, demonstrantes — Ita intra decem millia trecentosque & 40 annos, negabant ullam Deum forma humana extitisse: ac ne in regibus quidem Aegypti, qui aut prius aut posterius extiterint, aliquid tale dicebant fuisse. — Atque Hecataeo originem suam recensenti & ad sextum decimum deum referenti, occurrebant e diverso progeniem recensentes, & in enumeratione non admittentes, id quod ab illo diceretur, hominem progenerari a Deo. Occurrebant autem in repetenda progenie hunc in modum, quod dicerent unicuique Colossorum fuisse Piromin ex Piromi genitum, donec 345. commemorarent: Piromin assidus ex Piromi procreatum, non referentes ad Deum illos aut ad Heros. Herod. Hist. Lib. 2. p. 70. Edit. in Fol.

Vermischung mit dem griechischen Gottesdienst, bei ihnen allmählig entstand. Und überdem pflegten die Griechen bei der Religion der Aegypter, Accommodationen auf die ihrige zu machen, jene nach dieser zu beurtheilen, und Begriffe in sie hinein zu tragen, die sich nie in derselben befunden hatten; daß daher die Erzählungen der spätern Griechen hierin kein Gewicht für uns haben können. So sucht auch Herr Jablonski umständlich darzuthun, daß die Aegypter niemahls Menschen göttlich verehrt, und daß die Begriffe von dem mythischen Gottesdienst bei den Aegyptern, aus den Erfindungen der Griechen herrühren. \*)

Doch

- \*) Verum & aliis argumentis nunc ostendamus, Osiridem, Isidem, Ammonem, Horum, Vulcanum, Herculem, aliosque hujus generis Deos Aegyptiorum, non fuisse homines, ab hominibus aliis, post mortem, honoribus divinis condecoratos, & talem opinionem, merum esse figmentum cerebri græcorum recentiorum vetustioribus omnino incognitum. Græci, qui totum prope coelum humano genere impleverant, & vesaniæ huic modum ponebant nullum, alios, interque hos etiam Aegyptios, suo modulo ac pede metientes his id tribuebant, cui ipsi inter suos assueti erant, quodque domi a teneris unquiculis viderant, audiverant, compertumque habuerant. *Paul Ernest. Jablonski, Pantheon Aegyptior. Proleg. §. 18. p. 35. 36.*



Doch ich kehre zu dem vorigen zurück: Nachdem die Menschen nun eine ordentliche gottesdienstliche Verehrung angefangen, so nahmen auch alsbald die Opfer ihren Ursprung; sie suchten durch die Darbringung derselben, den Gottheiten ihre Verehrung, Unterwerfung, (indem die Gabe des Opfers, einen der Gottheit zinebaren Tribut andeutete) aber auch ihre Dankbarkeit zu bezeigen, um sie zu fernern Geschenken der Wohlthätigkeit zu bewegen. Diese Opfer waren aber, so wie der ganze Gottesdienst in den ersten Zeitaltern sehr einfältig und simpel. Hievon redet Ovid, wenn er spricht, daß man sich im Anfang nur Kräuter oder Lorbeer, Blätter zum Opfer bedient. \*) Nach dem Theophrast, der noch weiter geht, brachten die ältesten Aegyptier nichts als ausgeraustes frisches Gras zur Opfergabe dar. Aber doch kommts mir wahrscheinlicher vor, daß sie eher nützliche, nahrhafte, und wohlriechende Gewächse und Kräuter — die einen Werth hatten, und daher mehr die Dankbarkeit der Darbringenden ausdrückten — geopfert haben. Wir sehen dies z. E. an Völkern,

L 3

die

\*) Thura nec Euphrates, nec miserat India costum,  
 Nec fuerant rubri, cognita fila croci.  
 Ara dabat fumos, herbis contenta Sabinis,  
 Et non ex igno Laurus ad ulta foco.  
*Ovid. Fast. lib. 1. v. 341. sequ.*

die weniger Kultur und Verfeinerung erhielten, und bei welchen sich also mehr die erstere Simplizität in den Gebräuchen bei den Opfern und Gottesdienst erhalten, daß sie bei diesen einfachen Opfern, allemahl die feinsten und besten Gewächse und Kräuter dazu hergaben, deren Bauung und Wartung mit Mühe verknüpft war, und bei welchen sie sich also ganz besonders den wohlthätigen Einfluß ihrer Gottheiten wünschten, damit sie gedeihen möchten. Plinius, da er vom Cinamomum handelt, \*) erzählt uns von einem dergleichen Opfer bei den Aethiopiern, die nach den Berichten des Herodot und Strabo, \*\*) ein noch rohes ungebildetes Volk waren.

Dieses

\*) Gignitur in planis quidem, sed dentissimis in vepribus rubisque, difficilis collectu. Metitur non nisi permiserit Deus. Jovem hunc, intelligunt aliqui: Affabinum illi vocant. XLIIII. boum caprarumque & arietum extis impetratur venia credendi. Noit tamen aut ante ortum solis, aut post occasum licet. Sarmenta hasta dividit sacerdos, Deoque partem ponit: reliquum mercator in nallas condit. Est & alia fama, cum sole dividi, ternasque partes fieri, dein sorte cremia discerni: quodque soli cesserit relinquere, ac sponte conflagrare. *Plin. Natur. Hist. lib. 12. Cap. 19. Tom. 2. p. 26. 27.*

\*\*) Strabo, da er von dem Feldzuge redet, den Partonius gegen die Königin Randake in Aethiopien, gethan, sagt: „daß ihnen fast alle zum menschlichen Leben erforderlichen Bedürfnisse abgehen.“ — „Sie sind Nomaden, die ein mäh- seliges,

Dieses Cinamomum, war eine wohlriechende Pflanze von großen Werth, und wurde, wie er sich ausdrückt, nicht eher eingeerndtet, als bis es die Göttheit, der es dargebracht wurde, erlaubte — unter der einige den Jupiter verstanden, den sie Assabinus nannten. So opferten die Indianer von dem Kraut Petun die Blätter, auf das sie einen sehr großen Werth setzten, und sich desselben anstatt des Tabacks bedienten. \*)

Auf eben die Weise wie die Menschen anfangen die Wesen dankbarlich zu verehren, deren wohlthätige Wirkungen sie erfuhren, auf eben die Weise sinnen sie auch an denen Gegenständen, ihre Unterwerfung zu bezeigen, und die über sie habende Macht anzuerkennen; deren Wirkungen mit Uebeln und schädlichen

§ 4

Folgen

„seliges, betrübtes Leben führen, und größtentheils nackt gehen.“ Strab. Erdbeschreibung, Buch 17. S. 315. nach der Ponzischen Uebersetzung. *Herodot. Hist. lib. 2. p. 48. Edit. in Fol. Coloniae, 1562. Aethiopes his Colonis inter se collocatis, facti sunt mansuetiores, moribus aegyptiacis imbuti.* Herodot redet hier von den rebellischen Soldaten die zur Zeit des Psameticus nach Aethiopien, als Ueberläufer sich begaben, — durch diese nemlich wären die Aethiopier etwas mehr kultivirt und gesitteter geworden.

\*) Allgemeine Geschichte von Amerika, 1 Theil, S. 340.

Folgen für sie verknüpft waren; Und solche Gegenstände der Natur waren z. B. heftige Sturmwinde, wüthende Orkane, reißende Ströme, Platzregen, Hagel, Donner und Blitz. Sie trugen die aus menschlicher Erfahrung gemachten Begriffe, auf die Gegenstände über, von denen sie die schädlichen Wirkungen erfuhren, daß sie eben so, wie Menschen, die uns Schaden und Uebel zufügen, durch Unterwerfung und bitten erweicht werden, sich auch durch Unterwerfung und Bitten würden besänftigen lassen können. Ja, wie wissen aus der Geschichte, daß es sogar Menschen giebt, die das Wesen welches sie für das Böse halten, mehr verehren als das Gute: z. E. in Bantam wo sie nur dem Bösen ihre Gebethe und die Erstlinge ihrer Früchte zum Opfer darbringen, dem guten Gott aber nicht; denn sie sagen, dieser Gott ist gut, es ist also nicht nöthig, daß wir ihn durch Gebethe und Opfer zu besänftigen und zu versöhnen suchen. So verabsäumen die Einwohner von Madagaskar niemahls, wenn sie dem guten Gott Kräuter, Früchte und Speisen darbringen, auch zu gleicher Zeit dem bösen Geist allemahl einen gleich großen Antheil davon zu widmen. —

Es läßt sich sehr gut erklären, wie die sich selbst überlassne Vernunft, wenn sie noch nicht Gelegenheit gehabt durch viele Erfahrungen zum tiefern Nachdenken zu kommen, auf diesen Irrthum von bösen und guten Gottheiten verfallen mußte; und wie wir wissen auch, so weit nur die historischen Nachrichten reichen, daß man in den allerfrühsten Zeitaltern des Heidenthums, jederzeit böse und gute Gottheiten verehrte. Die Aegypter nannten dieses böse Wesen, Typhon, und die Perser, Arimanius. Sie wendeten sich zu demselben nicht nur um es zu besänftigen, sondern auch um es zu bösen Wirkungen gegen andre zu befehlen, damit dadurch Vortheile für sie entstehen möchten: So rief Artaxerxes König von Persien, den Arimanius an, als die Athener den Themistokles exiliert hatten, daß er noch öfter die Athener mit solchen Gedanken befehlen möchte, dergleichen verdienstvolle Männer von sich zu stoßen — um damit sie auf diese Weise der Stützen ihres Staats beraubt würden. \*) — Wie sehr die Menschen der Idee von bösen und guten Gottheiten nachgegangen, sieht man, da sie selbst in den angegangenen Zeitaltern des Christenthums, von derselben nicht ablassen konnten, sondern Manes nach derselben

\*) *Plutarch. in Themistocle.*

ben seine Lehre stiftete, der unser H. Vater Augustin im Anfang selbst zugethan war — Herr Bayle, der als ein Anhänger des Carneades, Arcefilaus und Sextus, so gern seinen Scharfsinn anwandte, um Paradoxa und bizarre Sätze und besonders den Manichäismus zu vertheidigen, sagte: indem er der Lehre von den verschiednen Genien, bösen und guten, erwähnt: daß sie sei assez à la portée de la raison humaine. \*) — Nur die geläuterte christliche Philosophie, berichtigte nachher erst die Irthümer, in welchen der menschliche Geist in dieser Absicht schwebte: doch, wie ich eben erwähnt, bei dem Beispiel des Manes, konnte sie ihn hievon nicht gänzlich heilen, wie auch überhaupt noch keine ganz reinen und gesunden Begriffe von der Religion in den Menschen fixiren. Ich brauche es nicht zu erinnern, da es eine durchaus bekannte Sache ist, durch welche thörichte, theils schädliche und für das menschliche Geschlecht mit verderblichen Folgen verknüpfte Irthümer, das Christenthum, einige Zeit nach seiner Entstehung, verunstaltet

\*) *Dictionnaire Historique Critic. Art. Cointes, Remarg. D.* wo er vorzüglich aber in den andern Artikeln Manichéens, Pauliciens, Origène &c. wie auch besonders in seinen Reponses aux questions d'un Provincial, die Vertheidigung des Manichäischen Lehrgebäudes unternimmt.

tet wurde, daß es also in dieser Betrachtung immer wahr bleibt, was Lucretz sagte.

Sæpius olim

Religio, peperit scelerosa atque impia facta \*).

\* ) *Lucret. l. 1. v. 83. 84.*

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Plesing.

**B**erthebesten Freund! — ganz gewiß würden wir, Sie weder, noch ich, mit dem Capitaine B — †) in einerley Gefahr versetzt, uns so genommen haben, wie Er. — Sie würden vielleicht die Thüre verrammen, entschlossen, eine Belagerung auszuhalten — ich, würde beynah den gefährlichen Sprung zum Fenster hinaus wagen, meine Dorfseinsassen aufwecken, und mit ihnen den Feind in meinem Hause belagern wollen. — Aber wenn Sie bald drauf Sich in Ihrem Retranchement forcirt sähen — ich meine Arme und Deine besaufzte, und bey allem dem unser Koch, unser

†) S. dies Beispiel von Entschlossenheit im 12ten Monatsstück des vorigen Jahres.

unser Kammerdiener, nebst dem alten invaliden Corporal schon erwürgt wären — würden wir denn nicht zu uns selbst sagen: der Teufel! deine Disposition taugt nichts? — doch ich weiß nicht, ob Sie nicht gar den Entschluß nehmen möchten, den Feind aufzusuchen und ihn anzugreifen — das wär schon recht gut; aber denn wünscht' ich zu Ihrem Heil, daß über Ihrem Schilde des Glaubens, wenigstens eine Corporalschaft jener ätherischen Truppen schwebte, deren Thaten Sie im 6ten Capitel des andern Buchs von den Königen, vom 16ten bis zum 20sten Vers lesen können.

Bis Sie Sich indessen als den Mann legitimiren: *cui militat æther*, werden Sie erlauben, daß ich Sie als einen Bürger *miseræ gentis mortalium* betrachte, und Sie zu der schreckhaften Scene begleite, der Ihr Muth Sie entgegen führet —

Sie gehen mit einem wohlgeladenen Gewehr bewafnet, die Treppe hinunter, ob ich gleich wünschte, daß Sie einen Zwölfpfünder mit Kartätschen vollgestopft, mitnehmen könnten, um auf einen Schuß mehr als einen Mann zu fällen. Sie erscheinen auf dem Schauplatz, wo Sie das Winkeln Ihrer Hausgenossen

sen



fen hinrief, und was finden Sie da? — Eine Bande von Räubern, die sich ganz gewiß auf alle Fälle gefaßt gemacht haben — deren vornehmster Gegenstand Sie sind, an dem sie sich rächen wollen — die Ihre wehrlosen schlafenden Domestiquen ganz gewiß schon außer Stand setzten, mit Ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen, und denen Sie izt ein sehr willkommenener Mann sind — ich weiß nicht, ob Sie, streitbarer Held! in der Eil wegen Ihrer Bewaffnung die beste Wahl getroffen haben werden; indessen will ich annehmen, daß Sie aus Ihrem Cabinet ein Paar Pistolen mitnahmen — ich weiß ferner nicht, ob der Feind, der in der Domestiquenstube Ihrer eben so gut als im Desfile erwartete, und nach den natürlichsten Regeln des Krieges, den Eingang besetzt halten mußte, Sie nicht gleich bey Ihrer Erscheinung so empfangen wird, daß Sie bald außer aller Activität gerathen. Jedoch, ich will annehmen, daß man Sie zum schlicßen kommen läßt, — ohn' aufs ungewisse Treffen, aufs Versagen des Gewehrs, aufs Abbrennen von der Pfaune zurückzusehen, will ich nur lauter glückliche Erfolge für Sie annehmen — Sie treffen, einmal, — zweymal — Sie erlegen jedesmal Ihren Mann — mehr kann ich für Sie nicht thun, da Sie selbst keine Wunder verlangen werden. —

Und

Und nun sind Sie wehrlos, denn Sie haben sich verschossen. — Es ist schade, daß wir nicht die eigentliche Anzahl der Räuber wissen. Indessen rourden nach der Erzählung ihrer drey getödtet, und die übrigen liefen davon; ich will aber in verhältnißmäßiger Rücksicht auf die Anzahl Ihrer getödteten Hausgenossen, deren 6 waren, eine nur kleine Zahl von 5 Räubern annehmen. — Sie haben hievon, wie ich erst sagte, zweien mit eben so viel Schüssen getödtet, und wenn sich nicht bald die Erde aufthut, um die drey übrigen zu verschlingen, so werden diese wohl bald mit Ihnen fertig seyn — Und nun gute Nacht, armer Freund! unglückliches Beispiel einer übel angebrachten Bravour! gehn Sie igt hin ins Elysiun um Sich den Manibus Ihrer Hausleute, wo nicht als ihren Erretter, doch als den unnützen Mitgefährten ihres Schicksals zu zeigen. — Sagen Sie ihnen, daß das die Folgen waren von einer Herzhaftigkeit, ohne Vorhersehung, ohne Gegenwart des Geistes. — Sagen Sie ihnen, Sie wolten erretten und errettetten nicht, weil es unter den Umständen nicht möglich war. — Sie wolten siegen, und wurden überwunden, weil Sie unbesonnen einen Feind angriffen, der die Vortheile des Postens, des erwarteten Angriffs und der Ueberlegenheit in der Anzahl besaß.

Das Verhalten des Capitaine B — lehrt uns den einzigen glücklichen Schritt, der in einer solchen Gefahr zu thun war. — Er ward mit kaltblütiger reifer Ueberlegung gewählt, mit Entschlossenheit ausgeführt, und durch den Erfolg gerechtfertigt. — Mich dünkt, eine Seele von solcher Stärke wird nicht oft in einem Jahrhundert geschaffen. — Aber laßt uns die Sache ohne Vorurtheil beherzigen!

Als B — das Winkeln in dem untern Stock seines Hauses hörte, errieth er einen Theil der Geschichte, die sich da zutrug. Das Winkeln wird gewiß von der Art gewesen seyn, daß er Einbruch und Mord vermuthen konnte. — Vielleicht hatte er auch schon gehört, daß die Räuberbande, die er den Gerichten eingeliefert hatte, wieder entwischt war. — Er hatte ganz sicher, als er sie in seiner Gerichtsbarkeit dingfest machen ließ, Gelegenheit gehabt, ihre Mitglieder näher kennen zu lernen, und sich zu überzeugen, zu welchem Grad der Bosheit sie fähig seyn könnten. Nach dieser sehr wahrscheinlichen Voraussetzung, ist die Ahnung: daß die Gäste, die er in seinem Hause hatte, wohl von der Truppe seyn könnten, etwas sehr natürliches. — Es kam niemand von seinen Domestiquen heraus, ihm die Gefahr da unten

anzuzeigen, mithin mußte er schließen, daß die Wdr-  
der seine Leute überwältigt haben müßten.

Als Soldat, wußte er sehr wohl, daß derjenige,  
der angegriffen wird, vor demjenigen, der ihn an-  
greift, unendliche Vortheile zum voraus hat, und er  
beschloß also, sich angreifen zu lassen, da jedes Be-  
streben, seinen Leuten wirksame Hülfe zu leisten,  
vergebens gewesen wäre, und es offenbare Tollkühn-  
heit ist, einen Feind anzugreifen, dessen Position,  
Stärke und Waffen man nicht recognoscirt hat. —  
Uebrigens war die ruhige Erwartung des Angriffes  
das beste für ihn, denn er befand sich in seinem Ca-  
binet mitten unter geladenen Gewehren, dahingegen  
er, wenn er angreifen wolte, nur höchstens zwey Ge-  
wehre mitnehmen konnte, die ihm, so bald er sie ab-  
geseuret, unnütz geworden wären. — Und mit wel-  
cher vorhersehenden Klugheit machte Herr B —  
nunmehr seine Disposition? wolte er die hereinbre-  
chenden Räuber, mit einem Schießgewehr sicher aufs  
Korn nehmen, so mußte das Schlachtfeld erleuchtet  
seyn. Er steckte daher im Saal die Lichter auf dem  
Kronleuchter an, vielleicht auch, um den Räubern bey  
ihrem Eintritt einen frappanten Anblick zu geben, ins-  
dem es für einen Menschen von gemeiner abergläu-  
biger

biger Seele, der überdem in einer bösen That befangen ist, nothwendig schreckhaft seyn muß, zur Nachtzeit ein erleuchtetes, menschenleeres, stilles Zimmer zu sehn; eine Erscheinung, die ihn um so mehr überrascht, als er davon die Ursache noch nicht entwirckeln kann!

Es ging gerade so, wie unser Capitain es vorher gesehen hatte. — Ein Räuber tritt herein, kuckt über ein so erleuchtetes Zimmer — W — sicher, in seinem finstern Hinterhalt nicht so bald entdeckt zu werden, schlägt mit der Windbüchse auf ihn an, und fällt ihn — seinen Cameraden trifft eben dies Schicksal, und die übrigen, erstaunt, zween ihrer Gefährten, ohne Knall oder irgend anderes Geräusch auf dem Boden hingestreckt zu sehn, denken vermuthlich den Gedanken der Zauberey, und nehmen mit panischen Schrecken die Flucht. Aber nun die Folgen von diesem Siege? — freylich lagen unten 6 Menschen in ihrem Blut; aber dafür lobte der Herr des Hauses, und war der Plünderung entgangen. Es finden sich also hier zwei glückliche Folgen. — Das Verhalten, welches ich oben bey Ihnen annahm, hätte nicht eine einzige gehabt, es wäre ganz unglücklich abgelaufen; der Herr wäre samt seinen Leuten ermordet

W

worden,

worden, und zwei gute Folgen sind doch besser als keine? — Es wäre übrigens zu wünschen, daß der Referent der Geschichte, sich über mehrere Umstände, besonders in Absicht der Localität ausgelassen hätte. Der Leser würde dann mehr im Stande seyn zu urtheilen, ob dem Herrn W — nicht noch andere Mittel zu ergreifen möglich gewesen wären. Jetzt ist indessen schon die Vermuthung für ihn, daß er als ein kluger Mann das beste Mittel gewählt haben werde, um sich aus einer so äußerst gefährlichen Lage zu ziehen.

Ueber die Moralität des Verhaltens meines Helden, will ich mich nur mit wenigen äußern, da die Sache selbst ihn von der Seite für allen Tadel in Sicherheit setzt.

Der Gedanke meiner eigenen Erhaltung, ist und muß immer der erste seyn — das ist bekannt genug. — Wenn die Pflicht die ich mir schuldig bin, mit derjenigen, die ich dem andern leisten soll, in Collision geräth; so geht die erstere der letzteren vor — das ist eben so bekannt. — Wird mein Mitbruder angegriffen, so helf ich ihm, wenn ich wahrscheinlich sehe, daß unsere beyderseitig vereinigten Kräfte den Feind über-

überwältigen werden; ist dies nicht, so überlaß ich meinen Nächsten, die Thräne des Bedauerns im Auge, seinem Schicksal, und rette mich selbst, so gut wie ich kann. Es wär abscheulich gewesen, wenn der Angriff zuerst auf dem Capitain geschähe, und seine Leute ihn nicht zu Hülfe geeilt wären. Es ist natürlicher, daß viele einem, als daß einer vielen beystehet. — Ueberdem ist der Wirth das Haupt des Hauses; er stellet das Ganze, die Hausgenossen, stellen die Theile vor; *atqui, ne pereat integrum, pereat pars.* — Wäre dies nicht der Moral eben so als der Vernunft angemessen: so wäre der Krieg unerlaubt, wo für das Interesse eines einzigen so viel Tausende die Köpfe hergeben müssen, — ich könnte mich über diese Materie ins Unendliche verbreiten, nur sie ist zu trivial, zu bekannt genug, um Ihre Gedult zu ermüden.

Ich hoffe, Sie werden nicht ferner auf Ihrem Tadel bestehn. Carl XII. wird von der ganzen Welt mit Recht ein tollkühner Ritter genannt, wenn er sich zu Vender mit einer Handvoll Leute in einem bretternen Hause, von einer überlegenen Macht belagern läßt, und Sie werden nicht verlangen, daß Ca-

pitain W — diese Rolle im Kleinen hätte nachspielen sollen.

*Est modus in rebus, sunt certi denique fines,  
Quos ultra, citraque, nescit consistere rectum.*

ich umarme Sie herzlich, und bin wahrhaftig

ganz der Ihrige

R . . .

Liebster Freund! — Wenn Sie Thatbeweise kaltblütiger Vernunft kühnen Ritterthaten eines unsinnigen Schwärmers vorziehen; so haben Sie jedes uningenommenen Verstandes Beifall auf ihrer Seite — Wenn Sie aber aus bloßer Selbstvertheidigung eine Seele von solcher Stärke aufwittern †), die in Jahrhunderten nicht oft geschaffen wird; so verräth Ihr Urtheil eine Wage mit falschem Gewicht oder verborgener Zunge. Bei mir erregt ein Beispiel großer Thaten

†) Aus bloßer Selbstvertheidigung eine Seele aufwittern — was soll das heißen? Ohne daß diese Prämisse deutlich gemacht wird, läßt sich nicht beurtheilen, in wie weit die Folgerung richtig sei.



Thaten immer zuerst die Frage: *dux foemina facti* †). Ist eine Dame die im blutigen Kampfe siegt; so schreibe man immer ihren Namen ins Register der Heldinnen, und wenn man will, mahl' ich noch ein Lorbeerblätchen hinzu. Ist aber ein wehrloser Mann, dem sein bewafneter Mörder unterliegt ††); so verdient der glückliche Erfolg seines wackern Angriffs kaum gerühmt, und gar nicht bemerkt zu werden wenn ein streitkundiger mit mehr als einem Mordgewehre bewafneter Soldat den entseelt, der ihn zu tödten trachtet †††). — Nach dieser Voraussetzung wende ich mich zu dem von Ihnen so ausschweifend erhobnen Beispiele der sogenannten Entschlossenheit des Kapitain B —, und behaupte daß die von ihm erzählte Räuberbehandlung, abgesondert von Nebenumständen nicht die geringste Bewunderung, in Verbindung derselben aber gerechten Tadel verdient. Wenn Stärke der Seele aus der mit Muth

M 3

und

- †) Wie das? Leben wir denn unter Amazonen? Ich hasse die Zwitterart; der Mann muß Mann, das Weib, Weib seyn.
- ††) Warum wäre ein solcher Mann denn so wenig bemerkenswert? der Waffenlose, der den Bewafneten besiegt, verdient nicht allein Bemerkung, er verdient Bewunderung.
- †††) Ohne mich über die seltsame Verbindung dieser beiden Sätze aufzuhalten, bemerck' ich nur, daß es bei dem letztern gar sehr auf Umstände ankommt.

und entschloßnen Standhaftigkeit verbundenen Vorsicht und Geistesgegenwart besteht; so scheint aus dem bewußten Betragen des Kapitals B — nichts weniger zu folgen als daß er diesen seltenen Kitterschlag der Natur, wie Abt sagt, sollte empfangen haben. — Beobachten Sie ihn also aus dem Gesichtspunkt, aus dem ich und hoffentlich der größte Theil des Publikums ihn zu betrachten gezwungen ist! Benachrichtigt †) (denn sonst wäre seine Ahnung ein Traum ††) daß aus der von ihm zur gefänglichen Verwahrung eingelieferten Räuberbande sechs Personen entschlüpft sind, besorgt er ganz natürlich von diesem zur Rache gereizten Gesindel einen unwillkommenen Besuch. Seine mit dieser traurigen Zukunft beschäftigte Seele, empfindt, von der Wahrscheinlichkeit eines solchen zu erwartenden auf Mord und Raub gerichteten Ueberfalls überzeugt, so gar bei mitternächtlichen Nachdenken Ahnungen eines nahen Unglücks. Doch bleibt er unthätig im Lehnsstuhl, ohne  
seine

†) Selbsterdichtete Umstände verrücken den Standpunkt. In der Erzählung steht nichts von benachrichtigt.

††) Vermuthung — Ahnung — Traum — sind sehr verschieden. Hier war's Ahnung, und zwar Ahnung eines nahen Unglücks, nicht eben eines Einbruchs.

seine Hausthüre einmahl verriegeln, und den aufgehängten Wöferrichtern durch dies einfache Vorsichtsmit-  
tel das stille Eindringen verwehren zu lassen †). —  
Sie kommen also, es sey alle sechs. Kein Hund  
bellt sie an, kein Niegel hält sie auf, kein Geräusch  
verräth sie ††). Sie kommen in ein unbekanntes  
Haus, um die Bewohner zu würgen. Müssen sie  
aber erst in finstern Stuben und Kammern des un-  
tern Stocks suchen †††). Dies hört oben der wa-  
chende Wirth, und wodurch beweist er izt zur einzig-  
rechten Zeit die Gegenwart seines Geistes? Statt  
seine mit Wolfszähgel geladene Flinte die Treppe hin-  
unter loszubrennen, durch den verursachten Knall  
seine schlafenden Leute sämtlich und plözlich zu erwek-  
ken, seine mordsüchtigen Gäste, wo nicht zu  
verschrecken doch zu verwirren ††††), und denn allen-  
falls wieder in seinen gesicherten Hinterhalt zu schlei-

W 4

chen,

†) Lauter Folgerungen aus dem fälschlich angenomme-  
nen Umstande, daß der Kapitän von dem Durch-  
bruch der Räuber benachrichtiget gewesen.

††) Der Verf. hat noch wohl nie von einem heimli-  
chen Einbruche gehört?

†††) Witzig, sehr witzig!

††††) Das sicherste Mittel, bei der Ueberlegenheit der  
Mörder, in der Dunkelheit der Nacht, (oder  
hätt' er etwa den Wachstock mitnehmen sollen?)  
selbst das Opfer zu werden, ohne seine Hausge-  
nossen zu retten.

hen, bleibt er in seinem mit Büchsen und Flinten verschanzten Kabinet, verschwendt die Zeit, in der seine Leute mit dem schmerzlichsten Tode ringen, zur langsamen Erlöschung des Saals, um, bloß auf Selbsterhaltung bedacht, seinen Schutzort dunkler und den etwannigen Mordplatz heller zu machen. Die vom mörderischen Angriff erweckten Bewohner des untern Hauses finden sich nun schon ganz in der Räuber Gewalt. Das Geschrei um Hülfe ist alles was die drei weiblichen Schlachtopfer zu ihrer Errettung beginnen können. Der herzloseste Mensch müßte von dem Rauf durchdringenden Mordruf, und Verstandsgewinsel, bewegt werden, den Degen umzugürten, die Büchse und allensfalls auch noch ein paar Pistolen zu ergreifen, auf den Mordschauplatz zu eilen, den etwannigen Wächter †) im Vorhaus zu erledigen und mit dem Degen in der Hand unter die blutgierigen Bürger zu dringen. — Welche Unterstützung für die 3 männlichen Kämpfer, welches Schrecken für ihre Feinde, die äußerlich durch Keulen und innerlich vom schüchternen Gewissen nur schlecht bewafnet waren! Wie hat nicht der tapfere Korporal, der so gar jetzt mit wehrlosen Händen einen Mörder entseelte, durch seines Herrn Exempel ermun-

†) Was ist das für ein etwanniger Wächter?

muntert und durch der andern Beistand gestärkt, unter den übrigen Feinden gemezelt! Höchstwahrscheinlich hätte der Kapitain W — durch eine frühzeitige und muthige Vertheidigungshülfe sich selbst und einigen seiner Hausgenossen, vielleicht auch allen das Leben retten können †). Aber was that nun der in der Kriegsschule geübte seelenstarke Mann? — Er sprang nicht durchs Fenster, denn er wohnte im zweiten Stock — kannte nicht seinen Hausgenossen zu Hülfe, die unter den Händen der Bürger den blutigsten Tod erwarteten, denn dieser Entschluß drohte Gefahr ††). — Er blieb in seiner verfinsterten Kammer, behielt drei Flinten ein paar Pistolen und zwei Windbüchsen zu seiner eignen Beschützung. — Waffen genug, um mehr als einen einzeln erscheinenden Räuber aus dieser Welt zu beurlauben. Aber was bürgte ihm dafür, daß nicht die ganze Mörderrotte auf einmahl in den Saal stürmen, den versteckten Hausherrn finden und ihn den Schatten seiner erwürgten Domestiquen nachschicken würde †††),

W 5

um

†) Dazu war nicht die mindeste Hofnung, wie in der Folge gezeigt werden wird.

††) Wer sich (ohn' Ueberlegung) in Gefahr giebt, kommt darin um.

†††) Das war nun die Gefahr, die gewagt werden mußte, die aber durch des Kapitains Entschlossenheit abgewendet wurde.

um vor dem unpartheischen Rhadamant wo möglich solch Betragen zu rechtfertigen. Von diesem sehr wahrscheinlichen, ob gleich durch ein glückliches Ohngefähr nicht eingetroffenen Falle hing der Verlust seines Lebens noch viel gewisser als von einer gewagten Hülfsleistung ab †). — — Und damit ichs kurz fasse:

Seine Vorsicht — beweisen die ofnen Thüren bei vorhergesehener Gefahr ††),

seine Geistesgegenwart — Die Zuflucht nach einer mit Gewehren behangenen Kammer,

seinen Muth — sechs unschuldig erwürgte, vielleicht \*\*\*) rettbare Menschen.

seinen

†) Ein großer Unterschied: sich blindlings in den Feind stürzen, und ihn ruhig in einem finstern mit Schießgewehr versehenen Hinterhalte abwarten. Ein kommandirender General von so schlechter Disposition, als unser Korrespondent ist, würde seiner Armee hundert mahl gefährlicher, als der Feind selbst seyn.

††) Ofne Thüren — vorhergesehene Gefahr. Wer mag dem Mann doch das alles gesagt haben?

\*\*\*) Ein Vielleicht, worauf nur ein Narr sein Leben opfern kann.

seinen standhaften

Entschluß — Das Beharren im Lehrstuhl oder die unnatürlichste Gleichgültigkeit gegen das Angstgewinsel seiner mit Todesgefahren kämpfenden Leute. — \*)

und nun — erit mihi magnus Apollo — Der aus diesen Posten die Summe einer außerordentlichen Seelenstärke herausbringt; ich will eben nicht leugnen, daß sonst starke Seelen nicht auch bisweilen, wenn es die Umstände erfordern, wie schwache Werkzeuge handeln dürfen. In diesem Fall aber erlauben Sie mir, überzeugt von dem bekannten Ausspruch des Dichters: *degeneres animos timor* \*\*) arguit —  
auf

\*) Selbsterhaltung — unwahrscheinliche Hülfsleistung — Ich glaube, nur bei einem fieberhaften Zittern der Hand kann die letztere Waagschale sinken.

\*\*) Sie vergessen die Achtung, die Sie einem braven Mann schuldig sind, junger Mann mit Quecksilber in den Adern. *Tranquilla magni vis animi* ist der Stempel, den man an unsers Kapit. Seele wohl nicht verkennen wird. Ruhig und feste: keine hüpfende, aber auch keine zitternde Bewegung. S. Abdr. Alles kommt auf die Ausmittelung des Umstandes an: ob Kapit. W. Wahrscheinlichkeit vor sich sah, das Leben seines Hausgesindes allenfalls mit Wagnis des seinigen zu retten. Fand er Hofnung zu dieser Rettung und er versuchte sie nicht: so war er ein gefühlloser,

auf die stille Seite dieser Geschichte einen kurzen Blick zu werfen. — Lebensverachtung für Lebensrettung ist keine unmögliche That. Wir feiern noch das Andenken mancher Menschen, die zur Errettung anderer, die sonst so überwiegende Selbsterhaltungspflicht heroisch vergaßen. — *dignum laude virum musa vetat mori* — Wenn aber der Kapitän B — aus unselbstischen Gründen keiner so grossen Handlung fähig war; so hätte ihn doch eine kluge Lebensliebe bestimm-

men

fer, selbstfüchtiger Schurke, der das einzige Opfer zu seyn verdiente. Laßt uns auf die Erzählung des Vorfalls zurückgehen! So bald er das Geschrey vom Nord vernahm, mußten ihm natürlicher Weise zuerst die Spitzbuben einfallen, die er bey Gericht überliefert hatte, die aus dem Gefängnis entwischt seyn konnten und nun ihren Vorsatz zur Rache ausführten. Ihm war ihre Anzahl bekannt, ihm war die Anzahl seiner männlichen Diensthoten bekannt: er konnte also leicht schließen, (auch lies sich das einiger maassen an der Art des Geschreyes erkennen) wer der siegende, wer der besiegte Theil sei. Zu dieser größten Wahrscheinlichkeit (man könnte fast Gewisheit sagen) kam die Dunkelheit der Nacht. Wär es nun nicht höchst unbesonnen, wär es nicht tollkühn gewesen, wenn der Kapitän bei dieser Ueberlegenheit, bei diesen Vortheilen seines Feindes, einen Angriff hätte wagen sollen? Und wie hätte er ihn denn wagen sollen? Er hätte, wie der Verf. des Briefes meint, seine mit Wolfshagel geladene Flinte die Treppe hinunter losbrennen, durch den verursachten Knall seine schlafenden Leute sämtlich und plötzlich erwecken, seine mordsüchtigen Gäste wo nicht verschrecken, doch verwirren

wirren



men müssen in Gesellschaft seiner Leute wider die Mörder zu fechten. Denn er mußte wie oben bemerkt viel eher besorgen, daß wenn nach seiner Niederlage die gesamte Schaar heraufkäme, er ihnen unmdglich (und hätte er sein Kabinet auch in ein Zeughaus verwandeln können) zu widerstehen vermochte. Ueberdem wars noch im Zweifel, ob er nicht seine schlafenden Hausgenossen blos zweien oder dreien mörde-

wirren und denn allenfalls wieder in seinem gesicherten hinterhalt schleichen sollen? Wahrlich ein kindischer Einfall! Seinen Räubern wäre das ganz erwünscht gewesen; sie hätten nun mit einem mahl erfahren, wo der eigentliche Gegenstand ihrer Rache anzutreffen sei, und eh er noch sein Kabinet wieder erreicht hätte, wär er unter ihren Streichen gefallen. Zudem härt' er bei der Dunkelheit, bei der Verwirrung des Tumults eben so gut Freund, als Feind, treffen können. Gesezt aber, er wär glücklich wieder in sein Kabinet zurück gekommen, wär es ihm da noch der sichere Hinterhalt gewesen, der es ihm jezt war? Sicherlich wär ihm dann mehr, als ein Räuber auf dem Fuße nachgefolgt, die blendende Wirkung der Lichte wär vermist, man hätte ihn ertappt, eh er noch ein Gewehr erreicht hätte. Und welchen Nutzen hätte er durch diese Unbesonnenheit, die ihn das Leben würde gekostet haben, gestiftet? So nach fallen aber alle die schönen Deklamationen fort, die der Verf. zum Schlusse des Briefes anbringt, und sind nichts weiter als ein eitles Geschwäg einer Seele, die rasche Unbesonnenheit und fade Empfindelch weiser Entschlossenheit und vernünftigen Wohlwollen vorzieht.

F. L. v. W. Neffe des Kapitäns.

mörderischen Räubern preis gegeben hatte. — Allein es sey, daß er durch die versuchte Rettung Gefahren entgegen gehen mußte, die ihn auf seinem Lehnstuhl nicht schreckten; so wars nach allen Verhältnissen betrachtet für ihn die unerlaulichste Pflicht. Wenn Menschen in Todesnoth um Hülfe schreien; so werden Menschen (ich nehm' dies Wort im unverdorbenen Sinn) außer offenkundiger Aufopferung ihres Lebens alles zu ihrer Befreiung wagen. Wer solcher Thaten Werth, und den daraus fließenden weit über allen andern Glücksgenus erhabnen innern Lohn zu schätzen und zu fühlen weis, wetteifernd wird der sich nach diesem Lebensretterpreise sehnen. Die Gelderprämien sind in diesem Stück für Leute gut, die alles blos um sinnlich Interesse übernehmen. In des beweist auch dies politische auf vernünftige Rechtmäßigkeit gegründete Antriebsmittel die moralische Verbindlichkeit nur desto mehr. Auch hatte der Kapitain B — obgleich aus räumlicher Absicht sich selbst diesen schrecklichen Austritt erregt. Wars also recht, die von ihm angeflamte Rachwuth der Räuber so ganz gefühllos mit fremden Blute zu löschen? Schreckliche Unempfindlichkeit! Ein ähnliches Fischblut müßte in meinen Adern wallen, wenn ich ohne Unwillen noch länger bei dieser Geschichte weilen und von ei-

ner offenbaren Unmenschlichkeit weitläufig beweisen wollte, daß sie grausam und sträflich sey. — Da es übrigens meine Absicht nicht ist, ein Schandmal in die Stelle der unverdienten Ehrensäule zu setzen; so mag ich den geringen Unterschied zwischen begangnem und wissentlich zugelassenem Morde nicht einmal bemerken, sondern erinnere Sie nur an die rührende Beziehung, die der schlecht belohnte Korporal sich durch den höchsten Preis um den Kapitain B — im Kriege erworben hatte, und frage Sie: obs einen höhern Grad des Undanks geben könne, als vorsezliche Hülfsentziehung gegen seinen eignen in Todesgefahren schwebenden Lebensretter? —

Zu Zeiten Appians wurde, wie Gellius erzählt, ein dankbarer Löwe in Rom mit Blumen bestreut, und jetzt baut man der menschenschändlichsten Undankbarkeit ein Ehrendenkmal im Tempe, und Sie mein Freund! entweichen den Lohu der Verdienste, und opfern mit Selbstverschmähung einer Handlung den Lorbeer, welche die ganze Menschheit beschimpft, indem sie im Schimmer des erschlichenen Ruhms die selbstgefühlten, dem unnatürlichsten Vaster gebührenden Brandmarken der Schande verbirgt. — Ich bedaure, daß Sie Ihr Lob, das wahre Größe

Größe zu vergöttern fähig ist, auf einen Mann verschwenden, der es nicht anders als Satyre aufnehmen kann, und hoffe, daß Sie eine That, die durch die Vergessenheit am meisten gewinnt, nicht wolte zum verunglimpflichem Andenken ihres Urhebers zu verewigen bemüht seyn werden. — Sollten Sie aber nach dem grossen Beispiele Ihres Helden auch in diesem unsern freundschaftlichen Feder-Kriege das Feld behalten wollen; so halte ich mich Freundschaftswegen verbunden Ihnen dies Vergnügen zu lassen, und gebe Ihnen selbst die besten Waffen wider mich in die Hand nämlich die glaubliche Vermuthung: daß die Treppen-Thüre verschlossen gewesen! zulezt fällt mir noch ein, daß die Alten einen grossen glücklichen Helden unter dem Bilde eines unthätigen oder schlummernden Mannes, dem das Glück gefangene Städte im Netze zuträgt, vorzustellen pflegten, und das bewegt mich Ihrem Capitain W — auch noch diese Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß ihm zur wirklichen Offenbarung seiner Seelenstärke, bei dem bewussten Vorfall vermuthlich nichts mehr als der Anlas zu einer solchen gemächlichen Beweisführung gefehlt hat. Leben Sie wohl!

\*\*\*

---

 Lobrede

auf

## La Fontaine,

aus dem Französischen des de la Harpe.

---

**S**indheit und Erziehung des La Fontaine haben nichts Merkwürdiges. Er gehört zu denjenigen Genies, deren Ankunft durch keine Morgenröthe vorher verkündigt wurde, und die sich mit dem Augenblick des Bewußtseyns ihrer Stärke auch gleich zu derjenigen Höhe erhuben, die sie, um sie nie wieder zu verlassen, erreichen sollten. Wir merken blos an, daß er bald nach Moliere geboren wurde, gleich als ob die Natur Vergnügen dran gesunden hätte, die beyden originellesten Geister des an großen Männern fruchtbarsten Jahrhunderts fast zu einer und derselben Zeit zum Vorschein kommen zu lassen. Er hatte das zwanzigste Jahr erreicht, und man setzte Fähigkeit zur Dichtkunst, die sich doch am frühesten offenbart, weil sie unmittelbarer der Natur angehört und wenig von Ueberlegung abhängt, auch nicht einmal nur als Vermuthung bey ihm voraus. Es ist eine Sage ge-

worden, daß eine vorgelesne Ode des Malherbe die ersten Funken dieses verborgnen Feuers aus ihm hervorgerufen habe. Der junge Mann stand wie von einer neuen Empfindung getroffen da; er schien den Augenblick erwartet zu haben, wo er zu sich selbst sagen konnte: ich bin ein Dichter. Und er war es von Stund an wirklich. Es war damals ein Zeitpunkt, wo alles in Frankreich hervorblühte. Durch die Schriften der Alten genähert, fand er wenigstens, das er sich als Muster unter den Neuern hätte auszeichnen können. Wozu aber auch? Mit so glücklichen Fähigkeiten begabt, aber zu Folge jener Sorglosigkeit, des eigenthümlichsten Zugs seines Charakters, wenig geneigt, sie in sich aufzusuchen, bedurfte es nur, daß man ihm über sein eigen Vermögen die Augen öffnete. Einige Verse des Malherbe machten ihn durch den einschmeichelnden Reiz, den sie für sein Ohr hatten, mit seiner eignen Empfänglichkeit für das Vergnügen der Harmonie bekannt. Harmonie, die Sprache des Dichters, er fühlte, daß sie die seinige war. Rabelais lustiger Scherz weckte seine eigne so ungekünstelte Munterkeit, die durch alle seine Schriften lebt. Mit Vergnügen merkte er beym Marot auf jeglichen Eindruck jener Malvität, von der er selber das Muster werden sollte. Die

Schäfer:

Schäfergemälde und ländlichen Beschreibungen im d'Urse konnten unmöglich ohne Reiz für diese sanfte Seele seyn, deren Neigungen alle so nah an die Natur gränzten. Und der Mann, der ganz eigentlich zum Erzählen geboren war, mußte zwischen Bocazens Einbildungskraft und der seinigen nicht wenig Beziehendes wahrzunehmen haben. Das waren die neuern Schätze der damaligen Litteratur, und das waren auch die Schriftsteller mit denen sich La Fontaine am meisten beschäftigte. Sie waren seine Lieblinge, nicht seine Anführer. Und Welch ein Unterschied, welcher Abstand zwischen ihnen und ihm! Findet man in seinen Werken auch einen Zug, dem man etwas Erborgtes ansehen könnte? Trägt nicht alles den Stempel seines eignen Characters? Allerdings, und gerade diese seine Originalität ist es, die sich jedem zuerst in einer Lobrede auf ihn darbieten wird.

Jeder Geist wirkt nothwendig auf den andern, wird durch gegenseitigen Druck mehr in sich selber zusammen oder außer sich hinausgedrängt, durch mitgetheilte Wahrheiten oder Irrthümer aufgeklärter oder blödsinniger, gelangt durch die Anzüglichkeit des guten Geschmacks näher zur Vollkommenheit oder ent-

fernt sich mehr von ihr durch die ansteckende Seuche des schlechten, und daher jenes unaussbleibliche Aehneln zwischen den Werken des Geistes, wenn sie die Zeit vervielfältigt hat. Demohngeachtet könnte sich noch immer ein Geist bilden, der die Vollkommenheit aller übrigen in sich vereinigte, der, indem er von jedem etwas erborgte, sie alle mit einander überwadg und dieser Geist, kein gemeines Geschenk des Himmels, würde einzig wohl nur dem Jahrhunderte vorbehalten seyn, das auf die Wiederherstellung der Künste folgte und in welchem sich das letzte Geschäft des menschlichen Geistes in entwicklender Betrachtung über seine früheren Hervorbringungen, Schätzung und Berechnung seiner Reichthümer und in abzulegender Rechenschaft über seine Bemühungen endigen müste. Es giebt noch einen andern Vorzug, jederzeit selten, selbst dann, wenn nach wieder hervorgebrochener Blüte der Künste sich jeder seines Antheils und seines Plazes bemächtigt; eine unschätzbare Eigenschaft, allenthalben wohl aufgenommen des am meist gewünschten Eindrucks der Neuheit wegen, jene eigenthümliche Wendung des Geistes nehmlich, die alle Aehnlichkeit mit andern ausschließt, auf jedes seiner Werke ihr Siegel drückt, alles aus sich selbst zu ziehen scheint, weil sie alles Entlehnte in neue Formen

men



men schlägt, immer anziehend selbst in ihren Unregelmäßigkeiten durch die Unmöglichkeit so unregelmäßig wie sie zu seyn, die alles wagen kann, weil alles zu ihr paßt, die man nie nachahmen wird, weil die Grazie unnachahmlich ist, und die für jede Sprache unübersetzlich bleibt, weil sie ihre eigne hat. Aesop, Phädrus und Pilpay hatten Fabeln versertigt. Ein Andreer bearbeitet sie alle noch einmal, und es sind nicht mehr die Fabeln des Aesops, Phädrus und Pilpays, es sind die Fabeln des La Fontaine. Er hat fast nichts erfunden, schreit man uns immer entgegen. Hat er nicht seine Manier zu schreiben erfunden, und ist diese Erfindung gemein geworden? Sie ist ganz eigentlich die seinige geblieben. Er erfand ihr Geheimniß und starb damit. Weder Nachahmer Andreer noch von Andern nachgeahmt, wo ist irgend Jemand, der sich unter beyden Bedingungen origineller zu seyn rühmen könnte?

Wenn sich diese Eigenschaft in den Werken eines Schriftstellers findet, so hängt sie ohne Zweifel auch mit seinem Charakter zusammen. Ein Mensch, der, öfters in sich selbst gesammelt, sich wenig aus sich selber verliert, der voll und eingenommen von seinen eignen Vorstellungen sich fast beständig vor je-

dem Anlauf fremder verschließt, muß sicher so bleiben, wie er der Natur aus den Händen kam. Empfang er einen herrschenden Geschmack von ihr, so wird er ungeschwächt und ungetheilt diesen Geschmack auch behalten. Alles, was aus seinen Händen geht, wird ein ihm eignes, unverkennbares Gepräge tragen. Nur wird man ihn dafür auch nirgends so finden, wie er in seinen Werken erscheint. Moliere so aufgeweckt, so unterhaltend in seinen Schriften war finster in Gesellschaft. La Fontaine, dieser lebenswürdige Plaudrer so bald er die Feder in die Hand nahm, war es in geselligen Zusammenkünften nicht mehr. So ist in jeder Gattung alles mit einander ausgeglichen und jede Vollkommenheit opfert einer andern etwas auf. Ein so treuer Mahler zu seyn, mußte sich Moliere zu Beobachtungen aufgelegt fühlen, und Beobachtungen vertragen sich mit Heiterkeit nicht. Mit so ernstlicher Treuherzigkeit an einem Schaf, einem Hasen oder sonst dergleichen Theil zu nehmen setzt die Sinnesart eines Kindes voraus, das in sein Spiel vertieft alles andre um sich vergißt, und La Fontaine war zerstreut. Und so immer mit sich selbst in Unterhaltung, mit den Thieren, seinen guten Freunden, im Gespräch, gelangte er dahin, das Vergnügen der Leser auf sich zu ziehen,

hen, woran er vielleicht am wenigsten gedacht haben mag.

Fabel und Erzählung waren die beyden Gattungen, auf die er sein Talent verwandt und in beiden erreichte er eine Stufe, die vor und nach ihm noch Niemand bestiegen hat. Wir reden von der ersten, als der wichtigsten und vollkommensten Gattung zuerst, und glauben außerdem auch darum noch ausführlicher von ihr reden zu müssen, weil La Fontaine ihr besonders seinen größten Ruhm verdankt, einen Ruhm, der durch keinen Vorwurf verdunkelt ward.

Auf Erzählungen zu horchen ist natürlicher Hang bey'm Menschen. Die Fabel reizt seine Neugierde und beschäftigt seine Einbildungskraft. Das Alter ihrer Erfindung läßt sich aus den Parabeln abnehmen, die man in den ältesten Denkmählern jedes Volkes findet. Zu jeder Zeit scheint die Wahrheit Furcht vor Menschen und die Menschen Furcht vor der Wahrheit gehabt zu haben. Ob verzagte Unschuld im Munde eines Sklaven ihr diese versteckte Sprache lieh, um sich bey ihrem Herren Gehör zu verschaffen, oder ob irgend ein Weiser, der sie mit der noch stolzern Herrschaft der Eigenliebe

aussöhnen wollte, sie in diese angenehme, lachende Gestalt zu hüllen erfand, kann unentschieden bleiben, genug daß diese Erfindung dem menschlichen Geiste die meiste Ehre macht. Durch diesen glücklichen Kunstgriff verträgt sich die Wahrheit erst mit dem Stolz des Menschen und bemächtigt sich seiner Einbildungskraft, ehe sie ihm unter Augen tritt. Sie schmeichelt ihm mit dem Vergnügen der Entdeckung, sichert ihn vor dem Schimpf eines Vorwurfs und vor verdrüsslichem Unterricht. Während der Nähe den Sinn der Fabel herauszufinden hat er nicht Zeit genug, sich wider die drinn enthaltne Vorschrift aufzulehnen. Findet sich der Aufschluß am Ende, so findet er uns auch schon entwasnet. Wir haben insgeheim schon selbst das Urtheil gegen uns ausgesprochen, das wir gleichwol nicht gerne von andern hören, weil wir uns die mehresten male wohl bessern, aber niemalsen verdammen lassen wollen.

Diese einfache und nackte Fabel des Aesops kleidete Phädrus in das reizende Gewand der Poesie. Man kennt die Reinheit seines Styls, die abgemogene Kürze desselben, seine Geschliffenheit. Das Buch des Indianers Pilpay ist nur ein verzerrtes Gewebe in einander gemischter Parabien, mit weit-

schweif-

schweifiger Moral überladen, der es noch dazu nicht selten an Bestimmtheit und Deutlichkeit fehlt. Ist man jemalen zu strenger Nichtigkeit in seinen Gründen verbunden, so ist es denn, wenn man zu unterrichten sucht. Man will unter der Hülle der Allegorie eine Lehre entdeckt haben. Gut; ist aber ihre Anwendung nicht äußerst richtig, führt sie nicht gerade zum vorgesezten Zweck, so lacht man der verlohnen Nähe und bekümmert sich nicht weiter um ein Räsel, das keiner Deutung fähig war. Wenn La Fontaine aus Pilpay, Avienus und andern minder bekannten Fabeldichtern schöpft, so zieht er dafür aus den Erzählungen, die er von ihnen entlehnte, und die er noch vollends im Ganzen verbesserte, in ihrer Moral berichtigte und durch seinen Styl zu verschönern wußte, die mehresten male so neue Resultate heraus, die ganz hinlänglich das Verdienst der Erfindung bey ihm zu vertreten im Stande sind. Durchgängig trifft man in diesen Umarbeitungen auf einen höhern Geist. Schlicht und naif in seiner Erzählung, ist er auch noch äußerst richtig in seiner Moral, äußerst fein in seinen Bemerkungen, denn dieser schlichte Ton der Erzählung schließt nicht Feinheit des Gedankens, wohl aber jede Erkünstlung solcher Gedanken von sich aus. Noch vorzüglicher

an ihm ist jene Kunst, seiner Erzählung mittelst eigener, treuherziger Theilnehmung auch Theilnehmung bey Andern zu verschaffen; eine allen seinen Vorgängern unbekannte Kunst, die bey ihm keine Kunst, sondern eine natürliche Folge jener lebenswürdigen Simplizität, jener Gutherzigkeit war, die die Nachkommenschaft als das unterscheidendste Merkmal auf ihn und Heinrich den Vierten trug.

Unter seinen Thieren stiftete er Monarchyeen und Republicken, legte eine neue Welt unter ihnen an, wo er unaufhörlich mitten inne war und jeder gerne mit ihm. Er vertheilte sie in Stände, gegen die er, ohne jemalen davon abzugehen, immer in gegenseitiger Ehrerbietung verblieb. Alle unsre Titel, das ganze Gepränge unsrer Würden trug er von uns zu ihnen herüber. Er gab dem König Löwen ein Louvre, ein Parlement, ein Königlich Siegel, Hofbediente, Aerzte, und wenn er uns den Wolf zeigt, wie er am Bette gedachter Majestät seinen Spießgesellen den Fuchs prellt, so ist gar kein Zweifel, daß er nicht am Bette zugegen gewesen und was er erzählt mit eignen Ohren vernommen habe. Diese Täuschung sein selbst, an die er ganz ehrlich als an wirkliche Wahrheit zu glauben scheint und die für

den

den Leser so belustigend wird, verläßt ihn niemals. Niemals versteht er sich worin gegen die von ihm errichteten Mächte. Alles hat da seine unveränderlichen Curialen und die Verwandten des Wolfs sind ansehnliche Herren, die lesen gelernet haben. Man siehts, daß er mit ihnen lebte, daß er ihr Mitbürger, ihr Freund, ihr Vertrauter war. Ihr Freund — denn er liebte sie wirklich, ließ sich alle ihre Angelegenheiten zu Herzen gehn und behandelte ihre Fehden wie Dinge von ungemein großer Wichtigkeit. Man sehe den Rechtshandel der Wiesel und des Kaninchens um eine Höle. Kann man eine Sache genauer untersuchen? Alles ist da in Bewegung gesetzt, Gewohnheit, Ansehen, natürliches Recht, Genealogie. Man lacht über diese belustigende Ernsthaftigkeit wie beym Anblick eines Kindes, das man bey Kleinigkeiten glücklich sieht, und so wie wir dieserwegen das Kind lieben, lieben wir La Fontaine.

Die mehresten seiner Fabeln sind in Ansehung der Charaktere und des Dialogs wie vollkommne Szenen eines Dramas anzusehen. Spricht Tarrüss wohl besser, wie die Katze, die in einem Garn verstrickt die Maus um ihre Bestrengung beschwor, ihr versichert,

Gernd,

Hernd, daß sie selbige jederzeit wie ein Aug in Ihrem Kopfe geliebt, und daß sie blos nur darum ausgegangen, um ihr Gebet zu verrichten, wie es Morgens bey andächtigen Käsen gewöhnlich ist.

Mit so viel Vorzügen, die alle aus seiner eigenthümlichen Manier zu denken und zu empfinden, aus seiner leichten und geschmeidigen Imagination ihren Ursprung nahmen, vereinigt sich noch der unaussprechliche Reiz seines Styls, eine Gabe, die allen übrigen die Krone ausstrückte und die er eben der Natur zu danken hatte, die ihn zum großen Dichter berief. Patru, sagt man, hob ihn von der Fabel abziehen wollen, und zwar aus keiner andern Ursach, als weil er die geschliffne Kürze des Phädrus für zu unerreichlich in unsrer Sprache hielt. Das kann man zugeben, allein La Fontaine hatte sich auch nichts weniger vorgesezt, als eben so kurz wie der Admer zu seyn. Vieler andern Vorzüge zu geschweigen, so zeichnet sich La Fontaine für die ihm fehlende Kürze durch Genauigkeit aus. Ich nenn's Genauigkeit (Precision) im Styl, wenn man nirgends etwas aus einem Werke heraus weisen kann, ohne daß nicht zugleich auf Kosten des Vergnügens der Leser auch hie und da eine Schönheit, ein ergößender

Schmuck



Schmuck heraus gewiesen wird. So ist der Styl des La Fontaine in der Fabel. Nirgends fühlt man bey ihm, was man Langweiligkeit nennt, nirgends zeigt er sich leer, und was er sagt, kann entweder nicht in wenigern Worten oder nicht so schön gesagt werden.

Seine vortrefliche Beurtheilung erhellt aus dem Unterschiede, der sich zwischen dem Styl seiner Fabeln und seiner Erzählungen findet. Er sah wohl, daß in der Erzählung, die nur durchs Vergnügen gefallen will, alles, was diesen Endzweck besördert, auch brauchbar ist, und daher die Freiheit, womit er jede mögliche Abschweifung wagt. Mehr als einmal verirrt er sich von seinem Wege und Niemand beklagt sich darüber; man läuft vielmehr sehr gerne neben ihm her. Anders ist es in der Fabel, wo alles nach einem gewissen Ziele strebt; die leidet keinen Verzug, und wenn man sich aufhält, geschiehts die Gegenstände anzüglicher zu machen. In dieser Rücksicht, wie in jeder andern, bleiben La Fontaines Fabeln, bis auf einige wenige, die tadellosesten Meisterstücke.

Die Nachlässigkeiten seiner Erzählung, gegen die Korrektheit in seinen Fabeln gehalten, beweisen  
noch

noch mehr, wie sehr er, durch einen natürlichen Geschmack geleitet, seine Schreibart nach den Regeln jeder Gattung einzurichten wußte. Er gab auf die Gesetze der Sprache Acht, die Moliere zuweilen aus den Augen setzte, und nicht zufrieden, seine Fabel durch anzüglichliche Schönheiten auszuschnücken, hielt er sich auch noch keine Fehler in ihr zu gut. Was in der vertraulichen Erzählung verzeihlich war, erlaubte er sich in der ernsthaftern Fabel nicht, und wer wird sich, was sich La Fontaine versagte, zu erlauben die Freiheit nehmen?

Diese Korrektheit, die nicht wenig sorgfältige Vergleichen voraussetzt, ist um so wunderbarer, je mehr man sie mit jener seltenen und bezaubernden Leichtigkeit verbunden sieht, die jede Idee von Mühe oder Arbeit unterdrückt. Der originelleste Schriftsteller ist auch der natürlichste, und der Vers soll noch erst aufgetrieben werden, über den man ihm Zwang und Er künstlung zur Last legen wollte. Er schreibt nicht; er spricht: wenn er erzählt, ist er seiner Sache gewiß; mahlt er, hat ers mit Augen gesehen, immer redet sein Herz aus ihm, gießt sich vor ihm aus und verräth sich; man siehts ihm an, daß er einem sein Geheimniß zu sagen hat und daß

er sich zu sagen gedrungen fühlt; alle seine Gedanken und Empfindungen entwirren ihm; alle erzeugt, ungesucht und unvorbereitet, der Augenblick; für jeden Ton gerecht, ist auch kein einziger, der nicht der seinige schien, kurz, bis aufs Erhabne zu, scheint alles ihm leicht und angebohren zu seyn. Immer entzückt er, ohne daß bey ihm Jemand worüber zu staunen hätte.

Dies Natürliche herrscht so sehr bey ihm, daß dem Haufen von Lesern die übrigen Schönheiten seines Styls darüber verlohren gehn; nur Kenner wissen es, wie sehr La Fontaine Dichter ist, wie tief er allen seinen Reichthum aus den Quellen der Dichtkunst selber geschöpft. Selten merkt man genug auf jene Menge eigengeschafter Ausdrücke, auf jene kühne Metaphern, die immer gleichsam ohne sein Zutun ihre schicklichste Stelle einzunehmen wissen. Keiner von unsern Dichtern ging gebieterischer mit der Sprache um, keiner wickelte mit so viel Behendigkeit den französischen Vers um jede nur erdenkliche Form. Jene Eintönigkeit, dieser Vorwurf unsrer Versifikation, verschwindet gänzlich bey ihm. Er legt seinen Vers so glücklich an, daß jeder aus ihnen entstehende Reim uns nie Nothwendigkeit, sondern wirkliche

Schön-

Schönheit dünkt. Ihr Rhythmus ist voll der seltensten und mahlerischen Mannigfaltigkeit, und Niemand wie er hat so viel mit ihrem Maas und ihrer Bewegung auszurichten gemußt. Wie es ihm gut deucht, verkürzt er hier seinen Vers und verlängert ihn dort. Die Uebertragung des Sinns aus einem Vers in den andern, was nur dem griechischen und römischen eigen zu seyn schien, ist ein so bekanntes Verdienst der seinigen, daß es beynah schon wieder verkannt ist. Freilich können sich so viel Vortheile, die zum Theil von der Freiheit ungleicher Verse und dem Vorrecht einer mit jedem Ton verträglichkeit Gattung abhängen, in einem edlern Styl nicht zusammen finden; allein so viel andre, die einerley Laufbahn mit ihm liefen, warum nähern sie sich so selten seiner Vollkommenheit? Und jene nachahmende Harmonie der Alten, die in unsrer Dichtkunst so viel Nähe macht, La Fontaine hat sie ganz in seiner Gewalt, und man kann, wenn man ihn liest, sich nicht enthalten sie mehr für Wirkung des Instinkts als einer prüfenden Ueberlegung anzunehmen. Freund des Wahren, Feind des Falschen, gab er jeder Empfindung, jedem Gedanken stets die ihnen angemessenste Sprache, und man fühlt es, daß es ihm, sich drinn zu irren, unmöglich war.

Besonders zeichnet sich seine Empfindlichkeit, die Seele aller seiner Talente, aus. Nicht die, die feurig, ungestüm und voll Leidenschaft das Trauerspiel, die Epope und alle übrigen großen Werke der Einbildungskraft belebt, sondern jene, die sanft und naif so schön zu der Gattung paßt, die er zu bearbeiten unternommen hatte. Ohne daß er dran zu denken geschienen, blickt sie jeden Augenblick aus seinen Werken hervor und fügt zu allem, was sich schön und vortreflich in selbigen fühlt, noch anziehendere Reize hinzu. Welche Menge liebenswürdiger Empfindungen begegnen sich drein! Welch ein Zusammenfluß der reinsten Seele, des gütigsten Herzens strömt uns aus ihnen entgegen! Mit welcher Theilnehmung läßt er sich über die Freuden der Einsamkeit, die Süßigkeit der Freundschaft heraus! Wer wollte nicht der Freund des Mannes seyn, der die Fabel von den beiden Freunden verfertigt hat? Wer würde ermüden aber und abermal jene Fabel, die beiden Tauben, zu lesen — ein Stück von so ergötzendem Eindruck, daß man selbigem vor andern den Kranz reichen würde, wenn man unter so viel Meisterstücken noch Vertrauen genug zu urtheilen, noch Muth genug zu wählen behielt? Und wenn am Ende der Dichter auf sich selbst übergeht

und die Vergnügungen vorengesehner Liebe bedauert und zurückwünscht, welche zärtliche Melancholie! Liebe — welch Bedürfniß bey ihm! Und die Fabel, Tircis und Amarant! Hat man jemalen Liebe mit richtigern und feinern Zügen ausgemalt? Hat man die Wirkung dieser Leidenschaft, so lang sie noch in ihrer ganzen Reinheit die Seele erwärmt, irgendwo mit mehr Stärke und Anmuth gezeichnet? Ein noch erhabneres Gemälde liefert das Gedicht Venus und Adonis. Es ist, mit einem Wort, der Göttin und des Helden würdig.

Welcher Schriftsteller hat gegründeter Ansprüche seinen Lesern zu gefallen, sie für sich einzunehmen? Wer wird aber auch häufiger gelesen, öfter angeführt? Aufgeklärt oder nicht, wo ist ein Gedächtniß, dem er nicht tiefer als jeder andre eingegraben war? Der Volks- und Kinderdichter ist zu gleicher Zeit auch der Dichter der Philosophen. Dieser ihm allein gebührende Vorzug — man dankt ihn vielleicht zum Theil der Gattung, in der er sich als Schriftsteller zeigte, allein man ist ihn noch mehr seinem Geiste schuldig. Kein Schriftsteller hat in seinen Schriften so viel gesunden Verstand mit so viel Güte des Herzens vereinigt; keiner so viel Verse,

die

die Sprüchwörter wurden, gemacht. In jenen Augenblicken, deren Wiederkehr uns nur zu oft überschleicht, wo wir so gerne uns selbst und unsre Zeit von uns los zu werden suchen, nach wem greift man da lieber als nach La Fontaine? das Bedürfniß angenehmer Empfindungen fesselt uns nur zu sehr an ihn. Er beruhigt uns — verfährt uns wieder mit uns selbst. Was schadet, daß man ihn auswendig weiß? man liest ihn wieder, so wie man Personen, die man liebt, gerne wiederseht, auch ohne daß man ihnen im mindsten etwas zu sagen hat. —

Madame Sevigne wirft ihm seinen zu leichtsinnigen Uebergang aus einer Gattung in die andre vor, und er selbst klagt auch an mehr als einem Orte darüber. Was hat er dann aber unternommen, das seinem Genie so unangemessen war. Er hatte ein Lustspiel gemacht; Lustigkeit und Malvität sind in dieser Gattung mit nichten entbehrliche Vorzüge; und sein Lustspiel ist noch bis diese Stunde eins der artigsten Stücke, das auf irgend einer Bühne gefällt. Weniger glückte es ihm vielleicht mit seiner Psyche. Der Roman ist zu gedehnt, zu sehr mit Kleinigkeiten überladen, und doch trifft man noch immer genug darin, das einen beim Lesen desselben an La Fontaine

ne erinnert. Wer anders als er hätte wohl jenen Gesang dichten können, den Psyche im Tempel der Liebe hört, und jenen an die Bollust, den Horaz ihm beneidet haben würde? Was seine übrigen Schriften betrifft, die man unter dem Titel vermischter Werke kennt, so sieht mans ihrer Kürze und ihren Gegenständen wohl an, daß es eht Einfälle als völlig ausgearbeitete Stücke sind. Wenn man sie sammelte, was sehr unrecht war, so mögen es die Herausgeber verantworten, und wenn man gar noch eine Oper in selbigen antrifft; so fällt es in die Augen, daß man sich dieserhalb an Niemanden weniger als an ihn zu halten hat.

Mit Vergnügen hab' ich mich bey seinen Fabeln aufgehalten, was mag mich hindern, daß ich nicht auf seine Erzählungen zu reden komme? Sie sind in ihrer Art eben so vollkommen. Allenthalben jene Gabe zu erzählen, in einer Vollkommenheit, die nur die seinige war! Welche Lustigkeit! Welche Leichtigkeit! Welcher Reichthum! Welch' eine Mannigfaltigkeit von Wendungen! Wie weit sind alle Erzähler, alle Fabeldichter hinter ihm! Gleichwohl wenn er auch seine Erzählungen nicht geschrieben hätte, wär er mindet groß, und gut und unnachahmlich

gewe:



gewesen? Und was könnt' ich endlich auch von ihnen sagen, daß sich nicht auf irgend eine Eigenschaft zurück bringen ließ, die in der Untersuchung seiner Fabeln schon hinlänglich zergliedert ist? Verlangt man, daß ich die feinen Nuancen anschaulich machen soll, durch die sich sein gesunder Geschmack in beiderley Gattungen unterschied? Soll man denn immer nur analysiren? Frey heraus gesprochen, es widersteht etwas in mir, mich lang mit diesen Erzählungen abzugeben. Sie haben die letzten Augenblicke La Fontaine's beunruhigt, die Strenge der christlichen Moral verweist sie, ihr Verfasser selbst warf sie sich mit Bitterkeit vor. — Mußte dieß die letzte Empfindung eines Mannes seyn, der uns alle zu so viel angenehmen Empfindungen verhalf? — Dennoch wünschte er diese Erzählungen nicht fertig zu haben. Er bat, daß man sie ihm verzeihen mögte. — Nun so werden dann doch wenigstens dieser Neue wegen auch selbst die strengsten Richter sich endlich über diese Verse zufrieden geben. Guter La Fontaine! ich werde von deinen Erzählungen nicht reden; ich fühle mich zu sehr gedrungen, es von dir selber zu thun.

†

(Der Beschluß nächstens.)

## An den Amtmann v. Eichstädt.

Tremsbüttel in Holstein den 18. Jenner 1781.

Ich biete Ihnen mit herzlichem Mitleide meine Hand, bejammernswürdiger Mann, und gebe Ihnen zum Troste die aufrichtige Versicherung, daß gegen Ihren armen unglücklichen Sohn, unter dessen Hand mein geliebter hoffnungsvoller Bruder gefallen ist, keine Empfindung des Grolls oder der Rache in meine Seele gekommen sey. Seyn Sie vielmehr sowohl von mir, als meinem Geschwister überzeugt, daß wir uns die sorgsamste Mühe gegeben haben, und noch geben werden, um sein Schicksal auf die möglichste Weise zu mildern. Und wenn auch das Urtheil gegen ihn, so viel ich auch von der Milde der Richter hoffen kann, dennoch nicht nach unsern Wünschen ausfiel; so werden wir uns auch in dem Falle eifrig bestreben, von dem Könige eine Milderung zu ersuchen, die man uns gewiß nicht verweigern wird. Ihnen diese Worte des Trostes zu sagen, unglücklicher Vater! fand ich mich in meinem Herzen verbunden, und ich bitte Sie inständigst, das größte Vertrauen in meine Versicherungen zu setzen. Ach! aber wie schwach wäre dieser Trost wenn ich ihn nicht mit einem viel höhern, der voll Erquickung für Sie seyn muß

muß, begleiten könnte. Beurtheilen Sie Ihren Sohn nicht mit der Strenge, zu der Sie der Erfolg einer Handlung vielleicht verleiten könnte, deren Absicht gewiß von dem unglücklichen Ausfall weit entfernt war. Lassen Sie mir den Trost Ihnen zu sagen, daß ich einen Brief von ihm gelesen habe, der aus keinem andern, als edlen Herzen fließen konnte, und der mir die bittersten Thränen des Mitleids erpreß hat. Die Wege der göttlichen Vorsehung sind undurchschaubar, und führen, so labyrinthisch sie sich auch winden, gewiß dennoch alle zum Ziel, wie es unser ewiges Heil erforderte. Einst wird uns die Hülle von den Augen genommen werden, und alsdenn werden wir vielleicht Gott preisen, daß Er Ihren Sohn und meinen Bruder diesen Weg habe wandeln lassen. Beide, Jünglinge in der schönsten Blüthe Ihres Lebens — beide allen Gefahren der Versuchungen ausgesetzt, von denen vielleicht den einen nur ein früher Tod, und den andern ein solches gewaltsames Einkehren in sich selbst, befreien konnte. An die Möglichkeit des Todes haben sie beide nicht gedacht, es war kein Keim der Feindseligkeit in ihr Hertz gekommen, und das letzte Wort meines sterbenden Bruders war Verzeihung und Fürsorge für Ihren Sohn. Auch diese Vergebung unsres Bruders soll uns antreiben, uns mit dem größten Eifer für das Wohl Ihres Sohnes zu bekümmern,

kümmern, dessen Schicksal schon bereits jetzt gelinder ist, als es in ähnlichen Fällen wohl zu seyn pflegt. Gott tröste Sie mit seinem besten Segen, und gebe Ihnen die Gnade, daß Ihr Sohn, der Sie so tief niedergeschlagen hat, Sie durch seine aufrichtige Besserung wieder trösten, und dieses schreckliche Andenken aus Ihrer Seele auslöschen möge.

Christian Graf zu Stollberg.

Ganz Deutschland muß der Tod des Grafen zu Stollberg niederbeugen; aber auch sicher den erhabenen Mann verehren, der einen solchen Bruder verlor, und dennoch diesen Brief schrieb. Seinen eigenen Bemühungen und den Verwendungen seines gleich edel denkenden Geschwisters, hat der junge v. Eichstädt, der den Grafen F. L. zu Stollberg im Duell ermordete, die Hoffnung eines sehr gelinden Urtheils zu verdanken. Es ist mir eine innige Freude, diesen vortreflichen meines Wissens noch ungedruckten Brief dem Publico mittheilen zu können, und ich ergreife zugleich die Gelegenheit dem Uebersender desselben allhier öffentlich meinen Dank abzustatten.

L. v. D.

## Inhalt.

	Seite.
Sammlung einiger Gedanken über das alte Aegypten	145
Lobrede auf La Fontaine	193
An den Amtmann v. Eichstädt	214

Das  
preussische Tempel  
Viertes Stück.

---

April 1781.

---

---

Zwei Anmerkungen zur deutschen  
Litteratur.

---

Morhoff ist in seinem Unterricht von der deutschen Sprache für die Liebhaber der älteren deutschen Litteratur immer noch der erste Begleiter. Darum ist bei einem solchen Buche, aus dem die meisten Rath holen, desto nöthiger die eingeschlichenen Fehler anzumerken; je leichter diese von andern nachgeschrieben werden. Zwey derselben will ich hier anzeigen, ohne mir daraus ein Verdienst zu machen, daß ich einem wackern Morhoff eine Kleinigkeit aufmachen kann.

Zum ersten sagt er in dem angeführten Buche, S. 370. Es werden in den Anmerkungen des Reinken Fuchsen aus unterschiedlichen deutschen

Poeten viel schöne Lehren angeführt, die mir noch nicht zu Handen gekommen, als: aus Johann Morßheim Rittern, der von Frau Untreu geschrieben ic. Hier bekennt er gerade zu, er kenne Morßheim nicht. Aber einige Seiten vorher, S. 364. meldet er: es ist auch im Jahr 1497 von einem Ritter das Hofleben reimweis beschrieben, und 1535 von Johann Morßheim herausgegeben. Es ist die poetische Historia von dem Ritter Thewerdank in deutschen Versen beschrieben, u. s. w. Hier saget er zwar nicht mit seiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit, er habe es nicht gesehen, sondern er redet davon als ein Augenzeuge. Indessen, wenn er es gesehen hätte, würde er nicht auf einer Stelle sich dreimal versprochen haben, und bei jenem Gedicht, Frau Untreu in Ungewißheit geblieben seyn. Denn,

- a) ist es nicht von Johann Morßheim herausgegeben; sondern dieser ist selbst der Ritter, der es gemacht.
- b) Es ist nicht die poetische Historia von Thewerdank; sondern
- c) eben die Frau Untreu, ebendesselben Ritters Joh. Morßheim, der ihm einige Seiten hinterher noch unbekannt ist.

Ich habe die Ausgabe von 1539 in 4to vor mir, die zu Strasburg bei Jacob Cammerlander gedruckt ist. Der Titel lautet: *Mulica Vita. Hofleben.* Und sunst der ganzen Welt Händel, wie jedermann mit dem linken Schenkel schlecht.

Frav Untrew eine gewaltge Königin

Nimbt ihnd alle Länder in 10.

Gedicht von Johann Morßheim, gedruckt, wie oben gesagt. Das ganze Buch personifiziert die Untrew. In der Vorrede des Herausgebers wird gemeldet, der Autor habe schon vor Jahr und Zeit dies Buch durch den Druck ausgehen lassen. Die Vorrede des Autors aber sagt:

Da man schrieb XiiijC jar

Auch dazu neunzig und sieben,

sey dies Buch gemacht. Hierin hat Morhoff Recht.

Zweitens auf der S. 331. nennet Morhoff einen Herrmann von Sachsen, eigentlich Sachsenheim, und stellt ihn unter die ältern Schwäbischen Dichter. Dieser gehört aber schon in das letztere Alter des verfallenen Minnegesanges. Sein Werk heißet die *Mödrin*. Ich habe noch außer dem Morhoff nirgends diesen Roman angezeigt gefunden. Und

doch ist er schon 1535 zu Worms mit vielen Figuren in Holzschnitt gedruckt.

Eyn schön kurzweilig Lesen, welches durch weyland Herr Herrmann von Sachsenheim Ritter (eines abentürlichen Handels halb, so ime in seiner jugent begegnet) lieblich gedicht wird, hernach die Wdrin genent ist, allen denen, so sich der Ritterschaft gebrauchen, auch zarter Frewlein Diener gern sein wolten, nicht allein zu lesen kurzweilig, sonder auch zu getrawer Warnung erschießlich.

Diesen Druck habe ich mit der Handschrift, auf der Königl. Schloßbibliothek verglichen. Die Sprache des gedruckten ist etwas verändert, und in der Vorrede ist diejenige Stelle ausgelassen, wo der Herausgeber (Johannes Adolphus Phisicus) in der Handschrift einen Anhang mit der verdeutschten Ecloga des Bapt. Mantuani von der bösen Weiber Natur und Eigenschaft verspricht. Welchen versprochenen Anhang der Abdruck mit einem andern ersetzt, und zwar mit einer Strafrede auf den Ehebruch und Lobrede auf den Ehestand, aus dem Freidauk, St. XXI. Das Alter seiner Schrift bezeichnet der Ritter selbst in dem Beschlusse des Werkes, unter dem Titel, des Ritters bitten. Der Anfang davon lautet also:

Dem



Dem edlen Fürsten Hochgebohrn,  
 Welchen ich mir hab auserkor'n,  
 Und darzu einer Fürstin gut,  
 Sie seynd beyd von einem Blut  
 Aus Beyerland Pfalzgraff bei Rhein,  
 Zu Oesterreich ein Herzogeyn  
 Hab ich dies red zu Dienst gemacht,  
 Der Thorheit nach viel mancher lacht  
 Und wird es haben für ein Spot,  
 Hat ich daffir gedienet Got,  
 Ich mein, es mücht mir besser sein;  
 Doch hab ich mehr in meinem Schwein.  
 Beschloßen tief nit offenbar.  
 Dies ward gemacht im dritten Jar  
 Als man nach Jubileus zalt  
 Da Pabst Nicolaus mit Gewalt  
 Den Sündern all yr Sünd vergab.

Das Jubileum veranstaltete P. Nicolaus Vte im  
 J. 1450. Also schrieb der Autor dies Werk im  
 J. 1453.

Mir hat eben diese Ndrin im Lesen nicht  
 den unterrichtenden und lieblichen Kurzweil gemacht,  
 den der Titel versprach. Denn in der nehmlichen  
 unbeholfnen, harten Sprache, wie die angeführten

Verse, läuft das ganze große Gedicht mit welttschweifigen Wiederholungen und mit wideriger Einsörmigkeit bis ans Ende fort. Um den Liebhabern des deutschen Alterthums, die den Inhalt wissen wollen, die Mühe der Lektüre zu ersparen, will ich hier den Faden des Gedichts mit meinen Worten mittheilen.

Der Ritter wird auf einem Spaziergange in einem Walde von einem Zwerglein gefangen, in einen Trüben geschlossen, und durch Zauberlist in der Luft über Meer weggeführt. Er kommt in das Land der Königin Venusin. Da läßt ihn der Zwerg aus der Trüben heraus. Er wird untrewlich von der Königin Herrschaft empfangen. Eine Mdrin bietet den Ritter Citiert und ihn den Ritter Herrman mit dem Stabe vor Gericht. Er wird in den Bloch gelegt; den Morgen darauf mit einem großen Heer vor Gericht geführt, und dann auf einem alten Raubfel hindervertilgen (rücklings) mit viel Gespödt und einem seltsamen Auslauf zu Frau Venus der Königin gebracht. Er soll wegen einer Untreu gegen die Venus hart gestraft werden. Eckart tröstet den Ritter. Der König und seine Rätthe wollten dem Ritter zum Besten; aber die Königin Venus will von nichts anderm wissen, als daß er sterbe. Er wird

wird von den Schergeanten in die Schranken zu der Königin vor Gericht geführt. Die Königin ernennet die Wäerin zu ihrem Fürsprecher. Eckart ist des Ritters Procurator. Nun zerren sich mit oft wiederholter Klage und Antwort, die Wäerin und Königin auf einer; und Eckart und der Ritter auf der andern Seite. Der Streit drehet sich immer auf demselben Punct. Des Königes Verathschlagung mit seinen Råthen gehet eben so langsam. Zwischen inne geht der König mit der Königin und dem Hofgesinde zu Tische. Dem Ritter wird auch höflich Trank und Speise zugeschiedt. Die Wäerin bringt endlich auf das Urtheil. Das Urtheil von beiden Partheyen wird verlesen; und der Ritter zum Theil ledig erkannt. Der Großhofmeister thut endlich das letzte für den Ritter. Man holet ihn auf einem alten Maulthiere zum Gestech. Er wird zu der Königin geführt, das Gestech zu besehen. Das Gestech hört auf. Und endlich wird der Ritter durch die Lust wieder mit verbundenen Augen, mit einem Zaubersstein in der Hand, auf den Ort getragen, wo er vorher geraubt wurde; und langt bei seiner Familie an.

K—dt.

## Die Morgenstunden der Prinzessin Zinna.

### Erster Morgen.

Zinna die Prinzessin lag und gähnte  
 schlaflos in des Morgens Dämmerlicht. —  
 Ob sie sich vielleicht nach etwas sehnte,  
 was sie selbst nicht hatte? weiß ich nicht.  
 Leise fragt sie Einen von der Wache  
 der Verschnittnen — ihr besonders treu  
 und verschwiegen — ob im Vorgemache  
 nicht der Hospoet Abdalla sey?

Die Prinzessin liebte die Gelehrten,  
 war dabel gefällig, wizzig, schön,  
 und die Dichter, die sich täglich mehrten,  
 hielten diesen weiblichen Mäzen  
 wie belagert — aber da durch Bomben  
 freilich hier nichts auszurichten war,  
 brachten sie ihr reichlich Hekatomben  
 von Geburten ihrer Muse dar.

„Jimmer näher“! ruft sie (denn in Eile tritt Abdalla schon zur Thür herein)  
 „Können Sie, mein Herr, die Langeweile,  
 „die Sie oft mir machen, auch zerstreun?  
 (Er verneigt sich und verschluckt die Galle)  
 „Gut! versuchen Sie's — es ist noch früh  
 „und die Herr'n des Hofes schläfern alle  
 „doch so sanft mich keiner ein, als Sie.“

Ehrfurchtsvoll kniet er am Sopha nieder:  
 „Tausend Proben, Fürstin! deiner Huld  
 „hab ich schon genossen — iezzo wieder  
 „häufet deine Gnade meine Schuld  
 „doch genung! Ich will ein Lied beginnen  
 „(Auf, ihr Musen! auf! belebet es!)  
 „von den funfzig schönen Prinzessinnen  
 „und dem starken Sultan Herkules.“

„Schweigen Sie, mein Herr! schon in der  
 Wiege  
 „war dies fade Märchen mir bekannt.  
 „Märchen? nein! fürwahr die größste Lüge,  
 „welche je der Dichter Stolz erfand!  
 „Gegen Ienen — was für arme Wichte  
 „sind sie nicht! die Männer unsrer Zeit?“  
 Gut! vielleicht, daß folgende Geschichte  
 meiner Fürstin mehr Vergnügen beut.

In — ich weiß nicht welchem fernen Lande  
 war einmal ein Sultan — klug und schön,  
 reizender, von größtem Verstande  
 hatte man noch keinen dort gesehen.  
 Jedro wollen wir den Fürsten nennen,  
 denn die Chronick, welche von ihm spricht,  
 lehrt ihn zwar sehr vortheilhaft uns kennen,  
 seinen Namen aber nennt sie nicht.

Sultan Jedro war an seinem Hofe  
 aller Damen Wunsch — der Männer Meid,  
 von der Fürstin bis zur letzten Zofe  
 schlug ihm jedes Herz voll Zärtlichkeit.  
 Sie erwarben nichts, als seine Gnade,  
 er vermied die schlüpfrige Gefahr,  
 dem nicht lockend, der in gleichem Grade  
 reizend, tugendhaft und weise war.

Doch verrieth er großes Wohlgefallen  
 an dem Opfer ihrer Schmeichelei —  
 Alle Damen sagten's, daß von allen  
 Männern Jedro doch der schönste sey;  
 dieser Punkt war seine schwache Seite  
 und man traf sie osters meisterhaft;  
 seine Mäßigung ward oft als Beute  
 durch die Eigenliebe weggerast.

Dennoch wagt es einer, welcher fremde  
 an dem Hofe war — und sagte frei:  
 einen Bruder hatt' er, der im Hemde  
 schöner, als der Fürst en galla sey.  
 Dieses blieb nun freilich nicht verschwiegen,  
 Jedro will den kühnen Fremden sehn;  
 wiederrufen soll er diese Lügen  
 seinen Irrthum soll er eingestehn.

Doch der Fremde wirft sich ihm zu Füßen:  
 „Wiederrufen, Sultan! kann ich nicht!  
 „und Du willst doch nicht mein Blut vergessen  
 „darum, weil mein Mund die Wahrheit spricht.“  
 „Nein!“ ruft Jedro, „nein du sollst nicht bluten  
 „wenn dein kühner Ausspruch Wahrheit ist —  
 „sterben aber, wenn — wie wir vermuthen —  
 „sich dein Mund aus Frechheit so vermißt.

„Nimm daher das Schif der schnellsten Ruder  
 (denn das Reich Prinzessin lag am Meer)  
 „bringe deinen schön gerühmten Bruder —  
 „er hat nichts zu fürchten — bring ihn her!  
 „ist er schön, wie du es wagst zu sagen,  
 „denn sollst du geehrt und glücklich seyn,  
 „ist er's nicht, so magst du deine Klagen  
 „Lebenslang im tiefsten Turm verschreien.

„Daß

„Doch, daß du aus Furcht vor meiner Rache  
 „nicht entfliehst; so dienen funfzig Mann  
 „meiner Krieger dir zur Ehrewache!“

Gut! der Fremde trüt die Reise an;  
 glücklich ist die Fahrt, in wenig Wochen  
 kömmt er an den vorgesezten Ort,  
 hat mit seinem Bruder sich besprochen,  
 will mit Ihm in dreien Tagen fort.

Aber schwer ist der Entschluß zu faßern,  
 denn der Bruder liebt sein Weib so sehr  
 und sie jammert: „Willst du mich verlassen?  
 „liebst du mich, mein Theobald, nicht mehr?  
 Bruder! seufzt er traurig: dieses Grämen  
 bricht ihr Herzchen; oder sie ersticht  
 sich mit eigener Hand. Ach! Abschied nehmen  
 kann ich von dem lieben Weibe nicht.

Doch der andre kennt die Weiber besser:  
 „mit dem Tode, Bruder! hat's nicht Noth!  
 „Weiber greifen nicht so schnell zum Messer  
 „grämen sich auch um den Mann nicht todt;  
 „aber dem Gewinsel auszuweichen,  
 fährt er fort, „so laß uns diese Nacht  
 „heimlich stehlen, unser Schif erreichen  
 „und davon seyn, eh dein Weib erwacht.“



Schon verbreitet rings die Nacht den Schatten  
 und der hohe Vollmond hell und schön  
 hält in Wolken sich; er will den Gatten  
 die Geliebte nicht verlassen sehn.

Neizend liegt sie da im sanften Schlummer  
 Theobald steht tief bewegt, ihm bricht  
 fast das Herz, der Mond sieht ihren Kummer  
 und enthüllt verhöhnt sein Angesicht.

„Solche Poffen will ich mir verbitten!  
 fällt hier lachend die Prinzessin ein:

„dieser Mond mit seinen Stutzerstitten  
 „dürfte wohl ein wenig läppisch seyn.“

Nein! fürwahr, Madam! die neueste Mode  
 in der Dichtkunst fordert diesen Ton  
 sey's Roman, Erzählung oder Ode,  
 kurz der Mond spielt eine Hauptperson.

Doch, Prinzessin! wenn wir länger streiten  
 (unsre Helden haben guten Wind)  
 so verspäten wir sie zu begleiten.  
 Wirklich, daß sie noch am Lande sind  
 ist ein bloßer Zufall, wie ich höre,  
 sind die Herren wieder umgekehrt  
 waren schon im See — bei meiner Ehre!  
 das Warum? ist eine Frage werth.

Alles war bereit, die Fahrt begonnen;  
 aber der verliebte Ehemann  
 hat sich plötzlich noch darauf besonnen,  
 daß er ein Porträt nicht missen kann,  
 welches, ewig auf der Brust zu tragen,  
 er dem süßen Weibe einst verhiess  
 und zum Anlaß sehr gerechter Klagen  
 heut im Schlafgemache liegen ließ.

Oh man's ihm erlaubt zurückzukehren,  
 scharfst der Bruder ihm sehr dringend ein;  
 läßt ihn's gar durch einen Eid beschwören,  
 morgen wieder auf dem Schif zu seyn,  
 Theobald hält Wort. Doch starr und trübe  
 ist sein Auge, da er wiederkehrt;  
 wüthend flucht er dem Gefühl der Liebe,  
 welches er als göttlich sonst verehrt.

„Lassen Sie für jetzt die guten Leute!  
 ruft, indem sie sich zum Schlummer streckt  
 die Prinzessin, „lassen Sie für heute  
 „dieses Räthsel immer unentdeckt!  
 „Morgen wollen wir das weit're hören,  
 „was mit ihren Helden sich begab,  
 „leht, so lang ich schlummern werde, wehren  
 „Sie vom Busen mir die Mücken ab.

H. K. S.

## Alf und Alvida. \*

Ein Held wird nicht geformt, er wird geboren —  
Musarion.

Siegwar, König der Gothen, hatte zwei Söhne, die er außerordentlich liebte. Er empfand mehr Mißvergnügen, als Vaterfreude, über die Geburt einer Tochter, ob dieselbe gleich alle Züge einer ungewöhnlichen Schönheit an sich hatte, denn er wünschte nur sein Reich seinen beiden Söhnen zu überlassen und glaubte nach der Sitte der damaligen Zeiten einem jeden Fürsten zugleich mit der Hand seiner Tochter ein Recht auf einen Theil seiner Staaten zu ertheilen. Alviden aber an einen seiner Unterthanen zu verheirathen oder an einen ohnmächtigen Fürsten, der nie dieses Recht durch die Waffen gültig machen könnte, schien ihm selbst eine unedle Erniedrigung. Schon hatte er den Entschluß gefaßt, daß seine Tochter immer unverheirathet bleiben sollte; allein ihre Schönheit lies ihn eine noch weit ärgere Beschimpfung befürchten und er glaubte, daß wenn er sie gleich von

aller

\* Einige Züge dieser Geschichte sind aus dem Dlaus Magnus entlehnt.

aller Welt entfernt erzdge, die Liebe, die so viele Hindernisse übersteigt, auch hier den fernsten Schlupfwinkel aufspüren dürfte. Er gerieth also auf einen Einfall, der ihm, so seltsam er auch immer war, die Erreichung seines Entzweckes sehr wahrscheinlich machte. Er ließ Alwilden auf eine wohlbewachte Burg führen und übergab sie einigen streitbaren Weibern zur Erziehung. Diese sollten ihr nie den Unterschied des Geschlechtes oder auch nur das geringste von Liebe entdecken, sondern sie ganz männlich erziehen und bloß nach Krieg und Kämpfen ihre Leidenschaft rege machen. So wählte er durch ihre Wildheit jeden Liebhaber abzuschrecken, ihr Herz selbst vor Liebe zu bewahren und ihr durch kriegerische Thaten Tod oder Ruhm zu verschaffen. Alwildens erste Jugendjahre verfloßen und kaum hatte sie die erforderliche Stärke erreicht, als sie schon in Begleitung ihrer Erzieherinnen einige Streifereien zur See unternahm, die insgesamt zu ihrer Ehre auschlügen. Einige Jahre darauf waren ihre Brüder in entfernten Ländern in einen Krieg verwickelt. Stegwar selbst konnte Alters halber sein Heer nicht anführen und hatte auch seine Flotte einem seiner berühmtesten Feldherren anvertraut, der aber in einer unglücklichen Schlacht selbst das Leben einbüßte. Der Rest seiner Flotte breitete

bei der Zurückkunft im ganzen Lande Furcht und Schrecken aus. Der alte König versammelte seine noch übrigen Feldherren und man berathschlagte, wer sie anführen und wer sich dem herannahenden Feinde widersetzen sollte. Während dieser Berathschlagung trat Alwilde in die Versammlung und alle die graubärtigen Krieger, die sie nie anders, als im Panzer mit vorgeschobenem Bistie gesehen, riefen insgesammt über ihre Reize stammend „Freya sey zu ihrem Schutze aus Wallhal hernieder gestiegen.“ — Alwilde erbat sich von ihrem Vater das Kommando und erhielt die Erfüllung ihrer Bitte. Jeder wurde durch ihr Beispiel mit neuem Muthе befeelt; man hatte in Eil eine neue Flotte ausgerüstet und die junge Heldin flog, ihre Feinde aufzusuchen. Sie näherte sich bald der feindlichen Flotte, die von Alf, dem Sohn des Königs der Dänen, angeführt wurde. Die Schlacht nahm ihren Anfang und beide Theile stritten mit unerhörtem Muthе. Der Vortheil der Ueberlegenheit war auf Alf's Seite und Alwilde glaubte durch den Tod oder Gefangenschaft des feindlichen Heerführers den ganzen Streit mit einemmal zu enden. Sie suchte also sein Schiff zu erreichen und ließ, so bald es geschehen, das ihrige daran befestigen; allein auch hier war ihr das Glück ungün-

stig. Alf hatte auf seinem Schif eine stärkere Besatzung und sie war im kurzem nur noch alleine auf dem Verdecke des ihrigen befindlich, wo sie halb aus Verzweiflung den feindlichen Heerführer zum Zweikampf aufforderte. Alf erschlen, zerspaltete mit einigen Streichen ihren Schild und noch ein anderer Hieb trennte das Visir vom Helme. Ergieb dich, rief Alf, der seinen Gegner gar nicht kannte, du bist wehrlos. Ich wehrlos? rief Alwilde mit einem spöttischen Ton; auch ohne alle Rüstung wärd' ich dir noch überlegen seyn. Und mehr aus Verzweiflung als Stolz riß sie vöblig den Helm von ihrem Haupte und warf ihn vor Alfs Füße, auf den sie tezzo mit neuer Wuth eindrang. Allein die braunen Locken wallten den Rücken herab und verriethen Siegwars schöne Tochter. Alf, von ihrem Reize gefesselt, suchte sie immer stärker zu ermüden, paßte den Augenblick ab, da er sich ihr mit der wenigsten Gefahr nähern konnte, umwand sie hurtig mit dem einen Arm, drückte sie fest an seine Brust, riß sich mit der andern Hand seinen Helm ab und bedeckte ihren Mund mit den feurigsten Küssen. Eine noch nie gefühlte Empfindung bemächtigte sich Alwildens und das Schwert entfiel ihrer Hand. Kehre schöne Alwilde, rief der muthige Jüngling, zu deiner eigent-

lichen

lichen Bestimmung zurück und vergönne es mir, dich zu besitzen, und der Schöpfer deines künftigen Glücks zu seyn. Alvilde, von einer unberoußten Regung getrieben, folgte erröthend und schweigend dem Prinzen in sein Schif. Alf ließ das Zeichen zum Abzuge geben. Alvilde vertauschte ihren Panzer mit einer kostbaren weiblichen Kleidung und ward am folgenden Tage die Gattin ihres Siegers, der sich zum Frieden mit ihrem Vater gleich willig finden ließ und sie zur Mutter einiger nordischen Könige und so glücklich machte, als es nur jemals die Gattin eines edlen und liebenswürdigen Mannes war.

L. v. B.

---

## An Herrn B— in M.

---

Ihrem Patriotismus, mein Wertheßer, verdankt unser Vaterland das erneuerte Andenken eines Dack und Roberthin und also will ich die Entschuldigungen hier ersparen, die ich sonst wohl gebrauchen würde, wenn ich la noch kühn genug wäre, mich gegen andre über die Dichter und Dichterinnen der

Vorzeit auszulassen. Freilich hat unser Vaterland eben so wenig eine Sappho als einen Homer, Pindar oder Anakreon aufzuzeigen; aber doch gab es im vorigen Jahrhundert in unserm Vaterlande Männer, die mit den besten damaligen Dichtern Deutschlands wetteiferten. Diese wähl' ich mir heute zum Gegenstande; aber keine Nachrichten für den Biographen; ich schränke mich bloß auf die Werke dieser Schriftsteller ein und auch hier nicht in chronologischer Ordnung; sondern ich laße mich nur über diejenige aus, die mir unter die Hände fielen, und wenn Ihnen diese Nachricht genung thut, so empfangen Sie einen ähnlichen Brief, sobald ich wieder hinreichende Materialien beisammen habe. Heinrich Alberts Liedersammlung ist Ihnen bekannt. Das Königsbergsche Gesangbuch nahm einige Lieder daraus unverändert auf; Herder arbeitete einige davon um, Sie selbst beschenkten den Merkur und bereicherten unser Tempe damit. Es ist dieses Werk vorzüglich dazu geschickt, uns einen Begriff von dem damaligen Zustande der Dichtkunst in Preußen beizubringen. Es ist sehr oft aufgelegt; denn in meinem Exemplare ist vor dem sechsten Theil bereits angezeigt, daß es die vierte Auflage sey. Ueberhaupt sind von den acht Theilen, die ich besitze, die sieben ersten bei Neufner in



in Königsberg und zwar der erste und sechste im Jahr 1672, der zweite, dritte, vierte und fünfte im Jahr 1671, der siebende im Jahr 1674, und der achte bei Paschen Wense im Jahr 1670 gedruckt. Ohngeachtet man hieraus auf die vie'len Auflagen schließen kann; so ist lezzo die's Werk doch ziemlich selten geworden. Es ist in Folio und ieder Theil enthält nicht mehr als 60 bis 80 Seiten. Die Verfasser waren Dach, Roberthin, Opiß, Albert, Mylius, Wilhaw, Koschwiß, Adersbach, Tih, Behm, Gamper, Sand, Kaldenbach und verschiedene Ungenannte.

Johann Weichmann, Cantor bei der Altstädtschen Kirche zu Königsberg, ein geböhrner Pommer, gab im Jahr 1648. bei Neußner ein ähnliches Werk heraus; er betitelteltes solches „Die Sorgenlägerin“ und mein Exemplar besteht aus drei Theilen ebenfalls in Folio, wie Alberts Arien, mit untergesetzter Musik gedruckt und die Verfasser sind Opiß, Mylius, Francke, Wolderus, Bucholtz, Kohlhans, Caesius, Held, Gutsche und ein paar Ungenannte; es fehlen folglich allhier Dach und Roberthin, die sich vor allen den angeführten in Alberts Sammlung auszeichnen.

Im dritten Theil des erläuterten Preußens wird eines Manuscriptes gedacht, das sich auf der Wallenrodtschen Bibliothek befindet und Gertraut Wällerin zur Verfasserin hat. Ihr Vater war Magister Michael Eißler aus Zinten gebürtig, öffentlicher Lehrer der Logick und Metaphisick und erster Inspector der Alumnen; er war anfänglich Lehrer in der Altstadt, nachhero bei der Kneiphöfischen Cathedralschule und starb zu Königsberg im Jahr 1657. Seine Tochter, die hier angeführte Gertraut, machte sich schon, ehe sie noch verheirathet war, durch ihre Gedichte berühmt; daher auch Simon Dach in dem Gedichte, welches er 1656. auf ihre Hochzeit mit Peter Wäller, Doktor der Arzeneigelahrtheit, verfertigte, folgendes zu ihrem Lobe sagt:

Wo bleibt deiner Lieder Pracht,

Die mir meine Schamroth macht?

— — — — —

— — — — —

Schwelget nicht für deinem Spiel

Die genannte Sapho still,

Und Thalien weises Chor

Spizet, wenn du singst, das Ohr?

— — — — —

Wer den Himmel fählt wie du

Findet leicht zu schreiben Ruh.

Da sie ihr Mann als Wittve in schlechten Umständen nachließ, wurde sie nicht nur von verschiedenen ansehnlichen Familien, besonders durch die v. Wallenrod, reichlich unterstützt, sondern empfing auch selbst eine Churfürstliche Pension. Folgendes von ihren Gedichten habe ich vor mir liegen: „Die wundervollen Liebeswerke des dreieinigen großen Gottes u. von Vertraut Eiserin verwitwete Möllerin,“ ohne Angabe der Jahrzahl bey Neupmern in Königsberg auf 16 Bogen in Quarto gedruckt. Es ist dem damaligen Churbrandenburgischen Stadthalter von Preußen und Hinterpommern Ernst Boguslav Herzogen zu Croy und Arschott und den vier preussischen Regimentsrathen Wallenrod, Kalnein, Tettan und Lehndorf gewidmet. Es besteht aus 8. geistlichen Gedichten, die mit Arien untermischt und folglich eine Art von Cantate sind. Es fehlt ihnen nicht an Stellen, die sich durch könnigsten Ausdruck und eine gewisse Treuherzigkeit empfehlen. Manche der Arien würden immer in den Kirchengesängen der damaligen Zeit einen sehr schicklichen Platz eingenommen haben und vielleicht auch iezzo nicht ohne alle Nüßrung gesungen oder gelesen werden.

Simon Dach versfertigte ebenfalls ein geistliches Gedicht, welches auf 5. Bogen in Quarto im

Jahr 1652. in Königsberg bei Neufnern gedruckt wurde; er betitelt es folches: „Lobgesang Jesu Chris-  
 „sti wegen seiner sieg- und freudenreichen Auferste-  
 „hung von den Todten.“ Die sanften frommen  
 Gesinnungen, die dieser würdige Mann jederzeit in  
 einem leichten ungezwungenen Tone vorträgt, sind  
 Eigenschaften, so auch dem gegenwärtigen Gedichte  
 zur Empfehlung gereichen, das unter die besten Pro-  
 ducte der damaligen Zeit gehört. Auffallend war es  
 mir, daß er in diesem Gedichte die Teufel (aber frei-  
 lich nicht so meisterhaft wie Milton oder Klopstock)  
 redend und handelnd einführt.

Noch besitze ich hier einen Band Gelegenheits-  
 Gedichte von eben diesem Verfasser, wovon verschie-  
 dene unter Alberts Lieder aufgenommen sind. Ueber-  
 haupt wußte Simon Dach seinen Gelegenheitsgedich-  
 ten einen besondern Anstrich zu geben; sie bestanden  
 nicht blos aus Glück- und Segenswünschen oder  
 Trost und Zuspruch, wie viele der izzigen Zeit.  
 Wie rührend ist zum Beispiele nicht die Wendung in  
 dem Frühlingsliede auf einen Todesfall?

Und nun wende ich mich zu Lucretia, ei-  
 nem epischen Gedichte von Johann Peter Zih;

es wurde zu Danzig bei Hünefeld ohne Anzeige der  
 Jahrzahl gedruckt; aber die in Alberts Arien von  
 eben diesem Verfasser befindlichen Gedichte beweisen,  
 daß er ein Zeitgenosse von Simon Dach war, und  
 man kann also dieses Gedicht süglich in die Mitte  
 des vorigen Jahrhunderts setzen. Da es lezzo eine  
 Seltenheit ist und in Rücksicht seines Alters und des  
 nationalen für jeden Preußen von Wehrt seyn muß;  
 so glaube ich durch Mittheilung einiger Proben  
 nichts überflüssiges zu thun; und also zusörderst ein  
 paar Verse zum Beweise, mit welchem Nachdruck  
 unser Landsmann Maximen vorzutragen weiß:

Wer seines Reiches Grund auf Tyranney will  
 bauen,

Muß stets in Nengsten seyn, darf keinem Men-  
 schen trauen:

Wie selig ist ein Herr, wie wohl ist er daran,  
 Der in der Seinen Schoos ohn Sorge schlafen  
 kann.

und:

Die Schönen pflegen dem mit Freuden zuzu-  
 hören,

Der sie nach ihrem Wunsch kann loben, lieben,  
 ehren;

Wer

Wer ihre Gaben rühmt, dem gönnen Sie zu  
Lohn

Aus milder Dankbarkeit gern einen Schmach  
davon.

Sextus Tarquinius, noch zweifelhaft, sich in Lucretiens Schlafgemach zu begeben —

Läßt der Begier den Jügel endlich frey.

Da ist er, wie ein Schiff ohn Hoffnung pflegt  
zu wallen,

Dem mitten in der See das Ruder ist ent-  
fallen,

Das anders nicht kann gehn, als wie der Wind  
es reißt,

Der in der leichten Flut es auf und nieder  
schmeißt.

Nachdem Tarquinius Lucretien verlassen, sagt der  
Dichter von ihm:

Wo Sextus geht und steht, wo sich die Augen  
wenden,

Da ist Lucretia vor ihm an allen Enden,

Sie ist am Tage da und bei der stillen Nacht

Er

Er sieht sie, wenn er schläft, er sieht sie, wenn  
er wacht

— — — — —  
Je länger er ihm selbst ihr Bildniß stellet für,  
Je mehr entbrennt bei ihm die Flamme der  
Begier:

Wie wenn der rauhe Wind hat aufgehört zu  
bellen,

So fängt die See zwar auch mit ihren kühnen  
Wellen

Bald sanfter an zu gehn: doch wird sie noch  
bewegt,

Und fühlt den ersten Sturm, der sich zuvor  
gereg.

So auch der Prinz ic. ic.

Da Lucretia nach erlittener Schmach ihren Gemahl  
empfängt, schildert er sie in einer Attitüde, die ein  
großer Mahler nicht schicklicher gewählt hätte:

Da sitzt das arme Weib zur Erden abgebücket,  
Schlägt seufzend an die Brust, der Leib ist un-  
geschmücket,

Das Haar hängt ohne Zier, verworren — —

— — — — —

Sie kehrt die Augen weg und untersteht sich  
nicht,

Auf ihren liebsten Mann zu wenden ihr Ge-  
sicht:

Die Thränen fließen ihr so häufig von den  
Wangen u. s. w.

Und nun noch ein paar Worte von einem Schäferspiete, das Georg Neumark zu Röniasberg bei Reußnern im Jahr 1649. drucken ließ; er nennt sich der Rechte Beflissenen und der musikalischen Poeterey Liebhaber. Zum Beweise des letzteren hat er auch verschiedene Vieder in Musick gesetzt. Es ist eigentlich ein Epitalamium bei der Vermählung des Achaz v. Barck mit Euphrosina v. Schlieben. Der Tittel: „Der hochbetrübt verliebte Hirte Mytillus wegen seiner edlen und holdseligen Schererin Eustrosillen“ wird Ihnen ein hinreichender Beweis seyn, daß ich diesem Stück nicht zuviel thug, wenn ich sage, daß es in einem erbärmlich galanten Tone geschrieben ist, womit nachmals Hofmannswaldau den Geschmack Deutschlands verpestete und der auch in unserm Vaterlande solche Ungeheuer erzeugte; als die Uebersetzung der Aencis ist, welche Theodor Ludwig Van im Jahr 1725. in Quarto zu Elbing drucken



drucken ließ und die er seiner eigenen Vorrede nach mit einer Libertiner, Staats, Hof, und Kavallerfeder versertigte.

L. v. B.

---

## Michels Heirathsantrag.

---

Ich liebe dich, Pleschen! komm gieb mir die Hand,  
 Du möchtest mich immer wohl leiden;  
 Verstell dich nicht, Pleschen! das ist mir bekannt,  
 Es bleibt aber zwischen uns beiden.

Ich weiß ja, daß keiner dein Herz noch ge-  
 wann.

Wie lämmerlich mancher gleich ächzte,  
 Du nimmst doch auch, Pleschen! nur Einen zum  
 Mann,

Und Ich bin fürwahr nicht der schlechteste.

Ich bin meines Vaters leibehlicher Sohn  
 Von christlicher Mutter geboren,  
 Und habe noch nirgends mit betriehendem Ton  
 Ein Wort bei den Mädchen verlohren.

Leht — als mich mein Vater beim Erndtetanz  
frug

Wie, Michel! du bist ja nicht munter?

So sagt ich: Es giebt hier der Mädchen genug  
Nur seh ich nicht Pieschen darunter.

Still setz ich mich nieder und dachte an dich  
So bunt es die andern gleich trieben;  
Kurz, Pieschen! so treu und so redlich als ich,  
Kann niemals ein Andern dich lieben.

Zwar weist du, mein Pieschen! ich bin nicht  
gar reich,

Doch warst du mir immer gezogen,  
Auch sind wir einander am Stande ja gleich.  
Und beide zur Arbeit erzogen;

Sind still und genügsam und brauchen nicht  
viel,

Es giebt mir mein Vater die Hube  
Du hast ein Oehdizchen 's ist Sommers gar kühl,  
Und heizt uns im Winter die Stube.

Versprächst du mir, Pieschen! die Weine zu  
seyn,

Gleich wollt ich den Pfarrer bezahlen,  
Der brächte ins Kanzelgedet uns hinein  
In dreien verschiedenen malen.

Und künftigen Sonntag, da wollten wir  
schön

Mit Bändern und Blumen uns pußen,  
Vertraulich zusammen zur Kirche dann gehn,  
Da sollten die Leute recht stuzzen.

Doch wüßt ich, mein Lieschen! Du nähmst  
mich nicht gern;

So sollte mein Antrag mich dauern,  
Denn Winseln und Seufzen ist nur für die Herr'n;  
Wo lehret man so etwas die Bauern?

Doch traurt' ich zu Hause das schwör ich  
Dir zu,

Wenn uns nicht der Himmel vereinte;  
So lieb wär mir nimmer ein Mädchen, als Du,  
Ich setz' mich in Winkel und weinte. —

H—f—s.

## Der Weg zur Ehre.

Die Alten gingen durch der Tugend Tempel  
Zum Ehrentempel ein;  
Verjähret ist längst ihr löbliches Exempel:  
Warum? die Hinterthür muß offen seyn.

---

## Socrates.

Als seiner Feinde Wut den Mann zum Kerker  
brachte

Was that der Philosoph? — er lachte.

Und als der Wahrheit Ruhm den Giftrkelch ihm er-  
warb,

Was that er da? — er trank und starb.

## Auf den plötzlichen Tod eines Richters.

Ihr Klagen stöbet den Mann in seiner Urne nicht,  
Für welchen Minos selbst ein günstig Urtheil spricht;  
Schnell ist er aus der Zeit zur Ewigkeit gegangen,  
Vom appelliren frei sein Urtheil zu empfangen.

Lauson.

## Was ist die Poesie?

Ein Däumchen, das man pflegt und zücht,  
Auf dem man selten Früchte sieht,  
Das aber dennoch lieblich blüht.

—d—

Auf

## Auf Leanders Schriften.

- A. **L**eander, wie ich sagen muß,  
ist gar kein dummer Tropf,  
denn was er schreibt, hat Hand und Fuß;  
B. Nur leider keinen Kopf.

—ts.

## An Felicinden.

**E**mpfange heut von einem Kinde  
den ersten Wunsch, der in sein Herze kam!  
Es wünscht, nur schweigt sein Mund, bei diesem An-  
gebilde:  
sei glücklich, so wie schön, gleich Psyche, Felicinde,  
als sie an Amors Hand Besitz vom Himmel nahm!

---

## Spensers Feenkönigin.

**V**iele von den Lesern des preuß. Tempe wissen  
vielleicht nicht, was sie in diesem Gedichte zu erwart-  
ten haben, und diesen sagen wir, daß die Feenkönigin,

den Beleidigungen der zwölf Laster abzuwehren, zwölf verschiedene Ritter, wovon jeder eine stitliche Tugend vorstellt, absendet, welche durch den Haupthelden, den Prinzen Arthur, in ihren Unternehmungen unterstützt werden, der sich dadurch die zwölf Privatugenden eigen macht, um der Gloriana, oder des Ruhmes, würdig zu werden. Nichts kommt der schöpferischen Imagination des Spenser gleich, und der Stärke seines Ausdrucks. Er läßt uns das wahre Land der Feen sehn; alles ist bei ihm in das mystische Gewand der Feerey gekleidet; und wenn irgend ein Dichter neu und originell zu heißen verdient, so ist es Spenser. Doch hat sich keiner unterstanden, ihn zu übersetzen; auch giebt es unter seinen Landsleuten selbst nicht viele, die sich rühmen können, ihn zu verstehen, denn er ist einer von den ältesten englischen Dichtern und selbst sein Ausdruck trägt den Stempel der Feerey. Desto mehr kann man es unserm treflichen Prof. K. Dank wissen, daß er die Uebersetzung dieses Dichters, zwar nur zu seinem und seiner Freunde Vergnügen, übernahm, mir aber das Eigenthum dieser Uebersetzung verlich, das ich nicht zu mißbrauchen glaube, wenn ich es der Welt mittheile.

D.

Erster

---

## Erster Gesang.

Der Schußherr wahrer Frömmigkeit besiegt den  
schändlichen Irrthum: Heuchelei ladet, ihn zu  
fangen, ihn in ihr Haus ein.

---

## I.

Seinen Austritt ins Feld that ein edler Ritter,  
mit mächtigen Waffen und einem silbernen Schilde  
bedeckt, woran noch alte Narben tiefer Wunden kleb-  
ten, die grausamen Zeichen manches blutigen Kampfes;  
doch er hatte bis auf diese Zeit niemals Waffen ge-  
schwenkt; sein unwilliger Gaul scholte sein beschäum-  
tes Gebiß, als wenn er sich weigerte, den Zaum zu  
leiden: ganz heiter sah der Ritter aus, und saß mit  
Anstand, fertig zu ritterlichem Kampf und wildem  
Angriff.

## 2.

Aber auf seiner Brust trug er ein blutig Kreuz,  
ein theures Andenken seines gestorbenen Herrn, des-  
sen guter Sache zu Lieb' er dieses glorreiche Wahr-  
zeichen trug, und todt betet' er ihn als lebend an.

Auf seinem Schilde stand eben dasselbe gezeichnet, wegen der hohen Hofnung, die er auf dessen Hülfen faßte: treu und gerecht war er in That und Wort; aus seiner Geberd' aber schien ein zu feyerlicher Kummer hervor: dennoch forcht' er nichts, ward aber immer gefürchtet.

## 3.

Zu einem großen Abentheuer war er gehalten, das ihm Gloriana die Größeste, die glorreiche Königin des Feenlandes aufgab, ihm Würde zu verschaffen, und ihre Gnade zu erhalten, wornach er unter allen irdischen Dingen sich am meisten sehnte: und während er ritt, erinnert' ihn immer sein Herz, im muthigen Streit seine Macht an seinem Feinde zu beweisen, und seine erste Kraft zu prüfen, an seinem Feind', einem furchtbaren und scheuslichen Drachen.

## 4.

Eine gefällige Dame ritt ihm zur Seiten auf einem schlechten Esel, weißer denn Schnee, allein sie noch weißer: aber sie verbarg sich unter einem Schleyer, der tief herunter wallte, und um und überhüllte sie ein schwarzes Gewand ein, als eine, die in:  
nig



nlg trauert: so kummervoll und so schwermüthig saß sie auf ihrem langsamen Esel; schien in ihrem Herzen einen verborgnen Gram zu nähren: und bey sich unter einer Decke trug sie ein milchweißes Lamm.

## 5.

So reine Unschuld, wie das Lamm selber, war sie im Wandel und in jeder Tugend, und aus königlichem Blut stieg ihr Geschlecht von alten Rittern und Königinnen ab, die ehemals ihre Scepter vom Ost bis an die westliche Küste streckten, und alle Welt unter ihrer Herrschaft hielten, bis der höllische Feind mit schändlichem Aufruhr all ihr Land verwüstet und sie vertrieb: Jene zu rächen, hatte sie diesen Ritter von fernem herbeygezogen.

## 6.

Weit hinter ihr kroch ein Zwerg nach; der schien entweder läßig, denn er blieb immer hinten, oder matt, weil er ihren Vorrath von Lebensmittel auf seinem Rücken trug. Da sie nun also zogen, wurde der Tag mit Wolken plözlich überdeckt, und der unfreundliche Jupiter that einen so gräßlichen Sturmregen, so schnell in seiner Buhlin Schoos her-

unterglaßen, daß jedermann sich zu schirmen eilte, und auch dieses edle Paar sich nach einem Schirme sehnte.

## 7.

Gezwungen, das erste, beste Obdach zu suchen, erblickten sie nicht weit davon einen schattichten Wald, der ihnen Schutz wider das Ungewitter versprach, dessen luftige Bäume, gekleidet in Sommerpracht, so auseinander sich breiteten, daß sie des Tages Licht verbargen, der Nacht irgend eines Gestirnes un- durchdringlich; und drinnen waren überall weite Steige und Schattengänge, von Füßen betreten; die leiteten tief hinein.

## 8.

Und förder giengen sie vor Lust vorwärts geleitet; hörten mit Wonne der Vögel süße Harmonie, die drinnen, geschirmt vor dem schrecklichen Ungestüm, mit ihrem Gesange den grimmen Himmel zu verspotten schienen. Viel fanden sie da zu bewundern, Bäume so gerad und hoch, die segelnde Fichte, die Eeder stolz und schlank, die rebenstützende Ulme, die nimmer trockene Pappel, die haufeste Eiche, der Wälder Königin, die Espe zu Stäben brauchbar, die Cypressen zur Trauer;

## 9.

Der Lorbeer ein Lohn mächtiger Erobrer und weiser Dichter, die Tanne die immer weinet, die Wachweide der Schmuck unglücklicher Liebenden, der Eibenbaum jeder biegenden Hand folgsam, die Birke zu Schäften dienlich, die Weide zur Mühle, die Myrthe, die zärtlich an der schmerzenden Wunde blutet, die streitbare Buche, die Esche, zu allem brauchbar, der fruchtbare Oelbaum, der runde Ahorn, die Steineiche des Bildhauers, der Maßholder, selten inwendig gesund.

## 10.

Von Lust und Anmuth geleitet, betrogen sie sich also um den Weg, bis der brausende Sturm ausgeblasen: da Sie nun wähten zurückzukehren, von wannen sie kamen, konnten Sie den Weg nicht finden, der ihnen erst erschienen war, sondern wanderten in unbekanntem Wegen auf und nieder, dann am weitesten vom Ausgange, wenn sie sich am nächsten dünkten, das machte sie gegen ihre eignen Sinnen verdächtig: so viele Steige, so viele Krümmen sahen sie, daß sie im Zweifel getheilt blieben, welchen sie wählten.

## II.

Endlich, entschlossen, immer förder zu gehn, bis sie, vorn oder hinten, ein Ende fänden, nahmen sie den Steig, der am weissen Fahl und betreten schien, um sie aus dem Labyrinth herauszuführen; Eine Spur, welcher sie das ganze Labyrinth durch und durch nachfolgten, brachte sie mit der Zeit an eine weite Höhle zwischen dem dicksten Gehölze. Der kække Held stieg hurtig von seinem muthigen Läufer ab, und gab unterdeß dem Zwerge seinen hier unnüthigen Speer.

## I 2.

Seyd wohl auf eurer Hut, sprach dann die milde Dame, damit ihr nicht zu rasch ein plötzliches Verderben aufweckt: die verborgene Gefahr, der unbekante und wilde Platz brütet schreckenwollen Verdacht. Oft glimmt ein Feuer ohne Rauch, Gefahr ohne Werkmaal. Darum haltet noch, Herr Ritter, euren kühnen Schritt an, bis zum weitem Versuch. Ach Dame, sagt er, Schande wärs, den vorgerückten Fuß um eines verborgenen Schattens wegen zurückzuziehen. Tugend trägt ihr selber eigenes Licht vor, um die Finsterniß zu durchwandeln.

## 13.

Ja, aber die Gefahr dieses Platzes, sagte sie, kenn' ich besser, denn ihr; obwol nun zu spät, denn ich wünschte, daß ihr (mit arger Schande) zurückkehrtet; jedoch Weisheit warnet, den Fuß, wenn er noch im Gang ist, zu hemmen, eh er zu weichen gezwungen wird. Dies ist der Irwald, dies die Höle des Jertums, eines schüdden Ungeheuers, welches Gott und Menschen haßen. Darum sag' ich, seyd auf der Hut. Fleuch, o fleuch, (sprach dann der furchtsame Zwerg) das ist kein Ort für lebende Menschen.

## 14.

Aber voll Feuer und ungestümer Kühnheit ließ der junge Ritter sich um das mindeste nicht aufhalten, sondern er schritt weiter in die dunkle Höle und guckte hinein. Seine funkelnde Rüstung gab ein schwachflimmerndes Licht, das einem Schattenbilde gleich, wobey er das gräßliche Ungeheuer ganz sahe, halb einer schrecklich ausgebreiteten Schlange gleich, die andere Hälfte aber hatte die Gestalt eines Wesbes, gar ekelhaft, garstig, schandbar, und gar ein Scheusaal.

## 15.

Und so wie sie auf dem schmutzigen Boden lag, überspreitet' ihr gewaltig langer Schweif ihre ganze Höle, doch war er in Knoten und viele Krümmen gewunden, und mit einem tödtlichen Stachel zugespitzt. Ihre Brut lag da, auf tausend Zungen, welche sie täglich an ihren giftgeschwollenen Zihen säuete, jedes von absonderlicher Gestalt, doch alle garstig gebildet; sobald dies ungewohnte Licht sie ansahen, krochen sie in ihr Maul hinein und im Nu waren alle verschwunden.

## 16.

Ihre Mutter fuhr auf, und brach, aus ihrer Höle aufgeschreckt, hervor, warf ihren gräßlichen Schweif über ihr vermaledeytes Haupt. Ihre Falten auseinander gewickelt lagen nun weit in die Länge gestreckt, ohn Eingeweide. Sie guckte heraus, und da sie einen im Harnisch völlig gewafnet erschah, suchte sie wieder den Rückweg, denn Licht haßte sie, wie den Tod. Immer gewohnt im dden Dunkel zu hausen, wo gar keiner sie sehen konnte, noch sie irgend wen sah.

## 17.

Da das der wackre Elfin bemerkte, lief er wie ein grimmer Löw auf seinen fliehenden Raub, und mit seiner schneidenden Klinge hielt er sie heftig von ihrer Rückkehr auf und zwang sie zum stehen. Sie darob ergrimmt, begann laut zu brüllen und trotzig umkehrend näherte sie ihren gefleckten Schweif, und wies ihren zornigen Stachel, ihn zu erschüttern: der, gar nicht erschrocken, seine mächtige Hand erhob; der Streich blitzte nieder von ihrem Haupt bis in ihre Schulter.

## 18.

Von diesem Streich betäubt, vergingen ihr alle Sinne, jedoch mit aufstammender Wuth raste sie sich rund zusammen, und richtete den veltischen Leib auf einmal mit verdoppelten Kräften empor, hoch über dem Boden, und lief, obgleich ihren rundgewickelten Schwanz in einander gerollt, trotzig auf seinen Schild heran und wand ihren erschrecklichen Schweif allplötzlich um seinen Leib herum, daß er Hand und Fuß zu regen vergeblich strebte: Gott helfe dem Mann, der so in des Juthuns endlosen Krümmen verwickelt ist.

Seine Dame, betrübt, ihn so schwer versan-  
gen zu sehn, schrie laut ihm zu: Nun, Herr Ritter,  
nun zeigt, wer ihr seyd; verbindet Glauben mit eu-  
rer Stärke, und werdet nicht laß. Würge sie, an-  
ders würget sie sicher dich. Da er das in größter  
Verwirrung hörte, knirschte sein Zorn vor Schmerz  
und hohem Unwillen; und alle seine Stärke samm-  
lend, bekam er eine Hand frey, womit er ihre Gurgel  
so gewaltsam ergriff, daß er sie zwang, ihre heils-  
losen Bande schnell aufzulösen.

Und nun spie sie aus ihrem garstigen Gebiß eine  
Fluth schrecklichen und schwarzen Eistes, sammt gro-  
ßen Klumpen Fleisch und rohen Bißen, deren gräu-  
licher Gestank ihn nöthigte, seine festhaltende Hand  
nachzulassen, und sich von ihr wegzuwenden: Ihr  
Auswurf war voll Büchser und Papiere, mitunter  
garstige Federn und Erden, die keine Augen hat-  
ten, und kriechend auf dem Unkraut ihren Weg  
suchten: ihr garstiger Unflath hatte den ganzen Platz  
besudelt.



## 21.

Wie, wenn der alte Vater Nilus in seinem jährlichen Stolz über die Felder Aegyptens anzuschwellen beginnt, seine fetten Wellen werfen fruchtbaren Schlamm aus und überströmen alle Flächen und niedrige Thäler: aber, wenn seine letztere Ebbe beginnt zu sinken, läßt er gewaltige Haufen von Mott nach, worinnen tausend und tausend Geschöpfe theils männlich, theils weiblich aus seinem fruchtreichen Saamen ausbrütent: solche gräßliche Mißgestalten mag man nirgend anderswo sehen.

## 22.

Diese setzten dem Ritter so zu, daß er beynah von dem tödtlichen Gestank erstickt wäre, seine Kräfte wichen, er konnte nicht länger fechten. Da dessen Muth der Feind einschrumpfen sah; so schüttete sie aus ihrem höllischen Schlunde ihren zahllosen, vermaledeyeten Saamen kleiner Schlangen aus, ungestaltete Mißgeburten, scheuslich und schwarz wie Tinte, die alle wimmelnd um seine Lenden krochen; und beschnitten ihn sehr, aber konnten ihm nicht schaden.

Wie der liebe Schäfer am stillen Abend, wenn der Sonne Feuerroth im Westen zu welken beginnt, hoch auf einem Hügel um weit umher seine Wollensheerde zu überschauen, aufmerkt, welche die Abendskost am gierigsten anbeißen; eine Wolke beschwerlicher Mücken belästiget ihn; die alle streben ihren schwachen Angel anzusehen, daß er sich vor ihrem Angriff nicht retten kann: aber mit seinen plumpen Händen zerquetschet er oft ihre zarten Schwingen und dämpfet ihr Gesumme.

In dieser misslichen Lage und mehr, Schande halber, als der sichern Gefehrde wegen, worin er war, besorgt, fuhr er halb wüthend auf seinen Feind, mit entschlozner Seele, allplötzlich zu siegen, oder zu verlieren, bevor er ausgäbe den Kampf, und hieb nach ihm mit mehr, denn männlicher Kraft, daß er ihr verhaßtes Haupt von ihrem Leibe, garstiger Sünde voll, ohne Schauder abschnitt: Ein Schwall kalten, schwarzen Blutes quoll hervor aus ihrem Leibe.

## 25.

Ihre zerstreute Brut, sobald sie ihre liebe Gebährerin so hart auf den Boden fallen sahn, ließen sie tödlich wimmern, alle mit verwirrter Furcht rund um ihren Leichnam zu Hauf, wähnend, sie hätten den gewöhnlichen Eingang in ihren weiten Rachen funden: aber da ihnen der verwehret war, drängten sie alle sich um ihre blutende Wunde, und sogten ihrer sterbenden Mutter Blut, machten sich ihren Tod zum Leben und ihren Fall zum Heil.

## 26.

Ob diesem abscheulichen Anblick steht er bestürzt, zu sehen, wie die lieblose vom Himmel verfluchte Saat ihre eigene Mutter verzehrt: während er sie also anstarrte, sah er, nachdem sie alle ihren Blutdurst geleget, ihre aufgeschwollenen Bäuche von Wöllerey bersten und die Eingeweide heraus quillen. Wohlverdientes Ende für solche, die der, welche sie sängte, das Leben ausfogen. Nun darf er nicht länger Müß anwenden; seine Feinde, mit denen er ringen sollte, haben sich selber erschlagen.

Seine Dame, die das ganze Begegnis von ferne sahe, kam eilend herzu, seinen Sieg zu begrüßen, und sagte: schöner Ritter, Ihr, denn eure Feinde seht ihr zu euren Füßen, ihr unter einem glücklichen Gestirne geboren, seyd dieser Waffenrüstung werth, worin ihr diesen Tag großen Preis gewonnen und eure Stärke gezeigt habt an einem mächtigen Feinde, euer erstes Abenteuer. Noch viele dergleichen geb euch Gott, und hinfort, das wünsch ich, mögen sie euch alle so gelingen.

## 28.

Dann stieg er wieder auf seinen Gaul und suchte mit der Dame den Weg zurück; denjenigen Steig nahm er, der am meisten betreten war. Er ließ sich von keinem Scheideweg' ablenken, sondern verfolgte den einen bis ans Ende, der sie zuletzt aus dem Walde brachte. So ging er vorwärts seinen Weg fort, und suchte neues Abenteuer; lange zog er, eh er von etwas hörte.

## 29.

Mit der Zeit begegneten sie unterwegs einem bejahrten Vater, in einem langen schwarzen Gewande,  
de,

de, seine Füße gar bloß, sein Bart gar weißlichgrau, und 'an seinem Gürtel hatt' er ein Buch hangen; nüchtern sah er aus und voll frommen Kummers, und seine Augen hielt er auf den Boden geheftet, schlecht von Ansehn und frey von arger Bosheit, und den ganzen Weg über betet' er, indem er ging, und oft schlug er seine Brust, wie einer, der Reue fühlt.

## 30.

Freundlich grüßt er den Ritter, mit tiefem Rücken, der ihn freundlich erwiderte, wie es ein seiner Höfning thut: und nachher frug er ihn, ob er nichts von seltsamen Abentheuern wüßte, die sich hie und da eräugnet hätten. Ach mein theurer Sohn (sprach 'er) wie sollte wohl leider! ein kranker alter Mann, der in verborgener Zelle lebt und seinen Rosenkranz tagtäglich für seine Vergehungen zählt, Zeitungen von Krieg und weltlichen Händeln wissen? Einem heiligen Vater geziemt es nicht, sich mit solchen Dingen zu bemengen.

## 31.

Wenn ihr aber von einer Geschrde, die allhier hauset und von einer einheimischen Plage zu hö-

ren verlangt: so kann ich euch von einem seltsamen Manne, der alle diese Gegend nah und ferne verwöhlet, Zeitungen genug verkünden. Nach dergleichen eben (sagt er) forsch' ich vornehmlich; und es soll euch schönen Lohn bringen, wenn ihr den Platz mir zeigt, allwo dieser verruchte Wicht seine Tage zubringt: denn einer ganzen Ritterschaft ist es arge Schande, daß ein solcher Bluch der Schöpfung so lange sein Leben fristet.

## 32.

Fern von hier (sprach er) in einer öden Wildniß ist seine Behausung, welcher keine lebendige Seele vorübergehen darf, ohne groß Herzeleid. Nun, sagt die Dame, neigt es sich zur Nacht, und ich weiß wohl, daß ihr von eurem letzten Kampfe gar matt und müde seyd: denn, wer hat solche Sehnen, daß ihm nicht, wenn Ruhe fehlt, auch seine Kraft gebrechen sollte? Die Sonne, die den ganzen langen Tag den Himmel durchwisset, läset Nachts ihr Gespann unter des Oceans Wellen rasten.

## 33.

So nehmt dann mit der Sonne, Herr, eure gehdrige Ruhe, und mit neuem Tage beginnt zugleich  
euer

euer neues Werk: Unge störte Nacht, pflegt man zu sagen, glebt den besten Rath. Sehr guten Vorschlag hört ihr da, Herr Ritter, (sprach der bejahrte Mann) der Weg zum Sieg ist weise Ueberlegung. Nun ist der Tag verstrichen, darum nehmt eure Herberge bey mir für diese Nacht. Der Ritter war wohl zufrieden: so gingen sie dann mit diesem guten Vater in seine Heimath.

## 34.

Eine kleine, schlechte Einsiedelei, tief in einem Thale, hart an der Seite eines Waldes, ferne vom Anlauf des Volkes, das auf Reisen hin und her sich umtreibet: nicht weit davon war eine heilige Capelle erbaut, worin der Einsiedler nach seinem Gelübde Morgens und Abends seine frommen Gebete plauderte. Daneben ein krystallner Strom, der aus einer Heiligen sich weit ergoß, anmuthig anspülte.

## 35.

Da langten sie an: sie füllten das kleine Haus: Sie suchten da keinen Zeitvertreib, wo keiner war; Ruh ist ihr Best, und alles nach ihrem Wunsche. Die edelste Seele hat immer das beste Genüge. Mit schönen Gesprächen vertrieben sie den Abend, denn

dieser alte Mann hatte anmuthige Reden im Ueberflus, und er konnte seine Zunge so sanfte glätten, wie Glas; er erzählte von Heiligen und Priestern, und immerdar streut er hinten und vorn ein Ave Maria ein.

## 36.

Die schläfrige Nacht kroch also mit Gewalt über sie; und trübe Unlust, die auf ihren Augenlidern saß, tröpfelte, als der Bote des Morpheus, süßen Schlummerthau auf sie herab, welcher ihnen einzuschlafen gebot. Er wies denn jeden seiner Gäste ihre Lagerstatt an. Sobald er sie allda im Todesschlaf versunken findet, geht er in sein Studierzimmer, und unter seinen magischen Büchern und Künsten von absonderlichen Arten, sucht er da mächtige Zaubereyen aus, die schlafenden Seelen zu verwirren.

## 37.

Dann wählt er wenig aber schreckliche Worte (keinen ließ er sie lesen) daraus er Verse bildete, kraft welcher und anderer gleich schrecklichen Sylben er des schwarzen Pluto gräßliche Dame aufweckte und dem Himmel fluchte und schmähhchen Hohn sprach



sprach dem Höchsten, dem Herrn des Lebens und Lichtes: ein verstockter böser Mann, der ohne Scheu den großen Gorgon bey Namen anrief, den Fürsten der Finsterniß und der todten Nacht, darüber der Cocytus erbebt und der Styx hinter sich schiebt.

## 38.

Und hervor rief er aus dem fürchterlichen Dunkel des Abgrunds Legionen Geister, welche, wie kleine Fliegen, um sein ewig verdammtes Haupt statternd, aufwarteten, zu welchem Dienst er sie brauche, seinen Freunden zu helfen oder seinen Feinden zu schaden. Von diesen sucht er zween aus, die zween falschesten und am meisten geschickt, wahrscheinende Lügen zu schmieden. Dem einen von ihnen gab er eine Gesandtschaft; der andere stand bey ihm, ein ander Werk auszurichten.

## 39.

Jener machte seinen Weg eilend durch die Räume der Luft und durch die weit und tiefe Wasserwelt, und erschien hastig im Hause des Morpheus: Mitten in den tiefsten Eingeweiden der Erde, da unten, wo der dämmernde Tag niemals hineinguckt,

ist seine Behausung; da wäscht Thetis immer sein feuchtes Bett, und Cynthia taucht da immer ihr ewigtraumend Haupt in silbernen Thau, indes die trübe Nacht über ihn ihren schwarzen Mantel spreitet.

## 40.

Beide Pforten fand er fest verschlossen; die eine schön aus geglättetem Elfenbein gearbeitet, die andere ganz mit Silber belegt; und weit vor demselben lagen auf ihren Posten wachsame Hunde, um die Sorgen, ihren Feind, wegzubannen, der oft den schmeichelnden Schlaf zu sichern pflegt. Diesen geht der Geist leise vorbey und gelangt zum Morpheus, den er tief versunken in einem Drußel findet, er hütete sich vor nichts.

## 41.

Und ihn noch mehr in sanften Schlummer einzuliegen, wälzte sich ein rieselnder Strom von einem Felsen herunter, und ein Staubregen in der Luft, mit einem flüsternden Winde, dem Gesumme schwärmer Bienen gleich, vermischet, senkte ihn in sanfte Ohnmacht. Kein ander Geräusch, kein Getümmel und Geschrey des Volkes, dergleichen die verschauzten Städte

Städte zu stören pflegt, ließ allda sich hören. Eondern die sorglose Ruhe liegt da, in ewiges Stillschweigen gewickelt, weit von ihren Feinden.

## 42.

Der Gesandte nahte sich und redet' ihn an: Aber leer kehreten seine vergeblichen Worte zu ihm zurück. So gesund schlief er, daß ihn nichts aufwecken mochte. Darauf rüttelt' er ihn hart und stieß ihn mit Ernst, da begann er sich zu recken: allein er schüttelte ihn wieder so hart, daß er ihn zum sprechen zwang. Wie einer im Traum, um dessen dämmernde Seele verwirrte Erscheinungen und schwache Bilder spielen, murmelt' er leise, wollt' aber noch nicht sein Stillschweigen ganz brechen.

## 43.

Der Geist fing denn an ihn dreister zu wecken, und drohte ihm mit dem gefürchteten Namen der Hecate, darob er erbebte, und indem er sein schweres Haupt empor hob, frug er ihn halb unwillig mit einem Verweise, wozu er käme. Nicht sendet, sprach er, der Archimagus hieher, er, der die halsstarrigen Geister zu zähmen weiß, er gebent

die, ihm zu seinem Vorhaben, einen falschen Traum zu senden, der geschickt ist, die Schläfer zu verführen.

## 44.

Der Gott geordnete, rief stracks einen zweydeutigen Traum aus seinem dunklen Gefängniß und übergab ihm denselben, legte dann, der beschwerlichen Sorge entladen, sein sinkend Haupt nieder. Im Nu waren alle seine Sinnen starr und blind. Jener aber kehret durch die elsenbeinerne Pforte zurück, und fuhr so leicht auf, als die liebe Lerche, und auf seinen kleinen Schwingen trug er den Traum hastig zu seinem Herrn, da, wo er ihn vorhero ließ.

## 45.

Der die ganze Zeit über durch geheime Zauberkünste aus dem andern Geist eine Dame gemacht hatte; aus wallender Luft hatte er ihre zarten Glieder gebildet, so nach dem Leben und einer Menschengestalt so gleich, daß sie schwächere Sinne ganz hätte entführen können. Ihr Meister selber ward, trotz all seinem außerordentlichen Verstande, beymah durch diese

diese so herrliche Gestalt versöhret. Er kleidete sie ganz in Weiß und darüber warf er einen schwarzen Schleier, damit sie der Una ganz und gar gleichen sollte.

## 46.

Als nun dieser eitle Traum zu ihm gebracht ward, gedot er ihm zu dem Elfin Ritter zu fliegen, da wo er gesund und leer von bösen Gedanken schlief, und mit falschen Erscheinungen seine Phantasie zu bethören, dergestalt, wie er ihn insgeheim unterwies. Und dieses neue Geschöpf, ohne ihre Schuld gebohren, ganz mit den Kräften ihres Meisters begabt, lehrte er, mit schlauer Artigkeit, jene wahre Dame nachahmen, deren Bild sie unter einer erlogenen Farbe an sich trug.

## 47.

So gut unterrichtet, eilen sie zu ihrem Werke. Und da sie hinkamen, wo der Ritter im Schlummer lag, nahm der eine neben seinem vermögenden Haupte Platz und gab ihm Träume von Lieb und wohlthätigen Scherzen ein, daß beynahe sein männliches Herz, in üppiger Wonnie und schändlicher Lust gebadet,

det, wegschmolz: alsdann schien ihm seine Dame zur Seite zu liegen, die ihm klagte, wie der falsche geflügelte Dube ihr keusches Herz um die Tändeleien der Dame Wollust zu lernen, unterjocht hätte.

## 48.

Und sie selber, der Schönheit allgewaltige Königin, die reizende Venus, die schien sie an sein Bett zu führen, sie, welche er wachend immerdar für die keuschesten Blume gehalten, die jemals auf einem irdischen Zweige sproß, die Tochter eines Königs, jeßund eine freche Duhlerin, die sich schändlichen Diensten weihet. Und auch die Grazien schienen alle zu singen, Hymnen, So Hymnen, all' im Kreise tanzend; unterdeß die frische Flora sich mit einem Kranze von Epheu krönte.

## 49.

In dieser großen Aufwallung von ungewohnter Lust, oder von gewohnter Furcht, einen Fehl zu thun, fuhr er auf, als wenn er eine geheime Gefahr, oder einen verborgenen Feind argwöhnte. Siehe, da steht vor seinem Gesichte seine Dame, die unter einem schwarzen Schleyer ihre Locken verhält,

hüllte, und halb erröthend ihm ihren Kuß anbot, mit gefälliger Schmeicheley und liebreizendem Blick, ganz und gar jener wahren Jungfrau gleich, die sich ihm zu ihrem Ritter erkohr.

## 50.

Ueber einen so unschicklichen Anblick ganz befremdet, und über ihr schamloses Betragen halb empört, war er im Begriff, sie in seinem ungestümen Verdruß zu schlagen: allein mit weiser Mäßigung dämpfte er seine jähe Hitze, hemmte seine Hand, und nahm Anstand, seine Sinnen zu befragen, und ihre verstellte Aufrichtigkeit zu prüfen. Sie rang ihre Hände kläglich, nach Weiber Art; auch konnte sie, um sanftes Mitleid zu wecken, beides ihr edles Geschlecht und ihre zarte Jugend beweinen.

## 51.

Und sagte: Ach, Herr, mein Gebieter und mein Geliebter, soll ich das verborgne grausame Verhängniß anklagen, und die mächtigen Schicksale, die droben im Himmel gewebt werden, oder den blinden Gott, der mich also mißhandelt, daß ich für gehofte Liebe sichern Haß gewinne? Dennoch heißet er mich  
mit

mit Gewalt also thun, oder sterben. Sterben ist meine Pflicht: jedoch bedauert meinen unglücklichen Zustand, Ihr, den mein strenges, rächendes Geschick zum Richter gemacht hat, beydes über mein Leben und meinen Tod.

## 52.

Eure eigene theure Sache zwang mich zuerst, meines Vaters Königreich zu verlassen. Hier stockte sie in ihren Thränen, ihr schwellend Herz schien ihr die Sprache zu rauben und dann begann sie von neuem. Nur schwaches Alter, mit dem Glück und den gebrechlichen Uebeln der Welt umfassen, stehen zu eurer Treue nach Beystand und sicherer Hülfe, laßt mich nicht schmachtend und in bangen Thränen sterben. Warum Fräulein, sprach er, was hat euch so niedergeschlagen? Was verwirrt euch, die ihr sonst mich Verwirrten zu stärken pflegtet?

## 53.

Liebe zu euch, sagte sie, und theurer Zwang läßt mir keinen Schlaf, sondern ich verbringe die müde Nacht in geheimer Warter und unbedauerter Klage, indeß ihr in sorglosem Schlafe ganz versunken liegt.



liegt. Ihre zweydeutigen Worte machten, daß der furchtbare Ritter an ihre Wahrheit Verdacht nahm. Doch, so lang er noch keine Unwahrheit merkte, wollte' er ihre schmeichelnde Liebe nicht mit liebloser Verachtung beschämen, sondern sagte: Theure Dame, mich dauert, daß euch die Ungerwisheit in Betreff meiner solchen Gram zuführt.

## 54.

Seyd sicher, denn, so theuer meinem Herzen das Leben ist, so bin ich euch Liebe schuldig und halte mich euch verpflichtet; laß euch kein leerer Verdacht unndehigen Kummer machen, da keine Ursach ist, sondern, begebenet euch zur Ruhe. Sie, wohl nicht ganz zufrieden, schien dennoch ihre traurige Klage durch arglistige Kunst zu mäßigen, und mit Worten gespeist, die ihr nicht anders denn behagen konnten, schlüpfte sie sacht heraus, als wenn sie sich zur Ruh begäbe.

## 55.

Lange lag er noch und dachte ihrem Betragen nach, und ihn kränkte sehr der Gedanke, daß diese Dame, zu deren Vertheidigung er sein Blut vergieß-

sen wollte, so leichtsinnig wäre. Endlich zwang die schwere Müdigkeit von dem vorigen Kampfe seinen verdrossenen Geist zum Schlafe. Der unruhige Traum begann von neuem sein Gehirn mit Lauben und Betten und Damen und süßer Wollust zu erschüttern. Allein, da er alle seine Arbeit verloren sah, kehrte er sammt dem mißgestalteten Geiste wieder zurück.

(Der zweyte Gesang folgt nächstens.)

## Inhalt.

	Seite.
Zwei Anmerkungen zur deutschen Litteratur —	219
Die Morgenstunden der Prinzessin Zinna —	226
Auf und Alvilda — — — —	233
An Herrn D— in W. — — — —	237
Michels Heirathsantrag — — — —	247
Der Weg zur Ehre — — — —	249
Socrates — — — —	250
Auf den plößlichen Tod eines Richters —	250
Was ist die Poesie? — — — —	250
Auf Vaanders Schriften — — — —	251
An Kelticiden — — — —	251
Spensers Heyenkönigin, erster Gesang —	251

Das  
preussische Tempel  
Fünftes Stück.

---

May 1781.

---

Spensers Feenkönigin.

Zweiter Gesang.

Der große trugvolle Zauberer trennt den Ritter  
des rothen Kreuzes von der Wahrheit; in des  
ren Stelle die schöne Falschheit tritt, und  
schafft ihm klägliches Leid.

---

I.

**U**nterdes hatte der nordliche Fuhrmann sein sieben-  
sädrig Zeichen hinter dem standfesten Stern gestellt,  
der noch niemalen sich in des Oceans Wellen unter-  
tauchte, sondern unbeweglich, aus der Ferne sein  
Licht auf alle sendet, die in der weiten Tiefe wan-  
deln: und der liebliche Sängler hatte schon eins mit  
seiner gellenden Kehle verkündet, daß Phöbus Feuer-

Wagen mit Eile den östlichen Hügel hinaufklümmte, voll Neid daß die Nacht so lange sein Revier einnahm.

## 2.

Da kamen diese verdammten Gesandten der Hölle, der lügende Traum und der schön verstellte Geist zu ihrem verruchten Meister und erzählten ihre fruchtlose Mühe und den schlechten Erfolg der Nacht: der ganz in Wuth gerieth, da er seine mächtige Kunst so verhöhnet sah, und drohte ihnen, zum Schrecken, Höllenpein und schweren Zorn der Proserpina. Allein, da seine Drohung, wie er sah, nur eitel war, so jagte er sie fort, und schlug seine teuflischen Bücher wieder auf.

## 3.

Sogleich nahm er die mißgerathene Schöne und den andern falschen Geist; über diesen spreitet er einen scheinbaren Körper von subtiler Luft, einem jungen Knappen ähnlich, zur Liebe weich und munter, der locker seine Tag' in Ueppigkeit verlebte, ohne Trieb nach Waffen und furchtbaren Gefechten; diese beyde nahm er und legte sie in ein geheimes Bett, mit Dunkelheit und unkenntlicher Nacht bedeckt, beyde zusammen, um eitler Lust zu pflegen.

## 4. Kennt

## 4

Kennt heraus mit erlogner falscher Eile zu seinem Gaste, der nach beschwerlichen Gesichtern und Träumen nunmehr zu gesunderer Ruhe kam. Den wecket er plötzlich mit ängstlichem Schrecken auf, als überraschten ihn Feinde oder verdammte Geister, und rief ihm zu: Auf, steh auf, unglücklicher Mann, der du hier im Schlaf alt wirst, derweilen heillose Wichte sich in schamlosen Ketten der Venus verstrickt haben: Komm, siehe, wo deine treulose Dame ihre Ehre besetzt.

## 5.

Voll Entsetzen fuhr er plötzlich auf und ging, das Schwert in der Hand, mit dem alten Manne: der bracht' ihn gleich in ein geheimes Zimmer, wo dieses falsche Paar, Leib an Leib gesüget, in üppiger Lust und geteilter Umarmung lag. Da er dieses sah, entbrannt er von eifersüchtiger Blut, das Auge seiner Vernunft ward von Wuth geblendet, und er würde sie in seinem rasenden Zorn erschlagen haben: aber mit Nähe that ihm dieser bejahrte Vater Einhalt.



## 6.

Er kehrte zurück in sein Bett, mit großer Marter und bitterer Quaal über diesen sträflichen Anblick und konnte nicht rasten, sondern nagte sein tapfres Herz und verschwendete seine Galle voll innigem Unwillen, überdrüssig seines Lebens und der zu lange zaudernden Nacht. Endlich steckte der schöne Hesperus hoch am Firmamente seine Fackel auf und führte den dämmernden Tag hervor: da stand er auf und kleidete sich eilend an; der Zwerg bracht ihm seinen Saul, und so flohen sie beyde davon.

## 7.

Nunmehr, da die schöne Morgenröthe mit Rosenfingern, des Safranlagers bey ihrem alten Vithon müde, ihr Purpurgewand durch die thauigte Luft verstreitet hatte und Titan die Gipfel der Hügel verklärte: da entschüttelte sich die königliche Jungfrau des trägen Schlummers, erhob sich aus ihrer niedrigen Kammer und sah sich um nach ihrem Mitter, der weit weg geflohen war, und nach ihrem Zwerge, der jederzeit sie zu bedienen pflegte; dann begann sie zu jammern und zu weinen, da sie sah diesen kläglichen Unfall.

## 8.

Und ritt ihm nach mit solcher Hast, als nur ihr träges Thier vermochte; aber gar vergebens. Denn ihn hatte sein leichtthufiger Gaul, gespornt von Jorn und feurigem Verdruß, so weit schon getragen, daß, ihn zu erreichen, fruchtlose Mühe war. Doch ruhen ließ sie ihre matten Lenden nicht, sondern auf jedem Hügel und Thal, in jedem Gehölz und Ebene suchte sie, tief in ihrer edlen Seele gekränkt, den, der sie so unedel verließ, den sie innig liebte.

## 9.

Der schlaue Archimagus aber, da er seine Gäste auf zweyerley Wegen von einander getrennt sah, und daß Una in Wäldern und Gehölzen, (das war seines Vorhabens Ende) umirrte, pries seine Teufelskünste, die solche Macht über treugesinnigte Seelen hatten. Doch dabey beruhet er nicht, sondern er versuchet noch andere Mittel, wie er noch mehrere Leiden ihr schaffen möge: denn er haßte sie, wie die zischende Schlange, und fand unüßige Lust an ihren mancherley Quaalen.

Dann gieng er bey sich zu Rathe, wie er sich verstellen sollte; denn Kraft seiner mächtigen Wissenschaft forat' er sovieler Formen und Gestalten zum Augenblendniß annehmen, wie Proteus; bald einem Vogel, bald einem Fisch im Teich, bald einem Fuchs, bald einem giftigen Drachen ähnlich, daß er oft vor Furcht vor sich selber bebt' und zurückfuhr. O wer kann die Kraft der Kräuter und die Macht der magischen Ziffern aussprechen!

## II.

Aber nun schien ihm das Beste, die Person des edlen Ritters, seines eben betrogenen Gastes, anzunehmen. In mächtigen Waffen stand er alsbald gerüstet und mit silbernem Schilde; auf seiner feigen Brust ein blutig Creutz, und auf seinem zaghaften Helm ein Federbusch von verschiedenen Farben: Ganz wie der wackre Ritter sah er aus, in zierlichem Anstand: und so wie er ungezwungen auf seinem Renner saß, hättet ihr ihn selber für den Sanct George angesehen.



## 12.

Allein er, der Ritter, dessen Gestalt er trug, der wahre Sanct George war schon weit herumgewandert, um seinen Gedanken und seinem eifersüchtigen Verdacht zu entfliehen. Sein Wille war sein Führer, und der Gram leitet ihn abseits. Endlich traf er unterwegs auf einen treulosen Saracenen in völliger Rüstung, auf dessen großem Schilde mit zierlichen Buchstaben geschrieben stand: Sansfoy, von starkem Wuchs an Lenden und jedem Gelenk, und frug im mindesten weder nach Gott, noch Menschen.

## 13.

Hatte eine schöne Begleiterin seiner Reise, eine feine Dame, im Scharlachkleide mit Gold und Perlen gestickt; und einer persischen Mitra glich ihr Hauptschmuck, mit Kronen und Buckeln besetzt, welche ihr verschwenderische Liebhaber schenkten: ihr üppiger Zelter war über und über mit glänzendem Geschire, ein wellenförmiges Gewebe, bespreitet, sein Saum erklang von goldenen Glöckchen und glänzenden Schellen.

Mit gefälligem Scherz und artiger Tändelei unterhielt sie ihren Geliebten den ganzen Weg: aber, als sie den Ritter seine Lanze vorstrecken sahe: so ließ gleich ihre Munterkeit und muthwilliger Scherz nach, und hieß ihren Ritter, jenen zum Kampf aufzofdern: sein Feind war nahe bey der Hand. Er, gekitzelt von Stolz und Hofnung, diesen Tag seiner Dame Herz zu gewinnen, spornte stark an; seines Dienners Flanke herunter tröpfelte rothes Blut, und flochte, so wie er ritt, den Weg.

Da der Ritter vom rothen Kreuz ihn so erhist von verachtender Wuth anspornen sahe, senkte er behende seinen Speer und ritt auf ihn zu. Als bald stießen sie beyde aufeinander, beyde getummig und wüthend, so daß von ihrem schrecklichen Anfall bestürzt die Pferde taumelten und erschrocken standen; und auch die Reuter selbst, zu gewaltsam, fuhren betäubt von dem Streich ihrer Faust zurück, und einer gab dem andern Maß.

## 16.

Wie, wenn zwey Widder, von ehrsüchtigem Stolz empöret, um die Herrschaft der Wollenherde kämpfen; ihre gehörnte Stirnen stoßen auf beyden Seiten so ergrimmt aufeinander, daß, von dem Schrecken des Stoßes betäubt, beyde, des schwebenden Sieges uneingedenk, sinnlos stehen, wie ein Stamm: so stand dieses Paar unbewegt, wie ein Fels; aber wild einander anstarrend, halten sie vergänglich die zerbrochenen Reste ihrer ersten Grausamkeit in Händen.

## 17.

Der Sarazene, von dem Streiche stark betäubt, zückte sein Schwerdt und slog grimmig auf ihn zu; der war wohl auf seiner Hut und bezahlte Schlag mit Schlag. Jeder, neidisch auf des andern gleiche Stärke sucht in des andern eiserne Seite mit Blutdurst einzudringen; ihr halsstarriger Muth weicht dem Feinde nicht einen Fußbreit. Sprühende Funken, wie in der Schmiede, fliegen aus ihren brennenden Schilden, und Ströme frischen Purpurblutes färben die grünen Felder.

Fluch dem Creuze (rief dann der Sarazene)  
 Das deinen Leib vor dem bittern Falle bewahrt; lan-  
 ge schon wärest du gewiß todt gewesen, hätte nicht  
 dieser Zauber das von dir abgewandt. Doch nun  
 warn' ich dich, siße sicher und verdecke dein Haupt.  
 Damit schlug er mit so ungewöhulichem Grimm auf  
 seinen Helm, daß er ein groß Theil abhieb, und  
 längst seinem Schild herunter blitzend, ihn leicht ohne  
 Schaden streifte.

Jener, darob äußerst ergrimmt, weckte so-  
 gleich den schlafenden Funken seiner angebohrnen Tu-  
 gend auf und nach seinem trotzendem Helme zielend  
 holt' er so gewaltig aus, daß er den Stahl zersprengt  
 und sein Haupt spaltet. Der taumelte, noch leben-  
 dig, herunter und küßte mit seinen blutigen Lippen  
 seine Mutter Erde und begrüßte sein Grab. Sein  
 murrender Geist rang mit dem schwachen Fleische;  
 endlich flattert er dahin, wo die Seelen, die vom  
 Leibe scheiden, hinfliegen.

## 20.

Da die Dame ihren Held fallen sah, wie die Trümmer eines geborstenen Thurmes fällt, stand sie nicht lange still, seine klägliche Leiche zu bejammern, sondern floh aus aller Macht davon. Ihr setzte der Ritter eilend nach, und hieß dem Zwerge des Sarazenen Schild, das Siegeszeichen, mitnehmen. Er holte sie bald ein und gebot ihr Halt; denn gegenwärtig war nichts, das sie schrecken durfte.

## 21.

Sie wandte sich um mit reuvoller Geberde, und schrie: Gnade, Gnade, Herr, geruhet einem schwachen Weibe zu geben, die sich dem harten Mißgeschick und eurem mächtigen Willen unterwirft. Ihre gebeugte Demuth in dem kostbaren Anzug und dem scheinbarprächtigen Gepränge, rührte tief sein fest heroisch Herz und sagte: Euer plötzlicher Fall dauert mich sehr: aber nun entschlaget euch aller Furcht und erzählt, wer ihr seyd und der, welcher euer Begleiter war.

## 22.

Zerschmelzend in Thränen begann sie dann also zu jammern: Das arme Weib, welches eine unse-  
lige

Alle Stunde jeßund eurer Willkür unterwarf, war, bevor mich dieser zürnende Himmel in die Rolle der Niedrigen einschrieb und das falsche Geschick mich in eure Hände spielte; war (o was frommens mir nun, daß ich es war) die einzige Tochter eines Kayfers, der den weiten West unter seinem Scepter hielt und seinen Thron, da, wo die Tiber fließt, erhöhhet hatte.

## 23.

In der ersten Blüthe meines frischesten Alters verlobt' er mich dem einzigen Erben eines sehr mächtigen Königes, des reichsten und weisesten; nie war ein Prinz so treu, so schön, nie war ein Prinz so milde, so süßig. Allein, eh mein gehofter Tag der Vermählung erchien, fiel mein theuerster Herr von der Höhe seiner Würde, seinem verfluchten Feind in die Hände, und mörderlich ward er erschlagen, den ich ewig betrauren werde.

## 24.

Sein verwundeter Körper ward, nachdem er sein Leben ausgehauchet, ich weiß nicht, wie, weggeführt und vor mir verborgen. Da nun von dessen  
 unschul:

unschuldigen Tode die Zeitung an mich kam, mich unglückliche Magd, o welch ein Schmerz bestürmte da meine traurige Seele! da zog ich aus, seinen jämmerlichen Leichnam zu finden, und viele Jahre trieb ich durch die Welt mich um, eine jungfräuliche Wittwe, deren Seele, von Liebe tief verwundet, lange Zeit schmachtete, wie eine getroffene Hindinn.

## 25.

Endlich von umgesehr begegnete mir auf meiner Irre dieser stolze Sarazene, der mich gewaltsam mit sich wegführte; aber nie konnt' er doch die Schanze gewinnen, welche wir Damen in steter Furcht bewahren. Da liegt er nun vom schmähtlichen Tod enteehrt, der, während er lebte, sich übermüthig Sansfoy nannte, der Älteste dreyer Brüder: alle drey die Brut eines bösen Vaters, dessen jüngster hieß, Sansjoy, und zwischen beyden war der blutgierige Degen Sansloy geboren.

## 26.

In dieser traurigen Lage, freundeles, unselig, harv' ich nun, ich elende Fideßä, fleh euch um Mitleid mit meinem Zustande, daß ihr kein Leid mir thut,

thut, wenn ihr nicht Gutes mit thun wollt. Er blieb die ganze Zeit über in großer Nahrung, beschäftigte mehr seine wackern Augen, um ihr Antlitz zu schauen, als seine tauben Ohren, um auf ihre Rede zu hören, und sagte: Ein Herz von Kiesel würde das unverdiente Leiden, und den Kummer, den ihr zeigt, sich rühren lassen.

## 27.

Daher beruhet nur in sicherer Zuversicht, ihr habt einen neuen Freund zu eurer Hülfe gefunden, und einen alten Feind, der euch beschwerte, verlohren. Ein neuer Freund, sagt man, ist besser, denn ein alter Feind. Mit veränderter Geberde schlug das Mädchen im Scheine von Einfalt, ihre Augen wie beschämt, zur Erde nieder; und sanft nachgebend wandte sie nichts dagegen ein. So ritten sie fort; er nahm anständige Frölichkeit an, und sie, spröde Blicke. Denn, Leckerbrot, macht, wie die Leute sagen, Hungersnoth.

## 28.

Lange zogen sie also miteinander, bis sie endlich des Weges müde, an einen Platz gelangten, wo  
zwey



zwey schöne Bäume standen, die mit grauem Moos bedeckt, lieblich ihre Arme weit verbreiteten. Und ihre grünende Blätter, von jedem Hauche lebend, machten einen weiten runden Kreis von stillen Schatten: Der furchtsame Schäfer, oft daselbst erschreckt, setzte sich nie darunter, pflegte da nie sein lustig Hornbrodt zu blasen; sondern scheute diesen unseligen Boden.

## 29.

Aber unser wackerer Ritter, so bald er sie erblickte, begab sich eilend dahin, des kühlen Schattens wegen. Denn der goldene Phöbus, der jezt eben die Zinne des Himmels erstieg, schnellte von den feurigen Rädern des glänzenden Wagens seine Strahlen, die mit so stechender Hitze sengten, daß keine lebendige Creatur es aushalten mochte; und seine neue Dame ertrug es auch nicht länger. Da stiegen sie nun ab, in Hoffnung, sich vor der grimmigen Glut zu decken, und ihre matten Lenden eine Weile zu verruhen.

## 30.

In anständigem Scherz unterhielten sie sich einander mit artigen Ländeleyen, da wo sie saßen:

Und

Und im Wahne seiner Einbildung hielt er sie für die schönste Creatur, die jemals lebte. Das auszudrücken, strengt' er seinen feinen Witz an, und da es ihm einfiel aus diesen grünen Zweigen, einen Kranz für ihre zarte Stirne zu flechten, pflückt er einen Ast ab: da kamen aus dieser Spalte kleine Tropfen geronnenen Bluts, die tröpfelten den Ast herunter.

## 31.

Darauf eine klägliche Stimme in seine Ohren gelte, die schrie: o schöne, schöne, reiße nicht mit blutschuldiger Hand meine zarte Seite, in diese rauhe Rinde eingeklemmt; sondern steh' ach stiehe weit von hinnen, aus Furcht, daß dich tresse, was mich hier getroffen hat, mich und diese arme Dame, meine theure Liebe; o zu theure Liebe; Liebe mit dem Tode zu theuer erkaufte! Betäubet stand er, und sein Haar richtete sich auf, und von diesem plötzlichen Entsetzen konnt' er kein Glied regen.

## 32.

Endlich, da die Bewegung des Schreckens vorüber war und seine Mannheit aufwachte, überdacht' er den seltsamen Vorfall erst, und mistrante  
lange

lange seinen Sinnen und besprach sich also: Welche Stimme eines verdamnten Gespenstes aus dem Limbopfuhl, oder eines betrügllichen Geistes, der in der leeren Luft wandelt, (denn beyde bethören oft die schwache Menschen) sendet in mein zweifelhaft Ohr diese seltene Rede, diese jaummernden Klageröne, die mir schuldloses Blut schonen heißen.

## 33.

Dann sprach es mit tiefem Seufzen: Kein verdamntes Gespenst, kein betrügllicher Geist redete diese Worte zu dir; sondern Fradubir, vormahls ein Mann, jehund ein Baum — unglücklicher Mann! unglücklicher Baum! dessen schwache Natur eine grausame Heye, um ihren verfluchten Wuth zu kühlen, also verwandelt und in freyes Feld gepflanzet hat, allwo Boreas ganz grimme Kälte bläset, und die sengende Sonne meine verborgene Aderu austrocknet: denn, schein' ich gleich ein Baum, so quälet mich dennoch Frost und Hitze.

## 34.

Sage dann, Fradubir, Mann, oder Baum, sprach der Ritter, weßen boshafte Künste haben dich

so umgestaltet, wie ich nun sehe. Der findet oft Heilung, der seinen Gram mittheilt; aber doppelter Gram quälet verschlossene Herzen, wie den, der tobende Flammen zu ersticken strebet. Der Urheber aller meiner Schmerzen, (so sagt er) ist Duesä allein, eine falsche Zauberin, die viel irrende Ritter schon in Unglück gebracht.

## 35.

In dem Lenze meiner Jugend, da feuriger Muth die Flamme der Liebe und die Lust zu Ritterthaten in meiner Brust zum erstenmal entzündete, war mein Loos diese feine Dame zu lieben, die thesset, nun keine Dame, sondern, wie sie scheint, ein Baum. Als ich in dieser ihrer Begleitung ersten ansritt, begab sich daß ein Ritter mich anrannte, der hatte eine schöne Gleisnerin an seiner Seite, eine schöne Gleisnerin von Dame, in der aber die schändliche Duesä steckte.

## 36.

Von deren verfälschten Schönheit er behauptete, sie überträfe weit alle andere Damen; ich bestand gleichfalls auf den Vorzug der meinigen, die glänz-

glänzte wie der Morgenstern. So standen wir beyde trohiglich gerüstet zum Kampfe, in welchem ihn sein härter Geschick unter meinem Speere fallen ließ: so ist der Würfel des Stieges. Seine Dame, die mir zum Preise des Streites blieb, unterwarf ihre schwarze Perion meiner Willkühr.

## 37.

So doppelt geliebt von zwey ungleichschönen Damen, (die eine gleißte nur schön; die andere war es in der That) — warf ich eines Tages, um ihre Schönheit zu messen, den Zweifel auf, welche von beyden den Rang der Schönheit gewinnen könnte. Ein Kranz von Rosen war der Preis des Sieges. Beyde schienen zu siegen; und beyde besiegt: so schwer war der Wettstreit zu vergleichen. Fräulissa war so schön, als sie nur seyn mochte, und immer schien die verlarvte Dueßä so schön, wie sie.

## 38.

Da nun die verruchte Hexe Zeitüber die zweifelhafteste Schaaale auf beyden Seiten gleich schweben sahe, suchte sie, was sie nicht mit Recht gewinnen konnte, durch Ränke zu gewinnen, und erregte durch

ihre höllische Kunst im Du einen garstigen Nebel, der den Tag verhüllte; und ein fauler Dunst, den sie auf ihr Angesicht hauchte, verdunkelte ihrer vorliegenden Schönheit stralenden Glanz, und entstellte sie mit einer schändlich ungeheuren Gestalt. Dann war sie allein schön, wenn keine Schönheit neben ihr stand.

## 39.

Dann schreie sie aus: Pfui, pfui ungestalltes Weib, deren geborgte Schönheit nun klar sehen läßt, daß sie vorher aller Männer Augen bezauberte! O verlaß sie schnell, oder laß sie schnell tödten. Da ich ihr eckelhaft Gesicht sahe, hielt ich sie gleich für eine solche, wie jene mir sagte; und würde sie ermordet haben: aber mit erlognem Mitleid hielt die falsche Hexe meine ergrimimte Hand zurück. So verließ ich sie hier, wo sie nun in eine Baumgestalt verwandelt steht.

## 40.

Dann nahm ich von Stund an Duesfa für meine Dame, und freute mich der Hexe lange Zeit, ohn Argwohn, und wußte nicht anders, denn daß sie

sie immer so wäre, wie sie war; bis einen Tag (dieser Tag kommt jeden Frühling, wenn die Hexen für ihre Schuld pflügen Buße zu thun) da von ungefähr sah ich sie in ihrer eigenthümlichen Farbe, indem sie sich in Origan und Thymian badete; ein garstig und schändlich altes Weib ersah ich, vor der mir warlich ekelte, sie angerührt zu haben.

## 41.

Ihre Untertheil, mißgestaltet und ungeheuer, war unter dem Wasser versteckt, daß ich sie nicht sehen konnte; aber schändlicher schien es doch und häßlicher, als man von einem Weibsbild glauben möchte. Da zog ich aus ihrer viehischen Gesellschaft mich zurück, gesonnen, mich, sobald bequeme Gelegenheit erschien, wegzuschleichen. Denn große Gefahr, wo nicht sicherer Verderben sah ich vor meinen Augen, wenn mein Entweichen bemerkt würde.

## 42.

Die teuflische Hexe errieth aus der Veränderung meiner Miene meinen Gedanken; und da ich in schlafender Nacht versunken lag, beschmierte sie mit heillosen Kräutern und Salben meinen ganzen

Leib durch Zauberey und magische Gewalt, daß mir alle Sinnen gar entwidren. Dann brachte sie mich in diese öde Wüsteney; und an die Seite meiner unglücklichen Liebe, sperrte sie mich hier ein, wo wir nun in hölzernen Mauern fest eingeklemmt, von allem, was lebet, verbannt, unsre sauren Tage verbringen.

## 43.

Aber wie lange (sprug dann der Elfin Ritter) sollt ihr in diesem verunstalteten Hause wohnen? Wir mögen dieses arge Gefängniß (sprach er) nicht verändern, bis wir in einer lebendigen Quelle gebadet sind: das ist die vorgeschriebene Bedingung der Zauberey. O wie gerne, sagt' er, wölk' ich diesen Quell ausfinden, der euch wieder zu eurem vorigen Wohlseyn verhülfe. Die Zeit und das befriedigte Verhängniß soll uns die vorige Gestalt wiedergeben; nichts anders kann uns von hier losbinden.

## 44.

Die falsche Dueßä, jetzt Fideßä genannt, hörte wie Fradubir vergebens wehlagte, und wußte wohl, daß alles wahr sey. Aber der gute  
Rit.



Mitter, voll hangen Kummers und schrecklicher Verfergniß, steckte, nachdem der belebte Baum seine Rede vollendet, den blutenden Ast in den Boden, und mit frischem Leim verschloß er des Baumes Wunde: dann kehrt' er zu seiner Dame und fand sie vor Furcht erstorben.

## 45.

Dem Scheine nach todt fand er sie von verstellter Furcht, als wüßte sie nichts von alle dem, was sie wohl wußte, und er gab sich ängstliche Mühe, sie aus der sorglosen Ohnmacht aufzurichten. Ihre blauen Augenlieder, mit Todesbläße gefärbt, schlug sie endlich auf; mit zitternder Geberde hob er sie auf, er zu einfältig und zu treu, und küßte sie oft. Mittlerweile verschwand alle Furcht, er setzte sie auf seinen Gaul und führte sie förder.

---

### Dritter Gesang.

Die verlassne Wahrheit suchet lang ihren Liebhaber,  
 und macht den Bösen zahm, verdirbt der  
 blinden Andächteley ihren Markt und fällt  
 einem schändlichen Verführer in die  
 Hände.

---

#### I.

**N**ichts unter des Himmels welttem Gewölbe rühret mehr das zärtliche Wittgefühl der Seele, denn eine Schönheit, die durch die Schlingen des Neides oder die unfreundlichen Streiche des Glücks in unverdientes Unheil geräth. Ich, entweder neulich durch ihren Glanz geblendet, oder durch die Ergebenheit und feste Huldigung, die ich dem ganzen schönen Geschlechte zugestehe, fühle mein Herz, wenn ich eine solche seh, mit so großen Schmerzen durchbohret, daß ich für Mitleid sterben möchte.

---

#### 2.

Und nun ist es der schönen Una halber von der ich singe, so tief gerührt, daß mein gebrochenes Auge diese Zeilen mit Thränen tränkte bey dem Gedanken,

danken,

danke, wie sie durch arglistige Behandlung, sie, obgleich so treu, wie das Gefühl, obgleich die Tochter eines Königes, obgleich so schön, als jemals eine Schöne lebte, obgleich weder in Wort noch That verschuldet, von ihrem Ritter hoffnungslos geschieden ist.

## 3.

Indeß sie, das treueste Fräulein, die ganze Zeit über, verlassen, kummervoll, einsam, fern von der Achtung der Welt, als verwiesen, in der Wildniß und den Wüsteneyen umirrte: ihren Ritter zu suchen; welcher durch die letzte Erscheinung, die der Zauberer wirkte, listig betrogen, sie verlassen hatte. Sie, von nichts abgeschreckt, suchte täglich ihn durch Wälder und weite Wüsten auf; jedoch sie brachte keine gewünschte Nachrichten von ihm ein.

## 4.

Eines Tages, beynah matt von dem verdrüßlichen Wege, stieg sie von ihrem langsamen Thier ab, und streckte dann auf dem Rasen ihre zarte Lenden, in geheimen Schatten, fern von aller Menschen Augen; von ihrem schönen Haupte nahm sie ihren

Haarschmuck und legte ihr Gewand beiseite. Ihr Engelantlitz glänzte gleich dem großen Auge des Himmels und machte im Schatten Sonnenschein; niemals ersah ein sterblich Auge so himmlischen Reiz.

## 5.

Da begab sich, daß aus dem dicksten Gehölz mit plötzlichem Sprung ein Löw hervorbrach, der raubgierig nach dem Blut eines Wildes jagte. Sobald er die Königl. Jungfrau erblickt, rennt er mit offenem Rachen gierig auf sie zu, um ihren zarten Leib mit einemmal zu verschlingen. Allein da er der Beute näher kam, so besänftigt' er, voll Reue, seine blutige Wuth, und über den Anblick erstaunt vergaß er seinen wilden Angriff.

## 6.

Hingegen küßt er ihren mädlen Fuß und leckte ihre Lilienhände mit schmeichelnder Zunge, wie, wenn er ihre leidende Unschuld kannte. O! wie kann doch Schönheit die größte Stärke bemestern, und schlichte Wahrheit rächendes Unrecht bezähmen! Da sie nun dessen schmeigenden Stolz und stolze Demüthigung, immer den Tod fürchtend, bemerkt hatte, begann  
 ihr

ihre Herz in starker Sympathie zu schmelzen und tröpfelnde Thränen entfielen ihr, der lautern Zuneigung zu Ehren.

## 7.

Der Len, der Herr alles Gewildes, sagte sie, wündigt seine fürstliche Gewalt und sein mächtiger Stolz bequemt sich einer schwachen Nagd und aus Mitleid für meinen traurigen Zustand vergißt er die Maserrey des Hungers, der ihn vor kurzem anspornte. Aber, jener mein Löw' und Gebiether, was Ursache findet er in seinem grausamen Herzen, die zu haben, die ihn liebte, die ihn immer tief verehrte, wie den Gott ihres Lebens? Warum hat er mich verworfen?

## 8.

Ein Strom von Thränen unterbrach das Ende ihrer Klage, die leise aus dem nachbarlichen Walde widerkündete; und betrübt, sie in so bekümmerte Wehmuth zu sehn, stand das königliche Thier und starrte sie an. Von Mitleid besänftigt, entwich ihm gar sein grimmiger Wuth. Endlich, da sie in der Kammer des Herzens ihre Quaal verschloß, richtete

sich die aus himmlischem Saamen gezeugte Jungfrau auf, und schwang sich wieder auf ihr schneeweißes Thier, ihren verirrtten Helden zu suchen, ob sie ihn erreichen möchte.

## 9.

Der Löwe wollte sie nicht allein lassen, sondern gieng mit ihr als ein starker Beschützer ihrer keuschen Person, und ein treuer Genosß ihrer traurigen Unfälle und ihres harten Mißgeschickes. Immer, wenn sie schlief, hielt er Wacht; und wenn sie wachte, wartet er fleißig auf, mit ergebenem Dienst zu ihrem Willen bereit; von ihren schönen Augen nahm er Befehle und sah ihr alles an den Blicken an.

## 10.

So zog sie lange durch weite Wüsten, welche nach ihrem Gedanken, ihr wandernder Mitter durchziehen sollte; jedoch sie erspähte keine lebendige Seele: bis sie mit der Zeit unten an dem Fuß eines hohen Berges einen betretenen Grassteig fand, worinn Spuren von Menschentritten zu sehen waren. Diesen folgte sie, bis sie endlich eine Dirne erblickte, die vor

vor ihr her in langsamen Schritten einen Krug mit Wasser auf ihren matten Schultern trug.

## 11.

Der nahte sie sich und tief sie an, zu erfahren, ob nicht in der Näh' ein Wohnhaus wäre. Aber die grobe Wehe gab ihr keine Antwort, sie konnte weder hören, weder sprechen, noch verstehn: bis sie neben sich den Löwen sah, da warf sie vor plötzlicher Furcht den Eimer weg und floh davon. Denn vorher hatte sie niemals in dieser Gegend das Antlitz der schönen Dame gesehen, und der schreckliche Blick des Löwen jagte Todtenblässe in ihr Gesicht.

## 12.

Unauffhaltsam floh sie und sah nicht hinter sich, als wenn ihr Leben auf dem Spiele stände, und heim kam sie, wo ihre blinde Mutter in ewiger Nacht saß: nichts konnte sie sagen, sondern klammerte sich plötzlich an ihr, und erschreckte sie mit ihren bebenden Händen und andern Zeichen der Furcht; welche voll gräßlicher Bestürzung und kaltem Entsetzen die Thür verschloß. Mittlerweile gelangte Una hier an, das müde Fräulein, und bat um den Eingang.

## 13.

Da man ihr diesen nicht vergabte, so riß ihr unbändiger Pafche mit seinen groben Klauen den Niesei ab und ließ sie hinein; allwo sie jene beyde, von Furcht für seine wilde Wuth und von leerem Entsetzen halb todt in einem finstern Winkel eingesperrt fand; allwo dieses alte Weib Tag und Nacht an ihrem Rosenkranz' in andächtiger Buße, betete; neuhundert Paternoster jeden Tag, und ireymal neuhundert Aves pflegte sie herzusagen.

## 14.

Und ihre schwere Buße noch mehr zu erschweren, saß sie jede Woche dreyimal in der Aschen, und legte um ihre rünzlichte Haut einen Sack an, und dreyimal fastete sie ohne einen Bißen: aber jetzt vergaß sie aus Furcht ihre Corallen. Ihre unndehlige Furcht zu hintertreiben, brauchte die schöne Una geschickte Miene und bequeme Worte. Mit langer Mühe fingen jene mit der Zeit an, sie zu bitten, daß sie in ihrer kleinen Hütte diese Nacht ruhen möchte.

## 15.

Der Tag war dahin; und es kam die träge Nacht, da jede Creatur der Schlaf begräbt; traurig  
legte



legte sich Una in ihrer Müdigkeit hin und zu ihren Füßen hielt der Witwe Wache: statt zu ruhen, jammerte sie und weinte um den neulichen Verlust ihres theuren geliebten Ritters, und seufzet' und schluchzet' und badet' immernwährend die ganze Nacht ihre zarte Brust in bitterlichen Thränen. Ihr wurde die Nacht zu lang und oft sahe sie dem Licht entgegen.

## 16.

Zehund, da Aldeboran über den Stuhl der glänzenden Cassiopeja hoch aufgestiegen war, und all' in Tdnesschlaf versunken lagen, klopft' einer an die Thüre und will hinein. Er klopfte stark und schwur oft und fluchte, daß man auf sein Rufen nicht hurtig ihm aufthäte. Denn auf seinen Rücken trug er eine schwere Last von nächtlichen Diebstählen und mancherley Raub, den er durch verdammlichen Kauf, (draußen) erobert hatte.

## 17.

Es war nehmlich ein fecker, verstockter Dieb, gewohnt den Kirchen ihr heiliges Geräth und den Särgen armer Menschen, ihren gebührenden Stör-

rath zu rauben, der ihnen aus gutem Herzen gegeben ward! Die hohen Heiligen entkleidet' er ihrer reichen Gewänder, wenn alle Menschen sorglos schliefen, und beraubte die Priester ihrer Kleidungen, unterdeß keiner die heiligen Sachen bewachte: dann kroch er durch listige Schleiße zum Fenster ein.

## 18.

Und alles, was er mit Recht und Unrecht finden mochte, bracht' er in dieses Haus und beschenkte damit die Tochter des blinden Weibes, Abessa, der kriechenden Corceca Tochter, mit der er Hurerey pflegte, davon wenige wußten und fütterte sie mit fetten Opfergerichten und mit dem Marke des ganzen Landes. Er gab ihr Geld und Dinge die Fülle, und eben man bracht' er ihr einen Theil seines Gestohlenen.

## 19.

So schlug er lange die Thür mit Ungestüm und Dräuen, dennoch durfte keine dieser zitternden Weiber aufstehn, (der Eöwe schreckte sie) um ihn einzulassen. Länger wollt' er nicht auf Antwort warten, sondern brach die Thür mit Ungestüm auf und trat

trat hinein; da dies unwillige Bild hitzig auf ihn zufahrend, ihn plötzlich bestürzte; und, indem er seine tödtlichen Klauen dem Lebenden an die Brust legt, tritt er ihn stolz unter seinen königlichen Fuß.

## 20.

Ihm half kein Behren, kein Hülfserufen, sein blutend Herz hängt in des Rächers Hand, der ihn stracks in tausend kleine Stücke riß und ihn ganz zergliederte. Der durstige Boden trank sein Leben auf, sein Leichnam blieb auf dem Strande; seine erschrockenen Freunde hielten die jämmerliche Nacht aus, dursteten nicht weinen, dursteten sich auch den schweren Unfall, der sie betroffen, nicht merken lassen, voll Furcht, sie selber möchte gleiches Unglück treffen.

## 21.

Da nun der helle Tag die Welt entschleiert hatte, steht Uua auf, steht mit ihr der Leu auf und treten ihre fernere Reise sörder an, auf unbekanntem Wegen ihren irrenden Mitter zu suchen, mit größern Leiden, denn der langirrende Grieche litte, der für seine Liebe eine Gottheit verschmähte. Solche Leiden

der immer vor ihr floh, dann von ihrer Hoffnung am fernsten, wenn sie sich am nächsten dünkte.

## 22.

Sobald sie von da wegglang, machte sich das erschrockne Paar hervor, das alte blinde Weib mit ihrer lieben Tochter, und da sie hier den Raubkirsch erschlagen fanden, rausten sie in ihrem großen Herzeleid ihr Haar, schlugen ihre Brust, und zerrissen ihre nackte Haut. Und da sie beyde ihr Theil gerweint und gejammert hatten, da rennten sie, zweyen verwilderten Thieren gleich, halb rasend vor Bosheit und Rachgier, hinaus, sie zu verfolgen, die Ursach ihres Leides war.

## 23.

Holten sie ein, und da erhuben sie ein lautes Brüllen mit hohlem Geheul und Jetergeschrey, schmäheten schändlich den ganzen Weg hinter sie her, und warfen ihr Unzucht vor, ihr, der Blume der Treue und Keuschheit; und mitten im Schmähen wünschten sie, daß Plagen und Unglück und langes Elend auf sie fallen und ihren Weg verfolgen sollte, und in endloser Irre immerdar umherschweifen.

## 24.

Aber, da sie sahe, daß ihre Verwandlungen nichts vermöchten, kehrte sie um mit verlohener Mühe: und, unterwegs, da sie heult' und weinte, begegnet' ihr ein Ritter in mächtiger Waffentrüstung; doch kein Ritter war er, bey all seinem aufgeblähten Teuf, sondern der listige Archimagus, welcher die Una durch Umwege in neue Verwirrungen zu stoßen suchte. Von diesem alten Weibe holt' er Zeitungen ein, ob sie ihm nicht von einer solchen Dame zu erzählen wüßte.

## 25.

Darauf empörete sich ihre Leidenschaft von neuem, sie schrie, und fluchte, riß und raufte ihr Haar und sagte; noch in zu frischem Andenken sey ihr diese Hure, die ihr so viele bittere Thränen ausgepresset, und so erzählte sie weiter die Geschichte ihres Kummers. Er schien ihren unglücklichen Unfall sehr zu bedauern, und darauf stug er weiter nach dieser Dame; da er das erfahren, lenkte er gerade vorwärts seinen schön bezauberten Gaul und seinen bezauberten Speer.

Weit eher kam er dahin, wo Una langsam hinzog, mit dem wilden Begleiter, der ihrer zur Seiten wartete. Da er den sah, durst' er sich vor Furcht nicht zu nahe zeigen, sondern lenkte weit um auf einen Hügel zu. Sie, da sie von dorthier ihn erspähte, wähnt' an seinem ähnlichen Schilde, es war ihr Ritter leidhaftig und ritt auf ihn zu: und da sie näher kam, sah sie, er war der rechte, und mit edler, schächterner Demuth kam sie auf ihn zu.

Und sagte weinend, ach mein lange gemißter Herr, wo wartet ihr, so lang aus meinen Augen? Sehr fürchtet' ich, ihr hättet mich gar verworfen, oder ich hätte was begangen, das euch mißfallen mochte, das sollte mir schwer, wie der Tod, auf dem Herzen liegen. Denn, seit mein Aug' euer holdseelig Angesicht vermißte, hat sich mein holder Tag in unholde Nacht verkehrt, und meine Nächte sind mir Schatten des Todes; aber willkommen nun, mein Licht, du glänzende Lampe der Sonne.

## 28.

Er erwiederte darauf und sagte: Theureste Dame, ferne sey es von euren Gedanken, und von meinem Willen, zu denken, daß ich mein Ritterthum so sehr entehren sollte, daß ich gar euch verliefße, die ihr mich immer liebet, und mich aus lauter freyer Gunst erkohret, am Feenhof, allwo die edelsten Ritter in der Welt gefunden werden, die soll viel eher ihre milde Kunst der Fruchtbarkeit, verlieren, und ewige Eheurung schaffen, eh ich, mein Leben, euch verlaß, euch, die ihr stammt aus himmlischem Geschlecht.

## 29.

Und warum ich, die Wahrheit zu sagen, euch so lange verliefß, geschah, um das Abenteuer an dem seltsamen Ort aufzusuchen, allwo nach der Aussage des Archimagus, ein gewaltiger Räuber vielen Rittern täglich Unheil schafte; jedoch nun soll er keinen Ritter jemals wehr verderben: das ist die gute Sache, die mich entschuldigen soll: laßet euch gefallen, sie gut zu finden, und nehmet immerdar meinen treuen Dienst an, den ich, zu eurem Schutz, zu Land und See gelobet habe: nun stillt dann eure Klage.

Diese zärtlichen Worte schienen ihr volle Vergeltung für alle vorige Leiden; eine liebevolle Stunde kann vieler Jahre Kummer vergüten; eine Unze Süß, ist ein Pfund Sauer werth. Sie hat vergessen, was für Anfälle von Schmerz sie jüngst um ihn gelitten; sie spricht von dem vergangenen nicht mehr; wahr ist es, wahre Liebe hat keine Macht, hinter sich zu sehn; ihre Augen sehen steife vor sich. Vor ihr stand ihr Ritter, für den sie so schwer gelitten.

Nicht anders, als wenn der umhergeworfne Seeman, der lang in dem weiten Ocean geirret hat, nachdem er oft in der schwellenden Thetis salzigten Thränen gewaschen, und seine bräunliche Haut lange an dem saufenden Othem des Himmels den keiner aushalten kann, und den sengenden Flammen des grimmiigen Orionhundes gedörrt wurde; sobald der den Hafen von fern erspahet, so läßt er sein lieblich Pfeifen lustig hören, und beehet den Nereus mit Bechern, und die Matrosen trinken, rund um ihn her, sein Wohlseyn.



## 32.

Solche Freude ward der Una, als sie ihren Ritter fand, und auch der Zauberer stellte sich eben so froh, als der fröhliche Kaufmann, der aus der Tiefe sein Schiff von fernem aus der Wasserwüste kommen sieht; er verschwendet Gelübde, und segnet mal auf mal den Neptun: Also gingen jene sörder, und den ganzen Weg füllten sie aus mit Gesprächen über ihren letzten bangen Kummer; wobey er sie fragte, was der Löwe bedeute: sie erzehlt ihm alles, was auf dem Weg' ihrer Tagreise vorgefallen.

## 33.

Sie waren nicht weit geritten, als sie einen mit hastiger Hitze gegen sich anspornen sahen, der stark bewafnet war, und auf einem muthigen Käufer, welcher aus Wildheit über und über von Schweiß schäumte, und den scharfen Stahl aus Ungeduld kante, wenn sein hitziger Reuter seine dampfende Seite anspornte; sein Blick war fier, und schien immer blutige Rache zu drohen, die er im Herzen verberg, und auf seinem Schilde stand Sansloy in blutigen Zügen eingeket.

Da er nun diesem schönen Paar näher kam, und das rothe Kreuz sahe, das der Ritter trug, so entbrannte sein Eifer, und schickte sich sogleich zum Kampf an mit seinem gesenkten Speer. Laß war der andre, und die Furcht, die ungeprüfte Spitze des tödtlichen Stahles zu versuchen, entmannte ihn; allein seine Dame wußte ihm so gut zu schmeicheln, daß er begann Hoffnung eines neuen Glücks zu fühlen; also richtet' er seinen Speer und spornte sein Roß mit der gestählten Ferse.

Aber jener stolze Heyde rückte so trotzig vor, und so voll von Wuth, daß sein scharfgespißter Speer durch das umsonst bekreuzte Schild ganz und gar durchdrang: und, hätte sein taumelnder Gaul nicht aus Furcht gezuckt, so wäre er ihm durch Schild und Leib gefahren. Dennoch war die Kraft seines Stoßes so groß, daß er ihn ganz aus dem Sattel hob; taumelnd stürzet' er hart zu Boden, und aus gequetschter Wunde sprudelt' ein Quell von Blut.

## 36.

Jener stieg hurtig von seinem prächtigen Gaul, und lief auf ihn zu, gesonnen, ihm das Leben zu rauben und sagte stolz: Siehe da den rechten Lohn für den, der mit blutigem Stahl den Sansfoy erschlug; soethin kann sein Geist, von quälender Schwere frey, im Frieden den Lethepfuhl übersehen, indem die trauernden Altäre, mit des Feindes Leben besprengt, die schwarzen Furien der Hölle besänftigen. Du nahmst dem Sansfoy das Leben; Sansloy soll es dir nehmen.

## 37.

Damit fing er hastig an, ihm den Helm aufzuschneiden, bis Una schrie: enthalte deine schwere Faust, theurer Herr, wer du auch seyn magst: Genug, daß dein Feind ist überwunden, von deiner Gnad' abhängt; widerstrebe der Gnade nicht, denn er ist einer der ächtesten Ritter auf der Welt, ob er gleich nun bezwungen auf niedrigem Boden liegt; und derweil ihn das Glück begünstete, war er groß im Felde der Schlacht: darum raub' ihm das Leben nicht.

Ihr kläglich Flehen konnte seinen Eifer nicht dämpfen; sondern unsanft riß er ihm den Helm auf, und würd' ihn stracks erschlagen haben: nur, da er seine Jahre sah, und das greise Haupt des alten Archimago, enthielt er bestürzt seine rasche Hand, und halbbeschämt wundert' er sich des Anblicks; denn er erkannte, auch ohne Bericht, den Alten wohl, der in Zauberey und Magie Wunderstärke besaß, und nie im Felde, noch in Kampfplätzen zu fechten gewohnt war.

Und sagte, wie, Archimago, unglücklicher Vater, was seh' ich! welcher harter Unfall hat dich hieher gebracht, mein Eisen zu kosten, ist dein der Feh!, oder mein der Irrthum, statt des Feindes meinen Freund, blindlings zu verwunden. Er antwortete nichts, sondern blieb in Ohnmacht liegen, und auf seinen trugvollen, gebrochenen Augen saß die Wolke des Todes. Da das nun schon geschehen, ließ er ihn so liegen, um nicht länger sich aufzuhalten.

## 40.

Sondern zu der Jungfrau zu gehn, welche die Zeit über bestendet da stand, sich von dem so geäffet zu sehn, der jetzt den Lohn seines Betruges dafür hat, daß er sich in ihren wahren Ritter verstellte. Allein nun ist sie noch in größerer Verwirrung, überlassen der Hand dieses tollkühnen Heiden. Ihm wollte sie, das half ihr aber nichts, entfliehn: er, der bey ihrem saubern Kleide sie ergriff, riß sie von Ihrem Thier, ihr Antlitz zu begaffen.

## 41.

Allein ihr muthiger Diener, voll königlicher Furchtbarkeit und hohen Unwillens, da der seine Gebieterin so unsanft von ihrem Feinde betastet sah, kam mit aufgesperretem Rachen gierig auf ihn zu, und klettert seinen Schild hinan, und währte schon, er hab' auch diesen mit seinen scharfen Klauen weggeschafft: der aber war beherzt, und Lüsternheit entflammte jekund seinen Muth noch mehr, daß er aus seinen besperten Tagen den Schild befreyte; und nun zieht er sein Schwert.

O da war die Stärke des Wildes zu schwach und matt, um seine Gewalt zu bestehen; denn er war mächtig und von so starkem Gliederbau, als jemals einer mit streitbarer Hand die Lanze schwenkte; und auf Wassenkämpfe verstand er sich ritterlich. Sogleich durchfährt er ihm die kochende Brust mit der bohrenden Spitze des tödtlichen Eisens, und durchsticht ihm das königliche Herz. Mit dem Tode ringend brüllet er laut, indem das Leben seine feste Brust verließ.

Wer ist nun übrig, der die verlorne Wagn, vor dem wüthenden Raube, und der Willkühr des geschlossenen Siegers bewahre? Ihr treuer Hüter ist weg, ihre Hofnung zernichtet, sie eine Beute ihm zum Erhalt oder Verderben überlassen. Er nun, ihr Eroberer, begegnet ihr niedrig, um seinen Stolz zu sättigen, mit schmähligen Vorwürfen und kränkender Verachtung, und trägt sie auf seinem leichten Kienner (will sie oder nicht) hinweg: ihre Bitten vermögen nichts, seine Wuth ist mächtiger.

## 44.

Und den ganzen Weg über füllet sie sein taub  
 des Ohr mit großem ängstlichen Jammern und mit-  
 leidigem Wehklagen, das steinerne Herzen hätte zer-  
 spalten mögen, und den ganzen Weg wehet sie mit  
 strömenden Thränen: doch er, vom Groll besessen,  
 hörte nichts. Ihr dienstbar Thier, das wolte sie  
 doch nicht verlassen, sondern folgte ihr von fernem  
 nach, und ließ sich nichts anfechten, um der Theil-  
 haber ihres irrenden Jammers zu seyn. Ein weit  
 menschlicher Thier, als das Thier, ihr Feind.

---

 Vierter Gesang.

Den gläubigen Ritter führet Dueña in den  
 sündigen Pallast des Hochmuths: allwo, seines  
 Bruders Tod zu rächen, Sansjoy ihn zum  
 Kampf herausfordert.

## 1.

**J**unger Ritter, sey wer du seyst, der du dich  
 Waffen anmassest, und durch lange Mühseligkeit dem  
 Ruhme nachjagest, bewahre dich für Verrug, bewahre  
 dich

dich für Bankelnuth in der Wahl und dem Vertausch deiner theuergeliebten Dame, daß du nicht von ihr Nachrede zu leicht glaubest und rasch argwöhnend dein Herz von ihr entfernest: denn einem Ritter ist keine größere Schande, Leichtsinm und Unbestand im Lieben: das zeigt klar das Beispiel dieses Ritters vom rothen Kreuz.

## 2.

Der, nachdem er die schöne Ana, durch zu leichtsinnigen Argwohn ihrer Treue verloren hatte, und die falsche Quessa an ihrer Stelle mit sich führte, Fideßä genannt, (und dafür hielt er sie auch,) wallte er lang mit ihr, bis sie endlich ein schönes Gebäude sahen, ausnehmend geziert, der Pallast eines mächtigen Prinzen schien es: und darauf hin leitete ein breiter, hoher Weg, ganz betreten von den Füßen der Menge, welche hin und her wallete.

## 3.

Große Haufen Volkes wallten hin und her, Tag und Nacht, von jedem Rang und Stande; aber wenige, denn schwer war es zu entkommen, kehrten zurück, mit bitterer Armuth und schändlichen Ver-



Verdruß, die nachher immer in der elendesten Hütte, gleich ekelhaften Lazaren an den Hecken liegen. Hiesher hieß ihn Duesä seinen Ritt lenken: denn sie ist müde des beschwerlichen Weges, und überdem ist beynah der zaudernde Tag verschwunden.

## 4.

Ein stattlicher Pallast, von Quadersteinen erbaut, die künstlich ohne Mörtel sich ineinander fügten; seine Mauern waren hoch, aber gar nicht stark und dick, und geschlagenes Gold kleidete sie über und über, daß sie den hellsten Tag mit ihrem Glanze beschämten: hoch empor stiegen viele hohe Thürme, und schöne Gallerien ragten weit hervor, voll heller Fenster und erquickender Lauben; und auf dem Gipfel eine Sonnenuhr, welche die Stunden des Tages zählte.

## 5.

Es war ein Bau, reizend zum Anschauen, und verkündete den Preis von dem Verstande seines Meisters: aberammerschade! daß eine so glänzende Last auf einem so schwachen Grunde ruhte: denn auf einem Sandhügel, der flüchtig immer abrollte, erhob er sich

sich gar hoch, daß jeder Hauch des Himmels ihn erschütterte, und alle die hintern Theile, die wenige zu sehen bekamen, waren alt und baufällig, aber künstlich gemahlt.

## 6.

Da angelangt, gingen sie gerades Weges; denn immer und allen standen die Thore weit offen; jedoch die Aufsicht darüber hatte ein Pfortner, der hieß mit Namen Malvenä, der keinem den Eingang versagt: von da bis zur Halle, die auf jeder Seite mit reichem Schmuck und köstlichen Tapeten bekleidet war, hielten sich unzählige Gattungen Volkes auf, die da lange auf den erwünschten Anblick derjenigen harrten, welche die Frau von diesem glänzenden Pallast war.

## 7.

Durch diese, die alle rundum sie anstarrten, gingen sie durch und stiegen herauf zu dem Behörsaal, dessen herrlicher Anblick ihre schwache geblendete Sinnen verwirrte: an keines Fürsten Hof Ihrer Zeit hatten sie je so unendliche Reichthümer gesehen und so verschwenderischen Prunk; Persia selber, die

Eaug.

Saugamme des hochmüthigen Pompes, sahe niemals dergleichen. Und da stand ein edler Haufe von Herren und Damen auf jeder Seite, die durch ihre reizende Gegenwart den Platz viel verschönerten.

## 8.

Hoch über alle, war eine Staatsdecke gespreizt und ein reicher Thron, so glänzend, wie der sonstige Tag, auf welchem im edelsten Schmuck von Königlischen Gewändern und herrlichem Zierrath eine jungfräuliche Königin saß, die wie Titan stralte, stand im flimmerndem Gold und unvergleichlichen Edelsteinen: doch ihre hellglänzende Schönheit versuchte den Glanz ihres herrlichen Thrones zu verdunkeln, als neidet sie selber seinen zu ausnehmenden Schimmer.

## 9.

Ausnehmender Schimmer, dem schönsten Sohne des Phöbus gleich, der sich anmaaste, seines Waters feurigen Wagen und der ungewöhnlich wilden Rosse flammendes Gebiß durch den höchsten Himmel mit schwacher Hand zu lenken. Stolz auf solche Ehr' und eitlen Vorzug verläßt er, indem die sun-

belade Stralen sein. sachen Augen blenden, die Himmelsbahn, die am . . . . . betreten war, und in die rollenden Räder verwickelt, setzt er den Himmel in Flammen, mit Feuer nicht zum Brennen geschafften, sondern um helle zu glänzen.

## 10.

So stolz glänzte sie in ihrem fürstlichen Staate, die Augen gen Himmel; denn die Erde schien sie zu verachten, und saß hoch, denn sie haßte das Nieder: Sich! unter ihrem verachtenden Fuß lag ein schrecklicher Drache mit einem scheuslichen Schweif; und in ihrer Hand hielt sie einen hellen Spiegel, worin sie ihr Gesicht oft gern beschaute und an ihrem selbstgeliebten Bilde sich vergaste; denn sie war wunderschön, wie nur irgend eine lebendige Schönheit.

## 11.

Des gräßlichen Pluto Tochter war sie, und der traurigen Proserpina, der Hölle Königin; dennoch hielt sie ihren unvergleichlichen Werth höher, als diesen Abstamm, so blähte sie der Stolz auf; und den donnernden Jupiter, der hoch im Himmel wohnet und die Welt regiert, den gab sie aus für ihren

Ihren Vater, oder einen, der noch höher als Jupiter thronet: denn sie schwanbt immer nach dem höchsten, oder, wenn etwas noch höher, denn das höchste wäre, das verlangte sie.

## 12.

Und Menschen nannten sie Lucifera, sie, die sich selber zur Königin machte und zur Königin erbute: doch ein rechtmäßiges Königreich hatte sie gar nicht, kein Erbrecht einer angebohrnen Herrschaft, sondern hatte mit Unrecht und Gewalt den Scepter an sich gerissen, den sie nun in Händen hielt: sie regierte nicht ihr Reich nach Gesetzen, sondern nach der Policy und dem strengen Plane sechs alter Zauberer, die mit ihrem argen Rath ihr Königreich aufrecht hielten.

## 13.

Sobald der Elfin Ritter in den Gehörsaal trat, er und die falsche Duesä, mit ihren erlognen Reizen, so machte ein seiner Cammerherr, Eitelkeit mit Namen, Raum, und verschafte ihnen Zutritt: so höflich sühet er sie dann zu der untersten Staffel ihres hohen Thrones; allwo diese auf gebeuge-

ten Knieen, voll Ehrfurcht, ihr Anliegen vorbrachten, warum sie gekommen waren, ihren Königlichem Staat zu sehen, und sich den weiten Ruf ihrer hohen Majestät zu bestätigen.

## 14.

Mit erhobenen Augen, halbverdroßen, herunter zu blicken, dankte sie ihnen, in ihrem eiteln Tone, keine andere Gunst, einer Prinzessin würdig, geruhte sie ihnen zu zeigen, kaum, daß sie sie aufstehen hieß. Ihre Damen und Herren sind unter der Zeit bedacht, sich dem Angesicht der Fremden zu spiegeln: einige kräufeln ihr gelocktes Haar nach Hofesart, einige prangen mit ihren Halskrausen, und andere putzen säuberlich ihren glänzenden Anzug; es ner haßet des andern größern Stolz.

## 15.

Freundlich unterhalten sie alle diesen Ritter, innig froh, mit ihm ihren Haufen vermehrt zu sehen; aber Zwang thut sich ein jeder an, der Duesä alle Gefälligkeit und feine Artigkeit zu bezeigen: denn sie kannten sie weiland schon an diesem Hofe: jedoch der wackre Feenritter sahe mitten unter dem Schwarm mit

mit seinem ritterlichen Blick all' ihre Herrlichkeit für eitel an; sah den zu übertriebenen Stolz dieser großen Prinzessin, die einem fremden Ritter nicht eine bessere Geberdung gönnte.

## 16.

Pldßlich erhob sich von ihrem stattlichen Platz die Königliche Dame und rief nach ihrer Kutsche; alle stürzten heraus, und sie mit fürstlichem Schritte, wie die schöne Aurora in ihrem Purpurmantel, aus dem Osten den dämmernden Tag ruft, so trat sie heraus: ihr Glanz leuchtete weit umher; Haufen Volkes, die in der Halle sich drängten, ritten einer den andern um, sie anzugaffen: ihr glorreicher Schimmer und ihr Licht blendete aller Augen,

## 17.

So trat sie hervor und stieg in ihre Kutsche, die mit Gold und bunten Kränzen geschmückt, so frisch wie Flora in ihrem Frühling, an königlichen Kostbarkeiten gleich zu thun strebte dem goldnen Wagen der großen Juno, welche, nach der Sage, die Götter stehend anstarren, wenn sie in Jupiters hohen Pallast über des Himmels erzgeplasterte

Straße fährt, von schönen Pfauen gezogen, die den Stolz hoch treiben, und ihre Schweife von Argus Augen voll, weit auseinander spreiten.

## 18.

Diesen aber zogen sechs ungleiche Bestien, auf welchen ihre sechs weise Räte ritten, jedes, ihren bestialischen Befehlen zu horchen gewohnt, jedes mit Eigenschaften, die sich zu jener ihren Characteren paßten. Von denen der erste, welcher die übrigen aufführte, der schmutzige Müßiggang war, der Sünde Pflegvater; auf einem trägen Esel, den er sich ansehe, ritt er, in schwarzer Kleidung und einem Haupttuche, gleich einem heiligen Mönche, der zur Messe geht.

## 19.

Und in der Hand trug er immer sein Gebetsbuch, das sehr begriffen war, las aber wenig darin. Denn Andacht macht ihm wenig Kummer; er war immer im Schlaf versunken und die meisten seiner Tage todt: kaum mocht' er einmal sein schweres Haupt aufrichten, zu sehen, ob es Tag war, oder Nacht. Man kann vermuthen, der Bager



wurde sehr schlecht geleitet, da so einer den Zug anführte, der nicht wußte, obs gerade oder schief ging.

## 20.

Weltliche Sorgen ließ er nicht an sich kommen, und schenkte männliche Geschäfte sehr. Für jede Verrichtung trieb er Entschuldigung auf, seine Betrachtungen nehmlich. Doch übrigens verbrachte er sein Leben in zügelloser Schwelgerey, die ihm beschwerliche Krankheiten schafte, denn durch üble Lebensart regierte beständig in seinen unlustigen Gliedern ein schütterndes Fieber. So ein Mann war der Müßiggang, der erste dieser Bande.

## 21.

Und ihm zur Seite ritt ekelhafter Schlemmer, ein ungestaltetes Geschöpf, auf einem unflätigen Schwein. Sein Baust war von Unmäßigkeit aufgebläht, und vom Fett waren seine Augen verschwollen; und gleich einem Kranich, war sein Hals lang und fein, durch den er ohne Maaß Gerichte verschluckte, dafür das arme Volk oft Mangel litt; und, gleich einer viehischen Bestie, brach er sich den ganzen Weg über aus seinem Schlunde, daß ihn alle verabscheuten.

In grüne Nebenblätter war er gar schicklich gekleidet, denn andre Kleider konnt' er vor Hitze nicht tragen; und auf seinem Haupte trug er einen Epheukranz, unter welchem in starken Tropfen sein Schweiß herabrieselte: während er ritt, aß er immer was; und in seiner Hand hielt er eine Trinkkanne, woraus er so oft schlurste, daß sein trunkener Körper sich kaum auf seinem Sitz aufrecht halten konnte; an Leib und Leben, mehr einem Ungeheuer, denn einem Menschen gleich.

Untauglich war er zu jedem Weltgeschäfte, und eben so unbeholfen zu stehn und zu gehen, ungeschickt zum Rath eines Königes, er, dessen Seele im Fraß und Trunk so versunken war, daß er selten seinen Feind unterschied von seinem Freunde: viel Unge-  
mächtigkeit litte sein blauer Fleischklumpen, und unter seinem Zell ergoß sich eine zehrende Wassersucht, die durch täglichen Uebermaaß immer stärker anwuchs: So ein Mann war Schlemmer, der zweyte dieses Hauses.

## 24.

Und nächst ihm ritt der lästerne Geiße, auf einem härtigen Weisbock, dessen zottlichtes Haar und schielende Augen (Zeichen der Eifersucht) diejenige Gestalt nachahmten, die er trug: der rauch und schwarz und garstig, so nicht ansah, daß er die Augen der Schönen reizen könnte; dennoch ward er oft von Damen sterblich geliebt, wenn schönere Gestalten nachstehen mußten: O wer begreift den Schwung einer weiblichen Phantasie?

## 25.

Sehr nett gekleidet in einen grünen Ueberrock, unter dem er seine Unsauberkeit verbarg; und in seiner Hand trug er ein blendend Herz, voll eitel Poffen und Anfangereyen: denn er war falsch und mit Leichtsinne behaftet, und hatte gelernt, mit verstohlenen Blicken zu buhlen, konnte schön tanzen, und verbuhlte Klagen singen, und Glückssagen und in Romanen lesen und tausend andre Künste, seine fleischliche Lockspeise anzukönnen.

## 26.

Ein unbeständiger Mann, der alles liebte, was er sah, und alles begehrte, was er liebte; wollte

sein lockeres Leben an kein Gesetz binden; sondern freute sich schwache Weiberherzen zu versuchen und zu prüfen, ob er sie nicht von ihrer rechtmäßigen Liebe ablenken mochte. Diese Unzucht füllte ihn mit qualender Reue, jener schändlichen Plage, die alle Menschen verabscheuen, die das Gehirn anstrift und das Mark verzehrt. So ein Mann war Geilheit, der dritte dieses ganzen Zuges.

## 27.

Und nach ihm ritt der gierige Geiz, auf einem Cameele, ganz mit Geld beladen; zwey eiserne Kisten hingen an jeder Seite, voll kostbarem Metall, soviel als sie nur fassen konnten; und in seinem Schooße zählt er einen Haufen Münze: denn aus seinem ruchlosen Schatze macht er seinen Gott, und für das Gold verschrieb er sich selber dem Teufel; verdammter Wucher war alle sein Gewerbe; und beydes Recht und Unrecht wog er auf einer Waage.

## 28.

Sein Leben war nah an die Pforte des Todes gerückt; und ein abgeschornes Kleid trug er und gestickte Schuhe; kaum einen einzigen guten Dissen  
koster

kostet' er sein ganzes Leben über, sondern entzog sei-  
 nem Magen und Leib' alles, um seine Säcke zu fül-  
 len und Schätze zu sammeln, und doch hatt' er kei-  
 nen Blutsfreund oder Kind, den er es erben ließ',  
 am Leben. Aber, durch die tägliche Sorge zu ge-  
 winnen, und nächtliche Furcht, zu verlieren sein Ei-  
 genthum, führt er, seines eignen Lebens unbewußt,  
 ein elendes Leben.

## 29.

Das elendeste Geschöpf, dem nichts in der  
 Welt Gnüge that, dessen gierige Lust in der größ-  
 sten Fülle Mangel litt, dessen Bedürfniß Grenzen  
 hatte, nur die Voglerde nicht; dessen Reichthum  
 Dürftigkeit war, dessen Ueberfluß ihn arm machte;  
 der immer gnug hat, und immerdar wünschte: eine  
 heillose Krankheit! und so foltert ihn auch überseht  
 an Hand und Fuß ein schmerzhaftes Podagra, daß  
 er nicht wohl greifen, nicht gehen, nicht stehen  
 konnte. So ein Mann war der Geiz, der vierte  
 von dieser schönen Kuppel.

## 30.

Und nach ihm ritt der boschaste Neid, auf  
 einem gefräßigen Wolfe, und laut' immer zwischen  
 seinen

seinen angefressnen Zähnen eine giftige Kröte, daß alle der Geizer um seinen Gaumen lief; aber inwendig kaut' er seinen eignen Magen über des Nachbars Wohlstand, der ihn immer traurig macht, denn das war sein Tod, wenn er irgend Gutes sah, und weinte, daß er keinen Anlaß zum Weinen hatte: aber, wenn er von Herzeleid hörte, ward er ungewöhnlich heiter.

## 31.

Ganz in einen Kittel von verschossener Seide war er gekleidet, über und über mit Nagen bemahlt; und in seinem Busen lag eine gebäßige Natter verborgen, die ihren Schwanz in viele Ringe krümmt und den tödlichen Stachel einzieht. Während er ritt, knirschten seine Zähne, wenn seine gierige Scheelsucht jene Haufen Goldes sah, und bemurrerte die große Glückseligkeit der stolzen Lucifera und seiner eignen Gesellschaft.

## 32.

Er haßte alle edle Werke und tugendhafte Thaten und eben so den, der dergleichen übte: und wer dem Hungrigen sein Brod mildthätig brach, dessen

fen Almosen klaget er des Mangels am Glauben an: so lehret er jedes Gute zum Bösen: und so thut er auch den Versen eines berühmten Dichtergeistes afterreden, und speyet verächtliches Gift aus einem aussätzigen Munde über jedwede Schrift. So ein Mann war der niederträchtige Neid, der am Muder der erste saß.

## 33.

Und ihm zur Seite reitet der trohige, rache-  
gierige Zorn, auf einem Löwen, den es verdroß,  
sich leiten zu lassen; und in seiner Hand trägt er ei-  
nen Brand, den er um sein Haupt herumschwenket:  
seine Augen sprühen feuerrothe Funken, und starret  
alle stier an, die ihn anschauen, wie eine Eiche,  
bleich von Farbe und Todtenbläß; und seine Hand  
hielt er immer an seinen Dolch; von hastiger Wuth  
zitternd, wenn Cholera ihn anschwellte.

## 34.

Sein rothes Kleid war ganz mit Blut besleckt,  
das hatt' er zerschliht und in Lappen zerrissen, wenn  
er aus unbedachtsamen Jachzorn wüthete: denn über  
seine Hände hatte er keine Gewalt, schonte kein  
Blut

Blut in seiner Rache: aber, wenn sein tobender Eifer vorüber war, dann wollten ihn oft seine Grausamkeiten reuen: und doch wollte der Hart Sinn niemals vorhersehen, wieviel Unheil seinem unbehutsamen Ungestüm folgen dürfte.

## 35.

Sehr viel Unheil folgte dem grausamen Zorn; abscheuliches Blutvergießen und aufrühriger Streit, unmännlicher Mord und ungezügelter Unfug, bittere Verachtung, sammt des Grolles rostigem Messer, und fressender Gram, der Feind des Lebens: Alle diese und viel Uebel mehr begleiteten den Eifer, die schwellende Wuth, und der unbändige Wahnsinn, der schüttelnde Schlag, und der Rothlauf. So ein Mann war der Zorn, der lehte von diesem heillosen Geschlepp.

## 36.

Und nach allen diesen kam auf dem Wagenbaum Satan geritten, eine scharfe Geißel in der Hand, womit er vor sich her das lästige Gespann anpeitschte, so oft als der Müßiggang im Kothe stehen blieb. Gewaltige Haufen drängten sich um sie an,



an, vor Freude jauchzend, und vor ihrem Zuge her hatte ein dicker Nebel alles Land bedeckt, und unter ihren Füßen lagen todte Schädel verstreut und Menschengebeine, davon das Leben entwichen war.

## 37.

So zogen sie auf in dieser artigen Manier; um Erquickung der freyen Lust zu schöpfen und in frisch beblühten Gefilden sich zu erlustigen. Unter den Uebrigen ritt jene falsche Schöne, die schändliche *Dueña*, nächst an dem Sitze der stolzen *Lucifera*, als eine von dem Gefolge: aber der edle Ritter wollte sich so nahe nicht zeigen, entfernte sich von ihrer eiteln Freude, ihre Gesellschaft schien ihm sehr unanständig für einen wackern Juncker.

## 38.

Nachdem sie so eine Weile sich erlabt hatten, und mit Wollust den Athem der Felder eingesogen, so kehrten sie in den fürstlichen Hof zurück: allda sie einen irrenden Ritter in Waffenrüstung mit einem heidnischen Schilde, worin mit rothen Buchstaben *Sansjoy* geschrieben war, antrafen, er war eben angelangt: Entflammt von Wuth und troziger Kühnheit

heit schien er im Herzen feindselige Gedanken zu hegen, und blutige Rache in seiner bittern Seele zu nähren.

## 39.

Der, als er den beschimpften Schild des erschlagenen Sansfoy erblickte, und den nehmlichen Knappen des Hecuritters, der ihm entdeckte, daß dieser vor kurzem seinen ältesten Bruder zernichtet hatte, lief ganz flammend von Wuth auf ihn zu, und riß eben jenes beneidete Pfand des glorreichen Sieges, ihm vor den Augen weg: aber dem Elfiritter, der diesen Kampspreis sich zueignete, verdroß es, den Lohn, den er im Streit gewann, fahren zu lassen; und ergrimmt auf ihn zufahrend, riß er wieder an sich die edle Beute.

## 40.

Darauf begannen sie sich hitzig anzurennen, zu einem furchtbaren Gefechte fertig, und stießen Schild an Schild, und schwenkten ihre Schwerdter in der Luft, daß mit ihrem Aufruhr sie das ganze Gefolge beunruhigten; bis die große Königin bey beständiger Angst eines hohen Mißvergnügens, das erfolgen

müch

möchte, ihnen Befehl gab, ihr Toben einzustellen: und ob der oder der Recht zu dem Schilde hätte, sollten sie nächsten Morgen im Zweykampf ausfechten.

## 41.

Ah theuerste Dame (sprach dann der kühne Heyde) verzeih den Fehltritt eines tobenden Mannes, den sein großes Veld vergessen ließ, den Zügel der Vernunft zu halten, da er diesen weichlichen Ritter sieht, nicht Ritter, sondern Verräther, voll falschen Hoffes und schimpflicher Hinterlist, der durch Ränke den herzhaftesten Ritter, der jemals im Kampfe focht, erschlagen hat, eben den wackern Sansfoy (o wer kann sich da zähmen?) dessen Schild er, die Kränkung noch mehr zu häufen, umgekehret trägt.

## 42.

Und die Glorie seiner Ränke zu vermehren, ist nun seine theuerste Liebe, siehe, die schöne Fiedessa, da in den Händen des losen Verräthers, der die von seinem Feinde gesäete Frucht einsamlet, im blutigen Felde gesäet, und mit Blut und Schweiß erkaufet: das soll nun Bruders Hand theuer genug vergelten: So sey es, o Königin, erzeigt uns beyden

gleiche Gunst; ihm antwortete der erzürnte Elfmittler wenig; denn nie war er gesonnen, sein Recht mit Worten, nein mit Schwerdt zu schützen.

## 43.

Warf aber seinen Handschuh hin als ein heiliges Pfand, daß er seine Sache folgenden Tag im Kampf versuchen würde: So gesinnt, gingen sie voneinander, mit Herzen gewehet zur Rache, jeder an seinem Gegner. Sie brachten diese Nacht in Lust und Freude zu, mit Schmausen und Artigkeit, Ball im Saal und in der Halle; denn übermäßige Schlemmerey war der Erzhente, der aus seiner Gülle allein einöß: das war vollbracht, und der Kammerherr, Müßiggang, berief sie zur Ruhe.

## 44.

Jetzt, da die dunkle Nacht ihren kohlschwarzen Vorhang über den hellsten Himmel ausgespreitet, lagen die streitbaren Juncherren auf ihren weichen Faubetten, und jagten von ihrem verdrosnen Auge den Schlaf weg, um die Mittel des gehosten Sieges zu überdenken. Nun aber, da Morpheus mit dem bleyernen Scepter jene ganze Hofgesellschaft eingeschla-

geschickfert hatte, stand Duesfa von ihrem Lager auf, und schlich mit leisem Schritt in des Heyden Kammer.

## 45.

Den findet sie ganz wach, in hitziger Unruh, indem er aussann, wie er seinen Feind zernichten möchte, und sie unterbricht ihn mit einer scheinbar lassenden Anrede: ach, theurer Sansjoy, nach Sansfoy mir der theuerste, du, Ursache meines neuen Grams, Ursache meiner neuen Freude; Freude, daß ich sein Ebenbild mit meinen Augen sehe, und Gram, wenn ich gedenke, wie ihn sein Feind auftrieb, ihn, der die Blume der Schönheit und der Mitterschaft war; sieh, ich, seine Sidessa, stieh zu deiner verschwiegenen Treue.

## 46.

Mit artigen Worten sagt' er ihr freundlichen Willkomm, und bat, ihm ihres Herzens Heimlichkeit zu sagen. Dann sprach sie, leise seufzend, ich lerne, daß ein wenig Süss oft mit viel Bitter gemischt wird: denn seitdem meine Brust mit dem Pfeil der Liebe gegen den theuren Sansfoy durchbohret

ward, hatt' ich keine frohe Stunde, sondern verzehrte mein mattes Herz in ewigem Gram, ich, der ihn aus allen Kräften liebte; und seinethalben litt ich, schweren Kummer ohne Zahl.

## 47.

Zulezt, da ich alle Gefahr vorüber wähnte, und die Früchte meiner Sorgen einzuernnden hofte, gerieth ich unbewußt in neue Trübsal durch diesen Verräther, der unwerth den werthen Schild von jenem trägt, den er mit böbischer Hinterlist erschlug, und in die schimpfliche Gruft brachte. Mich blöde Magd, mich führt' er mit sich weg, und seither hielt er mich immer in dunkler Hhle versperrt; denn ich wollt' ihm das nicht verstaten, was ich dem Sansfoy gab.

## 48.

Seitdem aber eine liebe Sonne diese trübe Wolke zertheilt hat, und meinem laßen Leben nun einiges Licht aufgeht, will ich unter euren Stralen mich vor dem furchtbaren Sturm seines feindseligen Häßes sichern; euch, als dem rechten Erben gehört des Bruders Dank; ja euch gehört auch seine Liebe:  
laßt

laßt seine Liebe nicht, laßt seinen ruheleeren Schatten nicht ungerochen; er ruft zu euch hinauf, von den geschlängelten stygischen Ufern, wo er ohn Ende umher irt.

## 49.

Hierauf sagt' er, schöne Dame, laßt euch nicht vergangne Sorgen quälen; ihr Schmerz ist mit ihnen verschwunden: auch gegenwärtige Gefahr laß euch nicht ängsten; denn unnöthige Furcht thut nimmer frommen, und um hilflosen Zufall lohnt nicht zu trauern. Todt ist Sansfoy, die Leiden seines Lebens sind vorbei, obgleich sein trauriger Geist innig um Rache winfelt: Er lebt, der seine letzte Gebühr ihm bezahlen, und des schuldigen Elfs Blut ihm opfern soll, ohne Verzug.

## 50.

Ach! aber ich fürchte, sprach sie, die leichtsinnigen Launen des falschen Glücks und das ungleiche Spiel der Waffen. Warum Dame (sprach er) was kann da wohl ungleich seyn, wo beyde gleichartig fechten, beyd' auf Sieg oder Fall? Gut, allein (sprach sie) er trägt einen bezauberten Schild und

auch beherte Waffen, daß den Mann, der sie schwenket, nichts durchdringen, nichts verwunden kann. Bezaubert oder behert (erwiderte jener hitzig) ich achte das nicht ein Haar, ich mag dergleichen nicht hören.

## 51.

Allein, schöne Fidessa, weil euch des Glückes Trug, oder Feindes Macht einmal gefesselt hat, so kehret, von da ihr kamt, zurück und ruht ein Weilchen, bis nächsten Morgen, bis ich den Elf besiege, und euch des todtten Sausfons Morgengabe schencke. Weh mir, das ist, sagte sie, ein doppelter Tod, durch des stolzen Feindes Anblick meine Sorge zu erneuren; doch, wo ich auch seyn mag, soll euch mein geheimer Beystand folgen. So ging sie hinaus, und gehorchte ihm.

(Die Fortsetzung folgt künfftig.)



## Der May, ein Landsied.

---

**W**inter ist vorbei,  
 Komm, o Freund, wir warten!  
 Komm herab, o May,  
 Auf die Felder!  
 Thur und Wälder,  
 Lust und Erde schaffe neu.

Winter hat verzehrt,  
 Was wir aufbewahrten;  
 Winter hat geleert  
 Faß und Speicher;  
 Feld und Sträucher  
 Hat des Winters Grimm verheert!

Laß, Freund May, o laß  
 Dich von uns erbitten!  
 Frisch und kühl und naß  
 Komm hernieder!  
 Fülle wieder  
 Feld und Wald und Scheun' und Faß!

R — dt.

## Auf ein kleines Landhaus im Walde.

Beglückt! deß Aufenthalt  
 Ein Wald, wie dieser Wald,  
 Ein Dach, wie dies von Moos  
 Gesichert ohne Schloß;  
 Wo dich bey Tag und Nacht  
 Dein treuer Hund bewacht;  
 Kein Räuber ihn bespricht,  
 Kein Fremder ihn besticht;  
 Er bellt den goldnen Beck  
 Und den Schmarozer weg.  
 Gewattem nur und mir  
 Vergönnt er sein Revier,  
 O seliges Revier,  
 Wie athmet Freiheit hier!  
 Hier, wo die Kürbiswand  
 Dein Fenster überspannt;  
 Wenn heiße Sonne sticht,  
 Stricht hier die Sonne nicht.  
 Ein schiefer Baum beschirmt  
 Dein Strohdach, wenn es stürmt.

Am dicken Balken baut  
 Die Schwalbe ganz vertraut;  
 Und nie Jahr ein, Jahr aus  
 Vergißt sein altes Haus  
 Der fromme Storch, und mehret,  
 So oft er wiederkehret,  
 Dir deinen Hof und Stall  
 Und deiner Kinder Zahl;  
 Vom Blitz, so lang' er wohnt,  
 Bleibt dir dein Dach verschont,  
 Und wenn ja Unfall dräut,  
 So warnt er dich bey Zeit.

O, unter diesem Dach,  
 Wo mir der muntre Tag  
 Im Scherz vorbeigelacht,  
 Beschleich' mich auch die Nacht.  
 Vergebens winkt sie mir  
 Zur Stadt; mein Bett ist hier,  
 Hier, wo am schwarzen Heerd  
 Das Grillchen ungestört,  
 Mir und dem lieben Wirth  
 Ein Lied zum Schlafe girt.

R — dt.

## Die Kleinen Mädchen.

---

**I**hr Freunde, nehmet eurer Herzen wahr,  
 Ich sag' es euch, hier ist Gefahr!  
 Traut nicht, mit diesen Kindern viel zu scherzen;  
 Seht nicht die Zaubermädchen an!  
 Ein Blick; so ist's um euch gethan,  
 Und weg sind eure Herzen.

Mir selbst gings so! ganz unbedacht  
 So wie der Knabe nach der Puppe gast,  
 Sah ich der Kleinen dort in ihre losen Augen,  
 Huy! dacht ich, diese sollte bald,  
 Wär sie erst sechzehn Sommer alt,  
 Für manchen Wiedermann zur Puppe taugen. —

Weg hatt' ichs! hurtig schoß  
 Von Liebesgöttern, klein und groß,  
 Ein ganzer Schwarm auf mich hernieder.  
 Sie fingen mich, und nahmen mich,  
 Und banden mich, und warfen mich  
 Zu ihren Füßen nieder.

Lilienthal.

---

## Der Dichter und Amor.

---

Der Dichter.

Wer pocht so spät an meine Thür?

Amor.

Nur aufgemacht dem Vater Bacchus hier,  
 Und mir Gott Amorn — hurtig aufgemacht!  
 Wir irren schon die ganze Nacht,  
 Sind müd und matt und dürsten sehr  
 Und finden, hoffen wir, bey dir Gehör,  
 Und wollen uns von Durst und Müdigkeit erholen.

Der Dichter.

Ihr in mein Haus — ihr durstigen Brüder, ihr?  
 Fort, fort mit euch! — was sollt ihr mir?  
 Brauch eurer nicht! Apollo ist mein Gott,  
 Sieht mir mein Musenpferd, das geht in vollem  
 Trott  
 Mit mir durch hohe Epopöen,  
 Stets Himmeln zu den bestirnten Höhen.

Amor.

---



---

 Amor.

O! Thor, willst ohne uns ein Dichter seyn?  
 Ein Dichter ohne Lieb und Wein? —  
 Fühlst nicht Cythereens allgewaltige Lust,  
 Nicht hohen Götterrausch in deiner Brust?  
 Geh! ewig sollst du Wasserepopeen dichten,  
 Dich sollen Kritiker und Kritikalier richten.  
 Wir aber kehren wieder heim  
 Zu unserm lieben Bruder Gleim,  
 Der läßt uns mitten in der Nacht herein,  
 Und dafür wird Unsterblichkeit ihn lohnen.  
 Komm, Bacchus, heute oder morgen früh,  
 Sind wir in seinem kleinen Sanssouci.

Ellenthal.

---



---

 An Herren Doctor H—.

Herr Doctor im Gebiete  
 des Amors und der Musenschaar!  
 eilt noch nicht fort; habt erst die Güte,  
 nehmt meinen Gruß zum neuen Jahr

an Thomson mit, der Haselhühner  
 zum Feiertage schießen soll;  
 er ist ja euer Freund und Diener,  
 ist nicht für euch geheimnißvoll,  
 läßt euch oft meine Briefe lesen  
 und sagt, daß er mich liebt und schätzt.  
 Sagt aber nicht, ihr wär't bey mir gewesen,  
 O Mein! ihr habt mich weit den andern nachgeseht,  
 den Namlern und den Wendelsohnen,  
 die in der großen Stadt Berlin  
 bewundert und verehret wehnen.  
 Mir ward die Ehre nicht verliehn,  
 hätt ich euch nicht von ohngesähr getroffen  
 bey'm Menschenkenner Chodowick,  
 so dürst ich euren Gruß nicht hoffen,  
 ihr kämt nach Königsberg zurück  
 und sprächt, ich hab sie nicht gesehn.  
 Der Zufall half euch blos dazu;  
 zwar sollte der Besuch hernach geschehen,  
 ich hoste von der Morgenruh  
 bis auf den Abend, daß ihr kämet;  
 umsonst, ihr kamet nicht, mein Herr.  
 Ja, wänn's ein schönes Mädchen wär,  
 da lohnte sich daß ihr die Müß euch nähmet  
 zehn Häuser weit zu ihr zu gehn:

die Karschin ist schon abgetragen  
wie euer Kelsrock, ist weder jung noch schön;  
was hatte man nach ihr zu fragen?

„Ist das ihr wahrer Ernst, Madam?

„Wie? wollen sie mich beim Apoll verklagen?

So höre ich euch Herr Doctor fragen,  
und will euch nur zum Schluß sagen,  
daß ich im Ernst nicht böse bin;

Ihr sollt mir nur den Thomson freundlich grüßen  
und auch den H—g, dessen Sinn  
sich nicht zur Heirath kann entschließen.

Herr Doctor! dies bestellte für eure Dienerin.

Berlin

A. L. Karschin.

den 11. December 1777.

## An Venus.

Wend', o Cypris, wende  
dein herzverwundendes Geschöß!  
grausamtödtender waren  
die rachersehten Pfeile nicht,  
welche die Töchter Niobens trafen.

Siehe,



Siehe, Göttin der Liebe,  
 mein Herze blutend, feberblaß  
 meine Wangen, und kraftlos  
 mein hingewelltes Weein,  
 ähnlich der Birke am jäh'n Abhang',

Wie die Seele mir zitternd  
 auf nassen Augewimpern schwebt!  
 wie mich Furien schrecken,  
 wenn um sich her mein Auge schaut,  
 wenn sich zum Schlummer mein Auge  
 schließet!

Wend', o Cypra, wende  
 dein herzverwundendes Geschoss!  
 denn ein zärtendes Schicksal  
 wirft Berge, wirft die Blut der See  
 zwischen Elisen und mir auf ewig.

B.

---



## Inhalt.

	Seite.
Spensers Feyerknigh, Zweiter Gesang. —	281
— — — Dritter Gesang. —	304
— — — Vierter Gesang. —	325
Der May, ein Landlied. — —	351
Auf ein kleines Landhaus im Walde. — —	352
Die kleinen Mädchen. — —	354
Der Dichter und Amor. — —	355
An Herren Doctor H —. — —	356
An Venus. — — — —	358



Das  
preussische Tempel  
Sechstes Stück.

---

Junius 1781.

---

---

Amynt und Elise.

---



Ungefällige, Mutter der Erden, o Liebe,  
Des Höchsten ersigebornes Kind,  
O wende dich her von jenen himmlischen  
Ephären  
Zur Erde, das frühesten von allen Gelübden zu  
hören;  
Die flehet Elise, Die schwöret Amynt!  
O pflanze dich zwischen Ihn und Elisen,  
Bis Mangel an Nectar und Küssen beginnt,  
Und fühle Dich in Ihrem Kuß gepriesen!

Ihr, von Wonnen Elysiums trunken, o  
schenket  
Ihr selbst, uns Nectar und Frölichkeit ein,  
A a Erweh

Erweitert den Saal dem Lachen, den Scherzen und  
Küssen,

Die sich von Gast zu Gast elektrisch ergießen!  
Du Liebe, magst mitten schon unter uns seyn;  
Ja, dorten, ja zwischen Amynt und Elisen  
Berrubst Du, gesehen von Ihnen allein,  
Und fühltest Dich in Ihrem Kuß gepriesen.

Sage, drohest Du noch, von hinnen zu fliehen?  
Zu fliehen die Erde, Dein väterlich Land?  
Weil unser Geschlecht von entarteten Töchtern und  
Söhnen

Durch Leichtsinm im Lieben, Dich, Liebe, nur höhnen?  
Weil alle voll Geiz, und eitalem Tand,  
Verschlossen dem Reize des sitlichen Schönen,  
Und nur mit dem Lesen der Liebe bekannt,  
Die wahre Wollust von der Weisheit trennen?

Ach! verließest Du Göttin die Erde: dann  
flöhe

Mit Dir zugleich der blumichte May,  
Die Scherze, die Küsse, die Schaam, die Rosen  
und Myrthen  
Das Lächeln, die Lieder des Dichters, die Spiele  
des Hirten,

Die

Die Schwingen des Denkens, die Charis, die Treu;  
 Nur Meyneid und Taumel und lästern Sitten  
 Und Ekel und gährende Phantasey  
 Die blieben nur, den Erdkreis zu zerrütten.

Aber, sage, wo fändest Du legend ein  
 Ländchen,  
 Das nie sich gegen Dich, Liebe, vergieng?  
 Zwar ladet Dich dort zu seinen harmonischen Gleisen,  
 Wo Sphären an Sphäre Dich, Allgefällige, preisen,  
 Der Aeher; da leitet Dein freundlicher Wink  
 Die Erden und Sonnen im friedlichen Reithen,  
 Und hurtig beschließet am goldenen Ring  
 Saturn der Alte selbst den langen Reithen.

Doch ein besserer Sohn, und wär es nur  
 Einer,  
 Ein Sohn aus jener goldenen Welt,  
 Wo Liebende nur den Geillen der Liebe gehorchten,  
 Und Götter sich frey mit irdischen Töchtern versorge  
 ten,  
 Ein Jüngling, der Liebe mit Weisheit vermählt,  
 Der preiset Dich mehr, als alle gewaltige Kreise  
 Der Sonnen und Monden, wo keiner verfehlt  
 In ihrem slavischen, gemessnen Gleise.

Ja, ein weiserer Sohn, getreue der Schönheit,  
 Die ihm Natur in die Seele gemalt,  
 (Er suchet sie, lange getäuscht von hundert Ge-  
 stalten,  
 Und fühlet sich endlich von Einer auf ewig gehalten,  
 Und fühlet sich freyer in ihrer Gewalt,)  
 Kann dieser, wenn tausend Narren dich höhnen,  
 Dich, Allgefällige Götin, nicht bald  
 Mit diesem ganzen Narrenrund verschöuern?

Drum, Du Tochter des Himmels, Du Mutter  
 der Erden,  
 Noch immer bleibe die Erde Dein Thron!  
 Denn lachet Dir dort im Wirbel harmonischer  
 Sphären  
 Ein zärtlicher Bündniß, als diese Lippen Dir schwö-  
 ren?  
 Hoff alles von Deinem gefälligen Sohn,  
 (Er schwört es am Busen seiner Elisen)  
 Hoff edle Geschlechter von Ihnen zum Lohn,  
 Und fühle Dich in diesem Lohn gepriesen.

K — dt.

## Ueber die preussische Dichtkunst.

---

Preußen verläugnet nicht, so viel Gelegenheit es dazu hätte, seine Stiefmutter Deutschland: Denn es bleibt wahr, wir oder unsere deutsche Väter, haben die Preußen samt ihren Wäldern niedergesehen; haben deutsche Wohnungen längst den Ufern des Beltes und der Odrusteinküste hingepflanzt; haben auf Mutter Befehl Preußens Götzen zerstört, und unsre Kreuze und Altäre aufgerichtet; haben, ihrer Grausamkeit gehorsam, die Sprache und Denkmäler der Esthen und Schmen mit diesen zugleich ausgerottet, und unsre Sprache eingeführt; haben jener ihrer Aristokratie in deutsche Lehnsheerschaft verwandelt. Und nun wäre es zu spät, uns aufzulehnen und zu sagen: wir sind Preußen; und lächerlich, wenn wir es beweisen wollten; am lächerlichsten, mit Versen; ohne preussische Sprache, ohne Waidelotten und Lichen, ohne einen Waidewut uns einer preussischen Dichtkunst anzumasten.

Die Geschichte der Dichtkunst kann also wenig oder gar nichts von einem Vorberichte über preu-

fische Dichter erwarten, wenn sie nur das wissen will, was einem ächten Preußen bloß angelegen wäre. Denn Preußen ist, wie gesagt, keine eigene Nation mehr. Aber was einen Deutschen angeht, davon kann sie etwas mehr erwarten. Doch nicht zu viel. Denn Preußen ist nicht ganz Deutschland; ist nur eine abgelegene Kolonie, höchstens eine Provinz der Deutschen. Das ist sie seit der Eroberung der Ordensritter, von da sich auch die gelehrte Geschichte der Preußen, wenn es eine giebt, anfangen muß.

Die französische Poesie mag so viel Raum in der gelehrten Geschichte einnehmen, als sie will: so würde doch Lothringen, oder eine andere Provinz an den pyrenäischen Grenzen einen armseligen Platz behaupten, wenn sie ihre Geschichte von der Geschichte Frankreichs trennen wollte, um diesen oder jenen einzelnen Dichter aufzuweisen; noch unbilliger wäre es, wenn man sie dazu nöthigte, um ihre Fruchtbarkeit an Köpfen darnach zu beurtheilen. Unter dieser Einschränkung kann es Preußen noch immer, nicht mit ganz Deutschland (das überfliege noch die stiefmütterliche Unverschämtheit seiner Mütter, die ihren Esau nicht erkennen will) aber mit einzelnen Provinzen Deutschlands kann es wohl aufnehmen; etwa mit



mit Schlesien, Bayern, Franken und andern, ein Paar ausgenommen. Denn was konnte Preußen bei seiner Entfernung von Deutschland mehr thun, als, daß es in der Kultur der Wissenschaften, die es von den Deutschen empfing, seinen Führern immer auf dem Fuße nachging; aber in der Stille.

Im dreizehnten Jahrhundert, als die Ritter in Preußen eindrangen, war vor der Unruhe des blutigsten Krieges, weder Stille noch Zeit, um an Wissenschaft, am wenigsten an Reime zu denken. In Deutschland selbst ging die Poesie in den schwäbischen Dichtern allmählig mit Tode ab. Die lateinische Litaneyen, welche in der damaligen Kirche gesungen wurden, wollen wir nicht nennen. Ehe noch die Mönchsverse, die wir noch hier und da in Klöstern, Kirchen, an Schlössern und Thoren, die damals in Menge gebaut wurden, eingegraben finden; für ihr Zeitalter und ihre Verfasser wichtig genug; für uns abgeschmackt.

Im folgenden Jahrhunderte, da schon mehr Ruhe war, stiftete sich ein preussischer Geistlicher schon ein beßer Denkmal; Nicolaus Jeroschin, der 1331 sich die Mühe nahm, Ditsburgs Geschichte,

die, da sie mehr Fabel als Geschichte ist, viel poetischen Stoff hat, von Anfang bis zu Ende deutsch zu versificiren. Man findet von diesem Werke ausführliche Nachricht in den preussischen Sammlungen. \*) Die Gestalt der damaligen Sprache zu kennen, kann es sehr dienen. Es munterte der damalige Hochmeister die Verskunst sehr auf, Luder, Herzog von Braunschweig, der in höchst eigener Person das Leben der heil. Barbara besang, welches aber verlohren gegangen. Er war auch der Patron eines andern Poeten, dessen Namen sich verlohren hat, aber sein Werk nicht. Denn wer da will, kann noch das Buch Hiob, des Märtyrer Barlaams Leben, und das Buch Daniels in deutschen Reimen lesen. \*\*) Auch Wigand von Marburg oder von Wartenburg, deutscher Ritter, setzte den Jeroschin fort, und rechte die preussische Geschichte bis aufs Jahr 1394 in deutschen Reimen aus. Schütze hat davon in seinen Chronicken noch einige Fragmente aufbehalten.

Die großen Kriege des Ordens mit den Litthauern und Pohlen, die Misheiligkeiten unter den Rittersn

\*) Tom. II. S. 63.

\*\*) Auf der königlichen Schloßbibliothek auf Pergament in Folio.

Mittern selbst, und die innerlichen Empdrungen der gedruckten Preußen, von denen sich auch ein Theil der Herrschaft des Ordens entriß, fülleten belnahe das ganze folgende Jahrhundert aus; und während der Zeit schwiegen die Mufen.

Mit dem sechszehnten Jahrhunderte war Preussen eines der ersten Länder, welche an der Verbesserung der Kirche und der damit verbundenen Ausbreitung der Wissenschaften Antheil nahmen. Die durch Albert 1544 errichtete Universität bekam an Sabin, einem Schüler Melanchtons, einen guten Dichter, der aber nach der Mode seiner Zeit nur lateinisch dichtete. Deutsche Dichter waren damals nur Dichter für Layen. Deutsch zu dichten hielt keiner der Nothwendigkeit, als nur wenige, die den Ruhm, im Gesangbuche zu stehen, und in dem Munde der Christen gesungen zu werden, und himmlische Klammen in die Seelen der Kinder Gottes zu singen, für den größten Ruhm hielten. Luther lies sich diesen Ruhm gewiß nicht nehmen; und er fand noch bei seinem Leben in Preussen Mitarbeiter, deren er sich außerordentlich freute. Es ist das Heyl uns kommen her: dieses Lied von D. Paul Speratus, preußischen Bischof in Pomesan, der 1557 starb, erregte Lutheru

solche Freude, daß, als er es einen Bettler unter seinem Fenster singen hörte, er heraus lief, und sich etlichemal vorsagen und vorsingen lies. Noch mehrere Lieder desselben Verfassers, voll Nachdruck und ernstest Andacht, stehen noch in den preussischen Gesangbüchern; Joh. Poltander sonst Graman genannt, Pfarrer der Altstadt, der 1740 starb, hat eben da seinen Ruhm gestiftet; und Artomedes. Zur Ehre dieser Männer wollen wir den Feberabend mit seinen Rhythmen und Lobwasser mit seinen Psalmen vergessen. Leider auch Preussen!

Beiträge zu dieser unvergänglichen Blumenlese christlicher Gesänge, die nicht für ein Jahr geschrieben ist, lieferten auch im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts noch vor Dachen: Bernh. Derchau, Petrus Hagen, (vielleicht der schlechteste unter den übrigen, ob er gleich Rektor der Cathedralschule war, und nachmals Gräflich Erpachischer Rath und Amtmann zu Dreuberg), und George Werner, Diakonus im Wberricht, der 1643 starb.

Und nun kam Dach, dessen Lieder voll heiligen Feuers, voll kurzer und erhabener Bilder, und großen Gesinnungen, durch kraftvolle Sprache und  
reine

reine Harmonie erhoben, nächst Luthers Liedern, den ansehnlichsten Theil unseres Gesangbuches ausmachen. Ein Zeitgenosse und Freund von Opitz; Lehrer bey der Cathedral'schule, und darauf Professor der Königsberg'schen Universität. Ein Vortheil für seine Lieder war auch dies, daß zwei geschickte Componisten Alberti (dessen eigene Lieder selbst viel werth sind) und Stobäus, des Dichters Freunde waren, und durch ihre kraftvolle Composition sich mit dem Dichter zugleich verewigten. Er ward von allen, die ihn kannten, geliebt; und sein Verdienst wurde auch aufferhalb Preussen geschätzt; so gar von seinem Fürsten Friedrich Wilhelm dem Großen, der ihn mit einem Landgute beschenkte. Eine besondere Vertraulichkeit unter den gelehrten Zeitgenossen unseres Dachs wäre den Gelehrten unserer Zeit anzupreisen; die Vertraulichkeit zwischen Alberti, Dach, Robertin (Regierungssekretär, der durch seine gelehrte Reisen selbst Gelehrter geworden war, und bei dessen Tode Dach das schöne Lied: „Ich bin ja, Herr! in deiner Macht —“ versfertigte) und einem vorzüglichen Mäccenaten, Tribunalsrath Schimmelpfennig, der bei seinem großen Vermögen sich durch seinen Verstand und durch die edelsten Stiftungen verewigt hat, und der in seinem Garten, wo er den Churfürsten, den Fürsten Radzi.

Madziwif und den König von Polen bewirthete, seine gelehrten Freunde alle Woche versammelte: Dach munterte viele auf, den Robertin; Kottgen zum Vergen; Andreas Adersbach; George Wylfus, dessen Lieder wahre Empfindung äußern; Alberti, der in Dachsens Tone sang; Kaldenbach, der im Lehrgedichte Opihens könnliche Sprache glücklich erreicht hat, aber in dem Zuge seiner Gedanken sich zu sehr an dem trägen Leitbände der Gemeinderter hält; Adling, Dachsens Nachfolger in der Profession, und glücklicher Nachahmer seiner frommen Muse. Welche Jubrunft in seinem Liede: „Was soll ich, liebster Jesu, du —“.

Die folgenden Leute ließen sich von der damals herumfchleichenden Sucht poetischer Ekliden anstecken, wovon eine die Pegnitzer Gesellschaft war, und verließen sich in spielenden, geschränkten Wiß, welcher der ganze Maßstab ihrer Schönheit, das Grundgesetz ihres Geschmacks, und das einzige Bestreben ihrer Weltspiele zu seyn schien; welches schon die kurzweiligen Titel ihrer Bücher, die Verkleidung ihrer Namen und die Titulatur ihrer Gesellschaft ankündigen.

Wir schweigen für diesmal von den Progressen des jetzigen Jahrhunderts, und begnügen uns, Willamov, Hermes und Herdern zu nennen.

Klein und unbedeutend ist bei alledem doch die Poesie unseres Preussens gegen Deutschlands seine. Doch für Preussen genug; genug für diese abgelegene Provinz Deutschlands, die lange Zeit nicht wußte, ob sie Polen oder Deutschland angehöre; genug für ein Land, das für den Dichter keinen Wein und wenige Schöden zeugt, und keine Goldminen. Und eben aus diesem Mangel preußisch deutscher Gedichte, hätten wir gern, um unsere Geschichte zu bereichern, schon gern unsere Abkunft vergessen; gern vergessen, daß die alten Preussen und Litthauer Sklavediener und unsre Feinde waren; hätten gern etwas von ihren alten Liedern angeführt. Denn sie sollen, wie Dusburg und Schütze melden, bei ihren Opfern viel gesungen, und bei ihren Gastmahlen beides viel gesungen und getrunken haben; dergleichen bei ihren Hochzeiten und Begräbnissen. Freilich war viel heidnisches in ihren Liedern; und darum haben auch ihre Bekehrer, die Ritter, ihre Lieder mit der Sprache zugleich ausgerottet. Denn die letzte Spur

der preussischen Sprache verschwand schon im vorigen Jahrhundert. Nur an der Litthauischen glaubt man noch die Schwester der ausgestorbenen zu erkennen; an der vornehmlich, die längst der Küste des Curischen Hafes noch gesprochen wird. Und diese Vermuthung bestätigt noch, die der alten Esthen und der jezigen Curischen Litthauer ähnliche Kleidung, Sitten, Gewohnheiten, bei Hochzeiten und Begräbnissen, und die Reste des Aberglaubens, welche Kennzeichen bei aller Veränderung, die das Christenthum und die Regierung gemacht hat, noch sehr merklich sind. Und ist dies: so sind die litthauischen Dainos gewiß die einzigen Nationalstücke unsres Landes; wofür man sie auch schon längst hat gelten lassen. Man sieht an ihnen ohne Mühe die kindische Einbildung; Leidenschaft in Handlung, Erzählung in Scene verwandelt; den freyen Wurf der Gedanken; die nachgebende Behendigkeit der Sprache und des Silbenmaasses; man sieht an ihnen das, was man an Volksliedern zu sehen gewohnt ist. Aber das Nationale ist an ihnen eben so kenntlich.

Sie athmen nicht Kriegeswuth, nicht Blutdurst, streben nicht Rache, überhaupt keine heftige Leidenschaften: denn Litthauer sind keine Skalden.

Nicht



Nicht erhabene Phantasie, nicht große Gefinnungen, nicht Kühnheit in Bildern, Tropen und Figuren; denn Litthauer sind keine Schotten. Sie sind Einfassen fruchtbarer Aecker, fröhlicher Weiden, oder Bewohner süchtreicher Küsten. Ihre Dainos sind also Abdrücke einer trägen, gemächlichen Seele, deren Triebfedern durch abwechselnde Glücksfälle einer kriegerischen Lebensart niemals gespannt worden, einer Seele, die nicht mehrere Kräfte anbietet, als sie zum nöthigsten Unterhalte braucht, um die übrigen Kräfte für die Gresserey, den Trunk und die Liebe zu paven. In diesen Geschäften haben die Ähren Litthauer bekannte Verdienste. Aus allem erkläret sich ihre unablässige Liebe zum Gesang. Denn ihre Lieder, die mehrentheils Liebesangelegenheiten enthalten, sind voll naiver Tändeleiy, voll süßer, schwachtender Grillen, die oft an das Lappische gränzen, wozu ihre Sprache vieles thut, die, so melodiereich und süß, so voll schöner Fügungen und bequemer Participien sie ist, doch für uns Deutsche zu viel Diminutiva hat. Ihr Wohlbesinden, ihre Anhänglichkeit an ihre ruhige, väterliche Verfassung äußert sich ebenfalls in ihren Liedern so wie in ihrem Leben. Denn sie sind dem Heimweh am meisten unterworfen. Dainos müssen uns also wenigstens eben so gefallen, als uns die Liebesan-

---

besatzgelegenheiten eines Lappen oder Amerikaners gefallen haben. Alle diese Stücke sind zwar unbeträchtlich, wenn wir sie mit unserer Kunst und unserer Kultur messen wollen. Aber, je entfernter der rohe Mensch von dem gesitteten ist; um desto mehr wünscht der menschenfreundliche Beobachter zu sehen, auf welche Art sich die menschliche Natur, auch wenn sie vernachlässigt ist, äußere; und freut sich zu seiner eigenen Ehre, wenn er den rohen Menschen noch so findet, daß der Gesittete sich nicht schämen darf, mit jenem zu sympathisiren.

R—dt.

**Zufällige Gedanken,**  
 bey angestellter Untersuchung über den  
 menschlichen Geist;  
 ein Fragment.

— — — pol me occidistis, amici,  
 Non servastis, ait cui sic extorta voluptas,  
 Et demptus per vim mentis gratissimus error.

*Horat. lib. 2. Ep. 2. v. 138.*

von

Friedrich Victor Leberecht Plessing.

**D**ie Ursach warum seit den ersten Zeiten, da die Geisteskräfte des Menschen anfangen sich zu entwickeln, das Forschen nach Wahrheit so viele Irthümer hervorbrachte, hat darin vorzüglich seinen Grund: daß sich die Menschen von jeher zu sehr von der Einbildungskraft leiten — und daher irre führen ließen. Denn durch dieselbe wurden sie bei den Untersuchungen, die ihr Verstand unternahm, in der Wahrnehmung der Dinge getäuscht, so, daß sie sie immer anders sahen, als sie actu existirten. Fortis imaginatio generat casum. — Laodice, ein schönes gri-

chisches Mädchen, war an den Amasis König in Aegypten vermählt: Aber in ihren Umarmungen, sahe er sich den so sehr gewünschten Genuß der Liebe versagt, da er doch (wie Herodot hinzusetzt) sich sonst schon in der Liebe versucht hatte. Von der Vorstellung, was man sonst Nestelknüpfen nannte, eingenommen, hatte er deswegen die Laodice selbst im Verdacht, und drohte sie als eine Zauberin zu tödten. Diese bemühte sich, ihn zu überreden, es sei dies ein über sie beide verhängtes widriges Schicksaal, sie wolle suchen die Göttin der Liebe durch Opfer und Gelübde zu versöhnen. Amasis, voll Glauben hieran, \*) fühlte sich bald in dem Vergnügen, das ihr bisher geflohen hatte. Laodice richtete auch ihrem Gelübde gemäß der Venus eine Bildsäule auf, die noch zu Herodos Zeiten gestanden hat, wie er dies im zweiten Buch seiner Geschichte erzählt.

Lasset

\*) *Homines perturbantur non rebus, sed illis quas de rebus habent opiniones. Epist. Enchirid. Cap. 5* — Voltaire sagt: Il n'ya rien à gagner avec un Enthusiaste. Il ne faut point s'aviser de dire à un homme les défauts de sa maitresse, ni à un plaideur le foible de sa cause, ni des raisons à un illuminé. *Mét. litt. & Phil.* Wer ist wohl mehr unter der Gewalt der Einbildungskraft als diese von Voltaire genannte Gattungen von Menschen?

Lasset uns sehn, woher es kam daß von den ersten Zeiten her die Einbildungskraft einen so mächtigen Einfluß auf unsern Geist hatte, und bei allen Arbeiten des Verstandes mitwirkte. Die Einbildungskraft war von Anfang an, die trauste Freundin der Menschen, die Säugamme ihres Verstandes, der, nur von ihr genährt aus seiner Kindheit heranwuchs. Und was kann eine von unserer Kindheit an innig mit uns Vertraute nicht über uns, da sie so alte und gleichsam geheiligte Rechte über uns hat! — Und so bleibt auch gegenwärtig die Imagination noch immer die Vertraute des Verstandes, so daß er sich bei häufigen Vorfällen von ihren Rathschlägen leiten läßt. Sie ist und bleibt die Vielgeliebte des Dichters; ja, sie gesellt sich auch zum Naturforscher hin, \*) und mischt in seine Beobachtungen und Entdeckungen, über die Geseze, Kräfte und Wirkungen der Natur, einige Erscheinungen aus ihren Weltsphären, als wirkliche Wahrnehmungen; und so stellte sie sich ganz vor den sinnenden Weltweisen hin, und richtete seine ersten Blicke zum Forscheu — führt ihn auch noch in den gegenwärtigen

B b 2

Zeiten

\*) Hat nicht die Imagination bei dem Grafen v. Buffon, diesem großen Mann, in einigen seiner Theorien bisweilen Kolorit oder Zeichnung gegeben?

Zeiten zu so vielen mahlen an ihrer Hand fort aus der Wirklichkeit, in ihre Schöpfungen, wo sie ihn oft die Sphären singen hören läßt, deren göttlicher melodischer Gesang unsern weiland Plato bis in die Himmel entzückte; verstohlen schleicht sie sich zum Geschichtschreiber hin, und drückt ihm ihren zarten Pinsel in die Hand. \*)

Die Einbildungskraft erklärte fast alle Erscheinungen der Natur: Die Systeme der praktischen und theoretischen Weltweisheit wurden aus ihr geschöpft. Pythagoras, Krates, Anaxagoras, Demokrit, Plato, Seneka, Kartesius, Malbranche, Shaftesbury, Rousseau u. s. w. alle diese großen Weltweisen, weissagten durch die Eingebungen, der über sie brütenden Imagination. —

Doch

\*) Bolingbroke sagt: „Unsre großen Gelehrten (er meint die Geschichtschreiber) haben sich mit Fabeln beschäftigt, und thun solches zum wenigsten noch so stark, als unsre Dichter, nur mit diesem Unterschied: daß es für die erstern weit mehr nachtheilig ist, auf welche ich daher billig das anwenden kann, was Seneka von den Dialektikern sagte: Ihre Thorheit ist noch beklagungswürdiger. Jene nehmen es sich vor, sich zu belustigen; diese (die Geschichtschreiber) glauben, daß sie wirklich beschäftigt sind.“ Bolingbroke Briefe, über die Erlernung und den Gebrauch der Geschichte. 2 Brief.

Doch dieser große Einfluß der Einbildungskraft, wird uns weniger Wunder nehmen, wenn wir den menschlichen Geist näher in der Art seines Bestehens, bei der Entwicklung seiner Kräfte, beobachten. — Die Imagination war die Säugamme des Verstandes, durch deren Nahrung er die ersten Kräfte erhielt, daß seine Fähigkeiten sich entwickeln konnten. Sie war es, die die ersten Fibrationen und Spannungen in demselben hervorbrachte, welche so lebhaft und nachdrücklich waren, daß die nachherigen mit diesen erstern in einer steten Association verblieben. Die Begriffe die nach und nach der Verstand sich bildete, stammten in grader Linie hiervon ab: Sie arteten zwar in der Folge etwas aus, wie sich die einer andern Gattung, von der Erfahrung, mit ihnen vermischten, pflanzten aber doch den ihnen von Urzeiten her angeerbten Geschlechtscharakter, in Graden und Nebenlinien, fort — daß also durch alle Zeitsfolgen hin, die Eigenschaften der Stamm-mutter in den Geist derselben übergingen. Als Eingeborne behaupteten sie vest ihre alte Besitzungen, da hingegen denen von der andern Gattung, als Kolonisten, der übrige wüste Grund überlassen wurde, der nur erst nach vieler Mühe und Zeit urbar gemacht werden konnte; ja, sie wurden von den Ein-

geboren als Vagabunden oft geächtet, und sehr unter dem Druck gehalten, daß ihre Vermehrung also nur langsam von statten gehn konnte.

Wir sind jederzeit das Resultat der uns umgebenden äussern Umstände. Den Umständen gemäß, unter welchen die Eindrücke in den ersten Zeitaltern auf die Menschen geschahen, bestanden die Perceptionen des Geistes, nur in Bildern — den aufgefundenen Abdrücken, von den Gegenständen um sie her. Die Imagination mußte also nothwendig diejenige Kraft des Geistes seyn, welche zuerst zur Thätigkeit modificirt wurde; denn sie besteht in der neuen Zusammensetzung von den empfangnen Bildern und der Bemerkung der Empfindungen, die durch jene hervorgebracht werden, damit beide auf einander stimmen.

Wir wissen noch gegenwärtig aus der Erfahrung, daß das Empfindungsvermögen sich zuerst bei den Menschen äussert: Sie werden in den ersten Jahren ihres Lebens, von allen Eindrücken aufs lebhafteste gerührt — und dadurch gleichsam erschüttert. Dies nehmen wir bei noch sehr jungen Kindern wahr. Eben so verhielt sich's auch in den ersten



sten Zeitaltern des menschlichen Geschlechts, wo sich bei demselben nur alles aufs Empfinden beschränkte, und jede Nahrung in diese Kraft überging — und sich zum fernern Wachsthum derselben koncentrirte. Wie heftig das Gefühl bei Kindern ist, zeigt uns die ekstatische Lebhaftigkeit, welche sich in ihren Winken und Gebärden äußert, wenn sie von noch nicht genug gewohnten Eindrücken afficirt werden. Hierbei nehmen wir ein Bestreben an ihnen wahr, diese erregten Gefühle selbst auszudrücken und wieder andern mitzutheilen: Es scheint dies daher ein Bedürfniß der menschlichen Natur zu seyn; und ein gleiches ereignete sich auch bei den Menschen, welche in den ersten Zeitaltern lebten.

Alle Gegenstände und Erscheinungen der Natur, waren ihnen neu und unerhört; denn es war noch keine Nachricht und Geschichte von denselben da, welche ihre Kräfte und Eigenschaften und ihre Ursachen und Wirkungen beschrieben hätte. Sie konnten daher die Dinge noch gar nicht gehörig von einander unterscheiden, kannten die Schranken derselben nicht — und hatten überhaupt keinen Begriff von dem: Was Ursach und Wirkung, Wesen und Eigenschaft ist; so wenig als die Kinder.

Gegenstand erschien ihnen schrankenlos, in der Gestalt des Unermeßlichen, so, daß sie dadurch immer bis zur Ekstase erschüttert wurden — und alles als was höchst seltsames oder ungeheures anstaunten, was sie in verschiedenen Absätzen der Zeit, des Raums und des Orts sahen. Der offene, hellgestirnte Himmel, die Sonne, Sonn- und Mondfinsternisse, brüllende Donner, zerschmetternde Blitze, wüthende Orkane, große Wälder, hohe Berge, tiefe Abgründe, reißende Ströme, das weite offene Meer, wilde Thiere von verschiedner Gattung u. s. w. welche sonderbare, unaussprechliche Sensationen, mußten durch all solche Erscheinungen — durch welche auch wir noch ebenfalls erschüttert werden — in denselben entstehen, da ihnen diese Gegenstände so neu und ungewöhnlich waren, und sie's ihnen auch noch immerfort, durch viele Menschenalter hin so blieben? —

Wegen des dazu in der menschlichen Natur liegenden Bedürfnisses, wurden sie getrieben von allen diesen neuen Gegenständen — die entweder Lust, Freude, Hoffnung oder Furcht, Schrecken, Entsetzen und Erstaunen in ihnen hervorbrachten — und den dadurch erregten Eindrücken, sich die Gestalten und

De

Beschreibungen davon einander mitzutheilen. Die Berichte durch welche sie sich dieses einer dem andern mittheilten, erregten allemal die lebhafteste Aufmerksamkeit, weil sie ihnen wegen der Neuheit stets interessant blieben — indem bei jedem solcher Berichte, einer dem andern eine neue und unerhörte Geschichte zu erzählen hatte. — Dergleichen Erzählungen nun geschahen in den stärksten Bildern, durch sich hervorthuende heftige äussere Bewegungen, Posituren, Mienen und Gesichtszüge, und hoch aufgespannte Töne der Stimme — oder auch durch einige Wortausdrücke, als sie nehmlich schon ansingen, auf die ersten Spuren zur Spracherfindung zu kommen. Der mächtige Drang der Imagination bei ihnen, und die Begierde ähnliche, den ihrigen entsprechende Eindrücke in andern zu erregen, verursachte, daß sie jedes Bild, jeden Eindruck, noch über den Grad der geschehenen Empfängniß bei ihnen, aus sich wieder darzustellen suchten, so weit nur hiezu ihre Zusammensetzungsvermögen hinreichen und Bilder von den Dingen fassen konnte, von welchen die Schranken ihnen noch gänzlich unbekannt waren.

Vermöge dieser durch die Imagination outrirten Beschreibungen, von den Gestalten und Beschaf-

fenheiten der Dinge, pflanzten sich die eben so übertriebenen Eindrücke von denselben, in Zuhörenden mit der äußersten Stärke und Lebhaftigkeit ein, zumal da durch ihre überspannte Einbildungskraft, die Eindrücke von den Beschreibungen der Dinge, sich in ihnen noch über die geschehene Darstellung derselben erhöheten, folglich auch die Stärke der Eindrücke davon, dadurch in ihnen wieder bestimmt wurde. Und aus eben diesem Grund, erzählten wieder diese andern was sie gehört, auch in angebrachten Vergrößerungen, bei denen dann die Reception der Eindrücke ferner noch ebenfalls auf eine höchst überspannte Weise geschah; und auf diese beschriebne Art, ging die Tradition dieser Berichte immer weiter und weiter — in so fern nemlich damals eine Tradition geschehn konnte.

Diese unmittelbaren und hernach durch Tradition fortgepflanzten Berichte, von den Gegenständen und Begebenheiten in der Natur, konnten sich — zugleich nebst denen dadurch zu erregenden Eindrücken — in der Folge noch immer mehr und mehr vergrößern, und von der Wahrheit ihrer wahrgenommenen unmittelbaren wirklichen Existenz (so unrichtig dieses Wahrnehmen auch schon an und für sich selbst war, wie ich vorhin erinnert) und ihrer nachher wie  
 der

der durch Berichte gegebenen Darstellung an Andre, abweichen, weil aus Mangel der Sprache — die noch nicht Zeichen genug hatte \*), die Arten der Dinge, ihr Wesen, ihre Eigenschaften, ihre Wirkungen, Veränderungen u. s. w. auszudrücken — und der Kunst zu schreiben, die gemachten Wahrnehmungen und Erfahrungen, von den Gestalten, Beschaffenheiten, Eigenschaften und Wirkungen der Dinge, noch nicht als für die Nachwelt bleibende gewisse Nachrichten, ausgezeichnet und zur öffentlichen Kundwerdung hinterlassen worden waren, daß — daß, sag ich — dadurch jene falschen Berichte und Traditionen hätten können widerlegt werden. Aus eben dieser Ursach blieben ihnen auch die Existenzen der Dinge so neu und unbekannt, und daher ihr Anblick so auffallend — und die Berichte davon so interessant. Die unmittelbaren Wahrnehmungen der Dinge, oder die durch

Tradition

\*) Die Vervielfachung der Sprachzeichen, entstand durch die vermehrte Wahrnehmung von Dingen, ihren Arten und Eigenschaften, ihren Ursachen und Wirkungen, durch die Vermehrung der dadurch für die Menschen sich vergrößernden Zahl der Eindrücke und Gefühle, durch Vermehrung der wieder hieraus entstehenden neuen Bedürfnisse — und dann durch die Vermehrung, der nachmals wieder hieraus entstehenden neuen Arten, des Leidens, Thuns, Wollens, Wünschen, Hoffen, Fürchten u. s. w. dies sind die Quellen zum Sprachausdruck.

Tradition davon fortgepflanzten Berichte, erregten bei den meisten stets neue Eindrücke — solche, die ihnen zum erstenmal wiederfahren: Und da ein neuer, zum erstenmal gehabter Eindruck von einer ganz unbekanntem Sache, die Lebensgeister sehr hoch aufspannt, so geschah dies um so mehr bei den Menschen in den ersten Zeitaltern; daher mußte nun bei einer so vollen Nahrung, ihre Imagination über alle Massen zunehmen, und gleich einem wilden Baum ausschießen, der in dem Freien wo er steht, sich mit allen seinen Aesten ausbreiten kann.

Die durch solche besondere Umstände so sehr aufgebrauchte Imagination, und die dadurch in den Menschen erregten heizigen und ausschweifenden Gemüthsbewegungen, mußten beide in ihrer Ausgelassenheit, auch darum noch lange verbleiben, weil sie — da nur kleine Gesellschaften, und daher wenige Verhältnisse unter ihnen statt fanden — durch keine Gesetze, Verträge, Gebräuche und Sitten beschränkt wurden. Sie konnten sich daher ihren Gefühlen, Trieben und den dadurch bei ihnen in Bewegung gesetzten thätigen Kräften, in allen Ausbrüchen derselben, ungehindert überlassen — und darin nach Willkür ausschweifen: Es entstanden keine Kollisionen, weil selten ein andres

Verhältniß coincide, auf das sie hätten Rücksicht nehmen, und daher ihren gewaltsamen Gemüthsbewegungen und den heftigen Ausbrüchen ihrer thätigen Kräfte, Einhalt thun müssen, als wozu Menschen die in Völkerschaften zusammen leben, genöthigt sind, in welchen Gesetze, Verträge, Sitten und Gebräuche statt finden, und sie durch so vielerlei Verhältnisse, in denen sie miteinander stehn, gebunden werden; denn eben dadurch wird die Lebhaftigkeit des Gefühls gedämpft und der gewaltsame Ausbruch des Willens zurückgehalten, indem er sich alsdann nicht anders als nur Bedingungsweise äußern darf. Diese in der menschlichen Gesellschaft vorkommenden zurückhaltenden Bande, können die Menschen in derselben nicht zerreißen, ohne sich Ungemach zuzuziehen; denn ehe sie sich den Trieben ihres Willens überlassen, müssen sie erst überlegen, ob sie nicht ein gewisses Verhältniß stören, und sich daher Schaden und Gefahr verursachen — und ob das Gut nach dem sie streben, den für sie damit verknüpften Nachtheil, oder dieser jenes überwiegt. Und eben dies nöthigt die Menschen, sich Kenntnisse zu sammeln, auf die Erfahrung Acht zu geben und sie mehr zu studieren, um nach Anleitung derselben, sich Regeln der Vorsicht und Klugheit zu abstrahiren: dadurch aber werden der im Men-

Menschen aufstrebenden Kraft, schwere Gewichte an-  
gehangen, von welchen sie gleich stark nach verschied-  
nen Seiten hingezogen werden, daß daher ihre Schnel-  
ligkeit im Ausbruch, nach einer einzigen Seite hin  
einen merklichen Ausschlag zu geben, gar sehr be-  
schränkt wird; denn ihre Tendenz darf sich nur ei-  
gentlich dahin richten, wohin alle übrige Gewichte ei-  
nen gleichen Ausschlag geben. In dergleichen Zu-  
stand, können die Eindrücke von den Dingen nicht  
mit solcher Lebhaftigkeit sich mittheilen, indem sie  
nicht unmittelbar, in grad fortwährenden Streben ge-  
schehen, sondern sich langsam durch noch andre Dinge,  
welche sie zugleich mit herbei ziehn — und deren Ein-  
drücke zu gleicher Zeit mit jenen, auf sie erfolgen —  
fort krümmen müssen. Durch die hierbei coincidiren-  
den Gegeneindrücke, wird also die sich fortpflanzen-  
wollende thätige Kraft — so wie ebenfalls auch die  
Imagination in ihren Ausbrüchen begränzt.

Menschen die in dem mehr einfachen, unbeschränkten Zustand der Natur leben — wie wir dies  
jetz noch bei den Wilden wahrnehmen — die aus dies-  
er Ursach durch wenige Verbindungen angehalten  
werden, um bei den Aeußerungen ihres Gefühls und  
Willens, Rücksicht drauf nehmen zu müssen, schweifen  
mehr



mehr mit ihrer Imagination aus und überlassen sich ungehinderter den Ausbrüchen ihrer thätigen Kräfte, so, daß sie über jeden Gegenstand ihres Verlangens recht gewaltsam daher fallen; deswegen erblicken wir bei ihren Gefühlen und Handlungen, so viel Hestigkeit und Ausschweifung. Allein eben daher sind sie unfähig, langsam dahin schleichende Beobachtungen über die Erfahrung anzustellen; aus welcher Ursach sie sich denn auch fast niemals Kenntnisse erwerben, und die Gabe der Vorsicht, Ueberlegung und Klugheit in keinem der geringsten Grade besitzen. Und was für ein Interesse sollte sie auch wohl dazu bewegen? Ihre Aufmerksamkeit bleibt immer nur aufs Gegenwärtige gerichtet, so, daß oft ihre Anschläge und Absichten, kaum bis zum Ende eines einzigen Tages reichen. Wir wissen, daß der Wilde zu vielenmalen seine Hangmatte in der er schläft, verkauft, des Abends aber bittend herbei gelaufen kommt, um sie wieder zu erkaufen, weil er nicht dran gedacht, daß er sie den folgenden Abend brauchen würde.

Dunkle Vorstellungen erregen die stärksten Eindrücke; und solche dunkle Vorstellungen, finden bei neuen uns noch unbekanntem Gegenständen statt. Wegen der Unwissenheit der Schranken derselben, stellen wir

wie sie uns in einer Art gleichsam von Unendlichkeit vor. Die Vorstellung von einem so gränzenlos scheiternden Gegenstand, erregt einen eben so gränzenlosen Eindruck. Da für die Menschen in den ersten Zeitaltern, die allermeisten Dinge die Gestalt der Neuheit lange Zeit behielten, so waren ihre Begriffe und Empfindungen immerdar überspannt, und nie den Objekten angemessen. Ihre Wahrnehmungen und Vergleichen, konnten diesem gemäß nicht anders als trügend und unrichtig seyn; denn sie sahn immerdar entweder mehr oder weniger, als sich wirklich bei einer Sache befand; nie konnten sie eine richtige Beobachtung anstellen, und die Dinge nach ihren Verhältnissen von einander unterscheiden: bei jedem Vorfall brach das Grotesque ihres Gefühls aus, und da wurde nicht das Gleiche und Aehnliche, sondern nur stets lauter ungeheure Größen zur Vergleichung herbei gezogen. — Konnten unter solchen Umständen, (und diese Umstände müssen sehr lange Zeit statt gefunden haben) die Gegenstände der Natur, die Begebenheiten in der Welt und die Handlungen der Menschen, wohl richtig gefühlt, gedacht und beschrieben, nach ihrem wahren Gesichtspunkt betrachtet — und aus ihren eigentlichen Quellen hergeleitet werden? —

Auf diese Art kam es, daß das ganze Empfindungs- und Denksystem der Menschen, so unrichtig und unregelmäßig wurde, so, daß man nicht in die grade Tendenz zu den Dingen hin kam, sie in ihrer Selbstheit, Eigenheit und Innigkeit zu begreifen, sondern immer zu einem excentrischen Lauf fortgerissen wurde, wo man in außerweltlichen Regionen, nach den Idealen der erhöhten und hochbrütenden Phantasie haschte und schnappte. Und daher wurden die Sprache und Begriffe so sehr outrirt. Auf solche Weise kamen lauter abstrakte Sprachzeichen und Begriffe zum Vorschein, die aus den aus der Schöpfung der Imagination daher gerissnen Ingredienzien bestanden: die konkreten Existenzen hatte man nicht gehörig untersucht und studirt, und nach ihnen unmittelbar die Begriffe aufgenommen — und sie nach ihrer mehr inniglichen Beziehung und Bedeutung fixirt. Und so erhielten nun die abstrakten Begriffe, von böse und gut, Raum, Materie, Geist, Büßung, Tugend, Laster, Großmuth, Freundschaft, Freiheit u. s. w. ihren Ursprung, deren wahrer Sinn so unbestimmt wurde, daß daher nun bei ihrer Reduktion in Konkreto auf wärlliche Dinge, so viele Irthümer entstanden.

Eben hierin liegt der Grund, daß auch noch gegenwärtig unsre Principia, der Erfahrung so oft widersprechen; denn es wurden lauter Systeme gebildet, ohne durch die Erfahrung bestimmt gewesen zu seyn, daher sie sich denn auch nicht zu derselben passen und aus ihr erklärt werden konnten: man kehrte es aber um, die Erfahrung aus den hergedichteten Principien zu erklären — und wenn dann aller Anzwang und Gewalt, Aehnlichkeiten von diesen mit jener herauszufoltern, nichts helfen wollte, so mußte die Erfahrung lügen, um daß die saubern Principien, sonder Schaden und Gefährde in ihrer Weste stehen bleiben konnten. Ein sonderbarer Gang, den der menschliche Verstand annahm — rückwärts, als der Krebs: da läßt sich's schon sehr weit kommen; doch: gutta cavat lapidem, non vi, sed sæpe cadendo —

Diese Demarchen des menschlichen Geistes, lassen sich nun freilich sehr gut aus natürlichen Ursachen erklären: muß es z. E. nicht mühselig fallen, so auf dem niedern Erdboden, durch hohle Gräben und Schlünde, Berge und Thäler, rauhe und verwachsene Stege, durch wilde Hecken, Dorn und Disteln, als ein zweifüßiges Erdenthier fortzutappen, und so langsam am Stabe der Erfahrung

rung hinzuschleichen, da man's ein gut Theil leichter  
 und lustiger haben kann, wenn man so auf dem ge-  
 flügelten Pferdgen, hur! di hur! dahin fliegt — ins  
 schöne, herrliche Königslaud, wo goldne Aepfel auf  
 den Bäumen wachsen, und die Rosen ohne Dornen  
 blühen. Aber so müssen wir bei dem armseligen  
 Kreuzzug, über den durren holprichten Erdboden, all  
 solche herrliche Equipagen dahinten lassen; denn bei  
 dieser Wallfarth gehts gar oft ans kriechen auf allen  
 Vieren, um sich durch die Krümmungen und Klüfte  
 durchzubrechen. Und dies heißt zu viel verlangt,  
 da man's nach der andern Art doch viel kommoder  
 haben kann. — Welches schwere Unternehmen ist es:  
 den so lang gehäuften Schutt und Moder aus den  
 Tiefen heraus zu arbeiten, — (um reine Luft daselbst  
 herzustellen, damit die alten faulen Dünste, den dar-  
 hin dringenden lebendigen Othem nicht ersticken) —  
 um einen neuen und festen Grund aus ächten und  
 dauerhaften Werkstücken daselbst aufzuführen? So  
 zu verlangen, daß man die erlangte gelehrte Vielun-  
 wissenheit aus sich wegrotte \*), um einigen reinen  
 und gesunden Begriffen Platz zu machen? — — —

Cc 2

Begriffe

\*) Ich schreibe hiebei eine mir einfallende Stelle aus  
 dem Selvoctius ab, der als ein sehr erfahrner Ope-  
 ratent, so gut die faulen Schäden zu schneiden ver-  
 steht;

Begriffe sind die Darstellungen von den Eindrücken der Dinge auf uns. Die ersten Begriffe entstanden in solchen Menschen, die, wie ich schon gesagt, kein Geschick hatten, eine Sache, einen Gegenstand

sieht; — — daß aber dabei so mitunter nicht bisweilen ein kleiner Schnitt nebenher ins gesunde Fleisch rizen sollte — wie konnte das verhütet werden? Jedes menschliche Denken, Wollen und Vornehmen, bleibt immer unvollkommen, und hat nebst den guten auch seine bösen Seiten: Ein jedes Ding in der Welt, hat zwei Enden: Auf Erden existirt nichts ganz abstrakt, rein und gut. Und wer kann uns, so lang wir als sublunorische Geschöpfe dahin wallen, dies verargen und darüber ein so großes Maulgesperre erheben. Der weise Salomo, bei dem alles was ihn umgab, einen so glänzenden Anstrich von Herrlichkeit und Vollkommenheit hatte, mußte dennoch die Worte ausrufen, in die nach ihm Wieland, den armen Phantas, (da er von Ehre und Reichthum entblößt, und von schönen Weibern hintergangen und verlassen, einsam und mißmuthig, am wüsten Gestade des Meers in den Feldern bei Athen herum irrt) in seiner herrlichen Musarion ausbrechen läßt:

Was unter'm Monde liegt, ist eitel,

doch wir wollen ist hören was unser Freund Selvetius, sagt: *L'homme nait ignorant: il ne fait point sot, Et ce n'est pas même sans peine qu'il le devient. Pour être tel & parvenir à éteindre en soi jusqu' aux lumieres naturelles, il faut de l'art & de la Methode: il faut que l'instruction ait entassé en nous erreurs sur erreurs: il faut par des lectures multipliées avoir multiplié ses prejugués. Parmi les peuples policés, si la sottise est l'état commun des hommes, c'est l'effet d'une instruction*

genstand u. s. w. in seiner eigentlich Existenz gehörig zu bemerken und zu vernehmen, folglich einen reinen und richtigen Eindruck davon zu erhalten. Dennoch wurden nun aber die daraus entstandnen Begriffe,

Et 3

als

tion contagieuse: c'est qu'on y est élevé par des faux savans, qu'on y lit des sots livres. Or en livres comme en hommes, il y a bonne & mauvaise compagnie. Le bon livre est presque partout le livre defendu, l'esprit & la raison en sollicitent la publication, la bigotterie s'y oppose, elle veut commander à l'univers; elle est donc intéressée à propager la sottise. Ce qu'elle se propose, c'est d'aveugler les hommes, de les égarer dans le labyrinthe d'une fausse science. C'est peu, que l'homme soit ignorant. L'ignorance est le point milieu, entre la vraie & la fausse connoissance. L'ignorant est autant au dessus du faux savant, qu'au dessous de l'homme d'esprit. Ce que desire le superstitieux, c'est que l'homme soit absurde; ce qu'il craint, c'est que l'homme ne s'éclaire. A qui confie-t-il donc le soin de l'abrutir? A des Scholastiques. De tous les enfans d'Adam, ce sont les plus stupides & les plus orgueilleux. — (Le Scholastique, dit le proverbe anglois, n'est qu'un pur âne, qui n'ayant, ni la douceur du vrai Chretien, ni la raison du Philosophe, ni l'affabilité du Courtisan, n'est qu'un objet ridicule.) — „Le pur Scholastique, selon Rabelais, tient entre les hommes la place qu'occupe entre les animaux, celui qui ne labore point comme le bœuf; ne porte point le bat comme la mule, n'aboie point au voleur comme le chien, mais qui semblable au singe, salit tout, brise tout, mord le passant, & nuit à tous.. Le Scholastique puissant en mots, est foible en raisonnemens: aussi que Forme-t-il? des hommes savamment absurdes & anguilleusement stupi-

als richtige Abdrücke und Beschreibungen von den Dingen angenommen und festgesetzt, und auf sie alles nachfolgende Fortgehen in der Erkenntniß gegründet. —

Dies

stupides. En fait de stupidité, je l'ai déjà dit, il en est des deux sortes: l'une naturelle, & l'autre acquise; l'une l'effet de l'ignorance, l'autre celui de l'instruction. Entre ces deux especes d'ignorance ou de stupidité, qu'elle est la plus incurable? la dernière. L'homme qui ne fait rien, peut apprendre; il ne s'agit que d'en allumer en lui le desir. Mais qui fait mal & a par degré perdu sa raison, en croyant la perfectionner, a trop cherement acheté sa sottise, pour jamais y renoncer. Pour placer un certain nombre de verités dans sa memoire, il faudroit en déplacer le meme nombre d'erreurs. *Oeuvres complètes de Mr. Helvétius, Tom. 3. De l'homme Ec. Chap. 3.* Sollte sich jemand über das was der Weltweise hier sagt, ärgern — daß er einen Pfahl in sein dickes Fleisch gereut fühlte? — Aber worüber kann man sich nicht ärgern? Auch über das Beste. . . . Man beherrsige hier nur dies: Wo Holz gehauen wird, da fallen Spähne. Dies alte Sprichwort steht hier nicht am unrichtigen Ort, und hat überhaupt seinen sehr guten Grund: Aus demselben haben einige Weltweise, sehr merkwürdige Folgerungen gezogen, und ihre Theorien drauf gebaut. — Wenn Holz gehauen wird, so ist das Spähne fallen, von dem *agens*, nicht *finis ultimus*, *decisivus*: es entsteht nicht *ex voluntate antecedente*, *pura*, *primitiva*, sondern *ex media*, *consequente* — es ist eine bloße Konkomitanz, die mit dem Holzhauen nothwendig verbunden ist, und daraus entsteht. Diese Betrachtung brachte den *Maximus*, als er über das physische Uebel in der Welt nachdachte, zu einem Aufschluß in dieser



Diejenigen Begriffe, die Dinge beschreiben, welche die Menschen, sehr oft und im unmittelbarsten Anschau, sinnlich wahrnehmen konnten, wurden — weil dadurch — und durch die öftere Uebung,

Ec 4

die

dieser verwickelten Materie. Er sagte: Ein Eisenwerker, der rohes Eisen biegsam macht, und in gewisse Gestalten zwingt, setzt sich nicht unmittelbar vor, die kleine Stücke und Funken die bei der Bearbeitung hervorsprühen abzuschlagen, es ist dies nur eine nothwendige Nebenfolge, die mit seiner Bearbeitung verknüpft ist; und eben so sind die Uebel auf Erden solche nothwendige Nebenfolgen, die von der Erschaffung der Welt nicht getrennt seyn konnten. Auf eben die Weise, schafte sich Chryssipp hierin Ausgang. Aulus Gellius legt ihm folgendes in den Mund: Idem Chrylippus in eodem libro tractat consideratque dignumque esse id quæri putat, εἰ αἱ τῶν ἀνθρώπων νόσοι κατὰ φύσιν γίνονται, id est, naturæ ipsa rerum vel providentia, quæ compagem hunc mundum & genus hominum fecit, morbos quoque & debilitates & ægrotudines corporum, quas patiantur homines, fecerit. Existimat autem non fuisse hoc principale naturæ consilium, ut faceret homines morbis obnoxios. Nunquam enim hoc convenisse naturæ auctori parentique omnium bonorum, sed cum multa, inquit, atque magna gigneret pareretque aptissima & utilissima: alia quoque simul agnata sunt incommoda his ipsis, quæ faciebat, cohærentia: *eaque non per naturam, sed per sequelas quasdam necessarias, facta dicit.* A. Gell. Noſt. Att. lib. VI. Cap. 1. Dies sagten Chryssipp, Marimus Tyrius — und nach diesen Leibnitz, der seine Theorie vom Optimismus drauf baute; denn eben diese sequelas des Chryssipp, nennt Leibnitz Konkomitanz.

die Perception derselben immer mehr berichtigt wurde — am ersten aufgeklärt, wahrer und deutlicher gemacht. Denn die sinnliche Vernehmung, (sie ist ja der einzige Stecken und Stab, an den sich die Gewisheit unserer Erkenntniße hält) der äußerlichen Dinge, ist immer zuverlässig, und bestimmt sie uns in dem, was wir von ihnen wissen können, so bald wir uns nehmlich in dem gehörigen Verhältniß zu denselben befinden, daß die Eindrücke von ihnen, richtig in uns übergehn können. Aber welche lange Zeit mußte es dauern, ehe die erstern Menschen, in ein solches gehöriges Verhältniß zu den Dingen kamen, um die Eindrücke von ihnen richtig aufzufassen, und sie sich als bleibende Abdrücke, oder Begriffe in einer gehörigen Ordnung vorzustellen, und auf diese Weise anzufangen richtig zu denken. Sie hatten nicht die Fassung, Ruhe, Gelegenheit und Uebung, welche zu  
einer

tanz. Er sagt in seiner Theodice: „das Böse also, oder die Vermischung des Guten und des Bösen, in der das Böse die Oberhand hat, geschieht aus bloßer Konkomitanz, weil es mit einem größern Guten verknüpft ist. „Wir müssen dies Leibnizen schon auf sein Wort glauben. — Kurz und gut, wo Holz gehauen wird, da fallen Spähne; die Wahrheit dieses Sprichworts haben große Weltweise dargethan: Wenn also in Helvetius Ausdrücken, etwas ärgerlich und anstößig ist, der beherzige: Wo Holz gehauen wird, da fallen Spähne.

einer richtigen sinnlichen Wahrnehmung erforderlich ist: Sie waren — wie ich vorher gezeigt — so oft leidenschaftlichen Bewegungen ausgesetzt; und in einem solchen Gemüthszustand, können wir uns nicht auf das Zeugniß der Sinne verlassen, weil wir entweder zu viel, oder zu wenig — oder nur eigentlich das sehn, den Gegenstand sehn, von dem unser Gemüth in der heftigen Bewegung eben eingenommen ist. — Zu Erlangung richtiger Eindrücke, gehöret Uebung in der Wahrnehmung der Dinge. Dieses bestätigt sich durch die Beispiele der Kinder und Blindegeborenen, welche hernach sehend geworden, so wie ebenfalls auch derer die man als wilde Menschen in den Wäldern gefunden, welche wie die Kinder von vorn an, die Beschaffenheiten der Dinge erlernen müssen, — und die sich nachher von ihrem vorigen wilden Zustand, so wenig als die Kinder von dem in Mutterleibe, nichts haben zu erinnern gewußt. Aus dem nehmlichen Gesichtspunkt, müssen wir die Menschen in den erstern Zeitaltern betrachten. Bei denselben gehört eine lange Folge von vielen Jahrhunderten dazu, ehe sie es so weit in der Uebung mögen gebracht haben, die in so großer Menge sich auf sie hindrängenden Objekte gehörig zu unterscheiden, und sie in ihren Beschaffenheiten wahrzunehmen. Daß

dieses aber bei Kindern und Blindgebornen, in so kurzer Zeitdauer erfolgt geschehen kann, kommt daher: weil schon richtige Verzeichnisse von den Dingen existiren, welche sie in ihren Beschaffenheiten beschreiben, und Kinder und Blindgeborne von denen stets um ihnen seienden Menschen, so sehr in Acht genommen, und immerdar in der Beschaffenheit der Dinge untersucht werden.

Allein jene Menschen aus den genannten Zeitaltern, hatten keine solche Hülfsmittel, und keine solche treue und geschäftige Lehrmeister um sich herum: sie mußten sich alles selbst seyn, und ohne Mittel und Anweisung die Dinge kennen lernen — und von denselben die Erfahrungen, durch jedestmahlige unmittelbare Eindrücke selbst machen, um sie in ihren Beschaffenheiten kennen zu vernehmen. Kindern und Blindgebornen bleiben die Dinge, wegen der schon daseienden Beschreibungen und Kennzeichen von ihnen — nebst der damit begleiteten Hülfe und Anweisung — nicht lange neu und unbekannt; und daher hört ihr Erstaunen und die heftige Erschütterung — womit ungewohnte Dinge frappiren — bald auf. Dies war bei den erstern Menschen ganz anders. Die Dinge blieben ihnen, wegen der von mir angezeigten

zeigten Ursachen, immer neu, die heftige Erschütterung ihres Eindrucks dauerte also immer fort. Sie vergaßen jeden Augenblick, was sie gesehen oder gehört; denn ihre Gedächtnißfähigkeit war noch nicht kultivirt: (ihnen war noch gar kein Gedächtniß) wie konnten sie die Eindrücke von den Dingen behalten, und sich derselben erinnern, da sie die Darstellung von ihnen, in keiner gehörigen Ordnung und Verknüpfung erhielten, als wodurch vermöge des Gesetzes der Association, das Gedächtniß sich bildet. Und was das hauptsächlichste war: es dauerte lange, ehe sie so viele bestimmende Sprachzeichen erhielten, um durch Hülfe derselben, (indem sie den Charakter der Dinge, durch die Töne anzeigen — und sie daher leicht unterscheidbar und erinnerlich machen) die Eindrücke nicht nur in sich zu befestigen, sondern sie auch bald wieder, mit geringerer Anstrengung, durch die sie charakterisirenden Zeichen, in ihr Andenken und Erinnerung zu bringen. Die Erfindung dieser Sprachzeichen, konnte nur erst nach vielen verfloßnen Zeitaltern erfolgen. Denn das Wortzeichen, drückt das Seyn einer Sache aus; bevor aber die Sache selbst nicht existirt, kann auch das sie andeutende Zeichen nicht existiren. Liebe, Freundschaft, Gerechtigkeit, Freiheit, Haß, Leiden, Graben, Sägen, Pflanzen u. s. w.

alle

alle diese Worte drücken ein Seyn von Etwas aus: aber ehe dies Seyn, die Verhältnisse, durch welche der Begriff von Liebe, Freundschaft, Gerechtigkeit, Freiheit u. s. w. entsteht, nicht wirklich da sind, kann auch das sie bestimmende Zeichen nicht da seyn. Dies Seyn der Dinge, die Verhältnisse durch welche sie hervorgebracht wurden, entstanden nur nach und nach, durch lange und vielfache Erfahrung, und aus denen von den Dingen und ihren Verhältnissen geschöpften Erkenntnissen. — Wie viele Ursachen ergeben sich nicht aus diesen Betrachtungen, vermöge welcher nothwendig in langen Zeitaltern, die wahre und richtige Erkenntniß von den Dingen gehindert wurde — daher mußten aus eben diesen Gründen, auch die Aussagen davon, die Begriffe derselben, unrichtig und falsch seyn.

Diesemigen Dinge erlernen wir am ersten, mit deren Erkenntniß oder Nichterkenntniß, Schmerz oder Vergnügen, Schaden oder Vortheil für uns verknüpft ist. Ich nehme hier nochmals die Kinder zum Beispiel. Allein wie viel Hülfe wird hier wieder nicht den Kindern geleistet. Da wiederholt man ihnen unaufhörlich: Dies schmeckt gut, jenes heißlich; dies ist böse; dies schmerzt, brennt; dies ist  
glatt,

---

glatt, weich u. s. w. Aber diesen Vortheil hatten die erstern Menschen nicht. Keiner redete ihnen etwas von den Beschaffenheiten, Eigenschaften und Verhältnissen der Dinge vor; keiner sagte ihnen: fliehe dies, umarme jenes! dort ist Gefahr, hüte dich dafür! jeder mußte alles selbst erfahren, und sein eigener Lehremeister seyn; sie konnten die Dinge nicht in ihrem Charakter unterscheiden und behalten, und daher sahen sie niemals welche von denselben, ihnen schädlich oder nützlich seyn möchten; Erfahrungen von andern konnten ihnen nicht mitgetheilt werden; Sprach- und Schreibzeichen hatten sie nicht, um die gemachten Erfahrungen fortzupflanzen, daher konnte die Erfahrung von andern Menschen und aus vergangenen Zeitaltern, von keinem Nutzen fürs künftige seyn. — Allein aus durch sich selbst nothwendigen Ursachen, mußten doch diejenigen Begriffe, mit deren Gegenständen Vergnügen oder Schmerz, Schaden oder Vortheil verknüpft war, am baldigsten berichtigt werden, lange vorher ehe die Berichtigung bei den übrigen einigen Fortgang gewinnen konnte. —

---

## Naturgeschichte des Wolfs.

---

Der Wolf, gehört nach Müllers Natursystem in die dritte Ordnung der ersten Klasse der Säugthiere und das zwölfte Geschlecht der Raubthiere. Eine sehr gute Zeichnung von ihm steht im ersten Theil dieses Natursystems Tab. XXXI. Fig. 1.; er scheint eigentlich eine Hundsart, und die Hunde, besonders die Schäferhunde, Abarten oder eigentlich zahm gemachte Wölfe zu seyn. Die Griechen nannten ihn den Nachthund, und die Amerikaner hatten ehemals keine andre Hunde, als die Wölfe. Ihr ganzer äußerer und innerer Bau stimmt zusammen überein, ja es unterscheidet sich nicht einmal das Naturell des Wolfes von den Sitten der Hunde, wenn man jener Ausartungen und die Hausgenossenschaft dieser von ihren freiwilligen Trieben trennt. Es käme also nur auf die Vermischung derselben an. Aristoteles bezeuget, daß sich ein Wolf mit einer Hündin begattet habe; allein neuere Naturbeobachter sind in ihren Versuchen nicht so glücklich gewesen. Der große Naturforscher Buffon ließ eine junge Wölfin und einen Bauerhund zu gleicher Zeit an einem einsamen Ort erziehen. Die  
ersten



ersten Jahre verstrichen, und es wurden endlich beide im dritten Jahre läufig; allein der Hund biß die Wölfin, ohne die geringste Neigung von beiden Theilen, todt. Eben so wenig gelang ihm sein mit dem Fuchse angestellter Versuch. Er schloß also hieraus, daß der Fuchs und der Wolf keine Hunde wären, und obgleich Döbbel in seiner neueröfneten Jägerspraktik ein Beispiel von einer Wölfin anführt, die von einem Hezhunde trächtig geworden, und als sie gedöbnet, sechs todtte Junge gehabt hatte; so macht dieses dennoch keinen Beweis aus, und so lange dieser nicht vorhanden, müssen wir das Geschlecht der Hunde und Wölfe absondern. Die Länge eines Wolfes beträgt ohngefähr 2 Schue und 3 Zoll, die Höhe 20 Zoll. Die Haare um den Hals stehen steif aufrecht. Die Augen sind klein und leuchten im Finstern. Die Geruchswerkzeuge sind außerordentlich fein, die Schnauze lang aber stumpf; die Ohren kurz und zugespitzt; der Rückgrad durch zähe Bände verbunden, daher die Unbiegsamkeit seines Kopfs entsteht. Die Schlafmuskeln sind stärker, als am Hunde. Jeder Zehe hat einen stumpfen Nagel. Nach ihrem innern Bau ist die Brust ausgehöhlt und zwölfribbig, die Luftröhre ist ausgedehnt, die Lunge hat zwei große Lappen, die aber in kleinere zerfallen, der

Magen

Magen ist faltig, an den Enden größer als in der Mitte, der runzlichte Darm ist hochroth, der Grimmdarm mangelt. Die Milz ist bleifarbig und dünn. Die Harnblase außerordentlich groß, und die Zeugungstheile wie bei den Hunden. Ihr Blut ist äußerst dick. Die Farbe der Wölfe ist, wenn sie jung sind, fuchsroth, sonst aber grau, auch giebt es weiße Wölfe, und in Westpreussen, wiewohl selten, die sehr theure schwarze Wölfe. Ihr Aufenthalt ist beinahe in allen Wildnissen Europens, in Asien, Afrika und Amerika; doch sind sie in einigen Gegenden gänzlich ausgerottet. In Engeland wurden sie unter Eduard ausgerottet und in Preussen ist ihre Anzahl ziemlich gemindert. Zu Anfange dieses Jahrhunderts sollen sie nach Schweden und Norwegen übergezogen seyn; man hielt sie daselbst für Folgen des Krieges, weil sie nach einiger Zeit den Kriegsheeren folgten, um die todtten Körper aufzusuchen die ihnen ihr scharfer Geruch verriet. Obgleich die unmäßige Fressbegierde eine angeborne Eigenschaft des Wolfs zu seyn scheint; so hält ihn doch seine außerordentliche Furchtsamkeit ab, des Tages Räubereien zu begehen; er erwählt also die Nacht und gemeinhin die Morgendämmerung. Schaafe, Kühe, das kleine Wild und dergleichen sind seine gewöhnliche Speise; doch fällt

fällt er auch zuweilen Pferde, Kettenhunde auch wohl gar Menschen an. Sein Biß ist dem tollen Hundesbiß ähnlich und eben so gefährlich. Wenn er auf den Raub ausgeht, welches gemeinhin gegen den Wind geschieht, um dem Verrath der Hunde zu entgehen, pflegt er die Zähne an einem Kraut *Origiganum* zu weizen. Um seinem Körper einen größern Grad der Schwere zu geben, fällt er seinen Magen mit Erde. Steine, geschliffener Stahl und Feuer sind ihm schreckbar, daher auch Reisende, um ihn abzuhalten, ihre Zuflucht zu diesen Mitteln nehmen. Der Wolf läuft schnell, aber schwankend; in dem Laufen setzt er jedesmal die Hinterklaue in die Spur der vordern ein; er trabt beständig. Hunger und Durst kann er lange leiden. Oesters vergräbt er einen Theil der Beute und holt ihn des Nachts ab. Das Geheul, das er zur Nachtzeit und gemeinhin in den kalten Winternächten, wenn die beschneite Erde aller Nahrung entblößt ist, erregt, unterscheidet sein Alter, denn der ältern ihr Geschrei ist dumpfer und gröber. Zur Winterszeit pflegen sie in großer Menge zusammen zu halten und auf Raub auszugehen. Ihre Begattungszeit ist der Jenner und Hornung und dauert dieses gemeinhin 12 bis 14 Tage, daher der Name Zwölften entstanden. Die Zeit ihres

Trächtigkeit währet 9 Wochen. Im März wölfen sie und bringen 6 bis 8 Junge zur Welt. Diese sind in den ersten Tagen blind. Die 10 ersten Jahre sind sie zur Zeugung geschickt; alsdann verlieren sie ihre Kräfte und sterben, wenn sie nicht gewaltsam getödtet werden, nach bestimmten Gesetzen der Natur im 14ten Jahr. Die Art, wie sie gefangen werden, ist verschieden; theils werden sie geschossen, theils erlegt man sie in Gruben mittelst des Garns und der Lappennezze. Das Fell des Wolfes dient den nördlichen Ländern zu Bildschuren, Reispelzen, Muffen etc. die Zähne gebrauchen die Goldschmiede, Vergolder und Buchbinder zur Glättung ihrer Arbeit. In den Medicinapotheken gebraucht man verschiedene Theile des Wolfes; Die Gedärme werden gedörrt und pulverisirt, so auch die Knochen. Die Zähne werden in Metall gefaßt und den Kindern, damit die Zähne geschwinde hervorkommen, zum Reiben der Gäumen gegeben. Allein obgleich in unsern aufgeklärten Zeiten es keiner so leicht glauben wird, was Plinius für besondere Kräfte einigen Theilen des Wolfs beilegt als z. E. das Fett helfe für Augen-Krankheiten, das zu Asche gebrannte Hirn zur Befestigung der Zähne, die Leber diene wider die Melancholie und Schlassucht, und andre Nervenkrankheiten, und dergleichen mehr;

so ist doch der medizinische Nutzen einiger Theile, wie wohl weit eingeschränkter, als Plinius vorgiebt, ausgemacht.

Zu den verschiedenen Gattungen der Wölfe zählt man noch folgende, 1) den Meerwolf *Lupus marinus*. Sein eigentliches Vaterland ist Amerika, er gleicht an Größe einem Bären: der Kopf ist groß, aber ungeschickt geformt; die Schultern haben eine hohe Lage; die Augen sind größtentheils mit Haaren bedeckt; im übrigen hat er eine große Aehnlichkeit mit dem Hunde. Das Fell ist außerordentlich hart und die Farbe seiner Haare schwarz gefleckt; sein Fell dient gleichfalls zu Pelzen und sein Fleisch wird mit vielem Geschmack von den Bewohnern der amerikanischen Habichtsinselfn gegessen. 2) Den Zeverg oder Goldwolf *Lupus aureus*. Die eigentliche Abstammung dieser Gattung gehört in Asien zu Hause. Was seine Größe betrifft, so nimmt er zwischen dem gemeinen Wolf und dem Fuchse seine Stelle ein; er hat einen kurzen Kopf, spitze Schnauze und lange und scharfe Zähne. Sein Geheul gleicht dem Gebell der Hunde und an Gefräßigkeit giebt er dem gemeinen Wolfe nichts nach. Man trifft ihn schaarenweise in der Türkei an; sie gehen öfters gemeinschaftlich auf Beute aus, fallen des Nachts in die Häuser ein und entwenden

Federvieh. Die Holländer nennen diesen Wolf wegen des großen Schadens, den er öfters anrichtet, Boshond. (bösen Hund) Seine Farbe gleicht beinahe dem Tiger und sein Fell wird gleichfalls zu Pelzen verarbeitet. 3) Den scythischen Wolf. Sein Vaterland sind die äussersten Grenzen von Asien und dem russischen Reiche; die Wüsteneien in den Provinzen hinter Gothland und Norwegen. Er zeichnet sich bey seinem ganzen Geschlechte durch eine ausserordentliche Grausamkeit aus; ist von schwarzer Farbe und hat einen längern Rücken, als der gemeine Wolf, dagegen aber kürzere Beine. Obgleich es das Ansehen hat, als wenn dieses Thier schon zu Aristoteles Zeiten bekannt gewesen wäre; so findet man doch in den neuern Schriften entweder keine oder doch eine sehr unvollkommene Beschreibung davon; bis endlich H. Steller eine genaue Beschreibung geliefert hat. 4) Den meckanischen Wolf. Seine kleine Gestalt macht es, daß man ihn von der gemeinen Gattung Wölfe unterscheiden kann, denn sein ganzer Bau und seine Farbe stimmen mit der gemeinen Art ganz genau überein; sie gehen gesellschaftlich Nachts auf Beute aus und ihre Wildheit ist weit gemäßigter als die Wildheit derer, die sich in unsern Gegenden aufhalten.

Herr Adonson hat auf seiner Reise nach Senegal die Beobachtung gemacht, daß der afrikanische Wolf mit dem Löwen friedfertig lebe und zugleich mit ihm auf den Raub gehe: eine Beobachtung, die vor ihm noch niemand meines Wissens gemacht hat.

M—r.

---

## Johann Friedrich Reiffstein.

---

Börnsthäl im zweiten Theil seiner Reisen gedenkt des Hofrath Reiffstein zu Rom und sagt, daß er damals mit einer Biographie des Abts Winkelmann beschäftigt gewesen und im vorigen Jahrgange des deutschen Museums wird des Hessekfasselschen Hofraths Reiffstein, als des größten Alterthumskenners zu Rom, gedacht. Ich glaube also nichts übriges zu thun, wenn ich meinen Landsleuten einige Nachrichten von einem Manne mittheile, dessen Verdienst ihnen bereits durch öffentliche Zeugnisse bekannt ist. Es sind freilich nur wenige Nachrichten; aber dafür sind sie um so viel zuverlässiger, weil sie größtentheils

aus dem Munde seines noch lebenden 93 jährigen Vaters kommen. Es wurde Johann Friedrich Reissstein den 22. Novbr. 1719. zu Ragnit in Ostpreussen geboren und kam aus dem Ebbenichtischen Pauerhause auf die Akademie zu Königsberg; er widmete sich eigentlich den Rechten, legte sich aber zugleich auf die schönen Wissenschaften und einige von ihm gefertigte Minaturgemälde sind Beweise von der Fähigkeit, welche er auch in dieser Kunst besaß. Die deutsche Gesellschaft in Königsberg war damals unter Professor Flottwell in blühenden Umständen. Reissstein wurde auch zum Mitglieds derselben aufgenommen; er bewies besonders viel Anhänglichkeit für den Prof. Flottwell und dieser zeigte dem Prof. Gottsched, als dieser sich in Königsberg aufhielt einige Ausarbeitungen von Reissstein, welche seinen Beifall erhielten. Hiedurch wurde der Grund zu seinem Glücke gelegt; denn Gottsched bekam den Auftrag aus Cassel, einen Hofmeister für die dortige Pagen vorzuschlagen; er empfahl hierzu unsern Reissstein, der sich damals mit einem jungen Baron in Berlin befand, im Jahr 1745 seine Reise über Leipzig nach Cassel antrat und von dieser Stelle Befehl nahm. Im Jahre 1758 machte der damalige Krieg seiner Bedienung ein Ende. Er hatte sich während dieser



dieser Zeit die Freundschaft des berühmten Abt Winkelmanns erworben und dieses war vielleicht die Ursache, daß er kurz darauf nach Rom abging. Ein Reisender, der vor wenigen Jahren von Rom zurück gekommen ist, und sich jetzt in Preußen aufhält, versichert von Hofrath Meissner selbst gehört zu haben: daß sich Abt Winkelmann bei seinen Schriften seines Rathes bedient, besonders bei denen in deutscher Sprache geschriebenen Werken, weil Abt Winkelmann durch die lange Abwesenheit aus seinem Vaterlande, worinn er doch auch nur größtentheils mit den Alten Umgang pflog, oftmals über Ausdrücke in der deutschen Sprache ungewiß war. Nach einiger Zeit empfing er die Direktion über das zu Rom befindliche russische Institut zur Erziehung der griechischen Jugend, wobei er auch zum Ehrenmitgliede der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg und Russisch: kaiserlichen Hofrath ernannt wurde. Er bekennt sich beständig zur lutherischen Religion, welches auch süglich geschehen kann, weil er bei dieser Verdienung mit dem päpstlichen Hofe in gar keiner Verbindung steht und der Russisch: kaiserliche Hof hat solches mit für einen Grund gehalten, ihm diese Stelle zu ertheilen.

## Nachrichten von Bayer, einem preussischen Gelehrten.

---

**P**reußen hat nicht nöthig, sich in der litterarischen Welt vor andern Ländern für vernachlässigt zu halten. In allen Wissenschaften hat es Gelehrte von der ersten Größe aufzuweisen.

Theophilus Siegfried Bayer war einer von ihnen. Er wurde 1694 zu Königsberg in Preußen geboren, und vollendete daselbst das Studium der Philosophie und Theologie. Er machte mit Hülfe einiger Rabbinen, vorzüglich aber des Doctor Wolf, große Fortschritte in der Kenntniß der orientalischen Sprachen. Sein Geschmaek wandte sich ganz auf dieses Studium, und stimmte seine ganze Thätigkeit dahin, so, daß er 1713 schon das Sinesische zu lernen begann. Sein Hauptzweck dabey war, die genauere Kenntniß des Alterthums, mit deren Hülfe er eine Kirchenhistorie schreiben wollte. Aber er fühlte den Schaden seines häufigen Studierens eher, als die Frucht davon, er wurde hypochondrisch. Er suchte ein Mittel dawider in der

Veränderung der Luft, und gieng nach Danzig, verlor aber sein Ziel nie aus dem Gesichte. Als er nach Königsberg zurückkehrte, disputirte er unter dem Doctor Schreiber, und erhielt von dem Magistrat eine Pension. Ohngeachtet seiner schwankenden Gesundheit, entschloß er sich doch eine Reise durch Deutschland zu thun. Er hielt sich eine Zeitlang in Berlin auf und knüpfte eine Freundschaft mit la Croix, dessen Kenntniße ihm sehr zu statten kamen. Schott gab ihm gleichfalls beträchtliche Aufschlüsse in der Kenntniß der Alterthümer. Außer diesen beyden lernte er noch Jablonsky, des Bignoles, Lenfant, Chauvin und Frisch kennen. Darauf begab er sich nach Halle, wo Franke ihm den Unterricht eines Arabers von Dâmas, Salomon Assadi, verschafte, den er auch sehr nützte, um noch einige Schwierigkeiten in der arabischen Sprache zu heben. Michaelis und Heineccius bereicherten ihn mit vielen Kenntnißen von den aethiopischen und griechischen Kirchen. 1717 gieng er nach Leipzig, wo er Magister wurde und sein Lieblingsstudium fortsetzte. Hier eröffnete ihm Siebert den Gebrauch seiner Bibliothek und gab den Schatz der orientalischen Manuscripte auf der Magistratsbibliothek. Bayer unternahm es auch

einen Catalogus von den Manuscripten zu machen, eine Arbeit die für wenig Gelehrte ist, viel Mühe macht, von der er aber allen möglichen Nutzen zog. Wenke, welcher Gelehrte von dieser Art kannte, und sie also zu schätzen wußte, both ihm alle seine Dienste an, und versuchte die vortheilhaftesten Vorschläge, um ihn zu vermbgen in Leipzig zu bleiben. Um diese Zeit schrieb ihm der Magistrat von Königsberg, daß, wenn er seine Reisen weiter, nach Holland und England, fortsetzen wollte, er die Kosten dazu hergeben würde. Aber die Schwäche seiner Gesundheit, welche durch sein ununterbrochenes Studieren noch vergrößert wurde, nöthigte ihn nach Königsberg zurück zu kehren. Unterwegens bewog ihn Franke, sich mit der Dänischen Mission zu Trauquebar in Correspondenz zu setzen, und in Berlin lernet er von la Croze noch das Coptische und machte sich mit der Königl. und Spannheim's Bibliothek bekannt. Die chinesischen Sammlungen des berühmten Andreas Müller zu Stettin zogen seine Aufmerksamkeit auf sich, entsprachen aber gar nicht der Idee, die er sich davon gemacht hatte. 1717 kam er zu Königsberg an und hielt Vorlesungen über den Homer, Theokrit, Plato und andere griechische Autoren. 1718 machte ihn der Magistrat zum Aufseher

seher über die Stadtbibliothek; und er eröffnete den Antritt dieses Amtes mit einem Programm über die Geschichte der Bibliothek. In demselben Jahre gab er eine Dissertation heraus über eine Sonnenfinsterniß, welche zur Zeit des Todes Jesu in Eschina gesehen worden. Diese war aber nicht die erste Schrift, durch die er sich bekannt machte: denn schon 1715 hatte er eine Dissertation über die Götter der Straßen bey den Griechen (a) geschrieben, wodurch er sich seiner Vaterstadt von Seiten der Gelehrsamkeit empfehlen wollte; und im folgenden Jahre gab er seine Abhandlung über die Worte Christi am Kreuz: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen! (b) Er wurde bald darauf Prorector bey der Chathedralschule, vermählte sich mit Anna Dorothea Müller, und da durch die Pflege seiner Gattin und durch die dormalige Ruhe, seine Gesundheit wiederkehrte, so nützte er diese Zeit zur Lektüre der Autoren des mittlern Zeitalters, welche über die nordischen Völker und vorzüglich über Preußen geschrieben

(a) De Diis Vialibus græcorum.

(b) Vindiciæ Verborum Christi Ἠλὶ, Ἠλὶ λαοὶ σαβαχθάνι, quorundam παρερμηνείαις oppositæ. Regiom. in 4.

ben haben. Er schrieb auch zu Zeiten flüchtige Blätter über diese Gegenstände, wozu ihm Volprecht und Eilienthal, gelehrte Männer in diesem Fach, behülflich waren. Er hatte im Sinne, die Regeln, Constitutionen und Gebräuche des teutschen Ordens, die er aus verschiedenen Manuscripten gesammelt hatte, in lateinischer, teutscher und alt-französischer Sprache zu schreiben. So hatte er auch Materialien zu dem Leben preussischer Gelehrten, unter Händen. Beyde Werke aber blieben unvollendet. Indessen haben wir seinem Fleiße in diesen Jahren folgende Werke zu verdanken: eine Geschichte der Congregation *de propaganda fide*: (c) er sagt davon in einem Briefe, an la Croze: „er habe hiemit seinen Freunden nicht zeigen wollen, was er wisse, sondern, was er zu wissen wünsche.“ (\*) Ferner Gedanken über die lateinischen und griechischen Inschriften der Juden: (d) Ein Programm zu

den

- (c) *Historia Congregationis cardinalium de propaganda fide.* Regiom: 1721. in 4.
- (\*) *Edidi, ut amicis ostenderem, non quid scirem, sed quid cuperem scire.* Vid. *Thesaur.* Ep. la Croze. Tom. I. p. 46.
- (d) *Lucubrations de Inscriptionibus Judæorum Græcis et Latinis.* Regiom. 1721. in 4.

den Redebübungen in der Cathedralerschule. (e) Von den römischen Münzen die in Preussen gefunden worden: (f) Von einer rhodischen Münze, die auf dem samländischen Felde gefunden worden. (g)

Gegen Ende des Jahres 1725 bekam er einen Ruf von der Akademie zu Petersburg. Man ließ ihm die Wahl unter der Profession der Alterthümer, der orientalischen Sprachen, oder der Geschichte und eines Historiographen der Akademie. Er wählte das erstere, und um die Erwartung, die man von ihm hatte desto vollkommener zu erfüllen, schränkte er sich auf die Alterthümer Asiens ein, welche in der That auch noch in großer Dunkelheit lagen. Er hatte gehofft, zu Petersburg einen ganzen Schatz von Nachrichten über Tshina zu finden, da ihm dies

- (e) *Programma ad declamationes in cathedrali Schola. Regiom. 1722. in 4.* Er untersucht hierinn die Frage: Woher die Griechen andre Völker in Wissenschaften überreffen?
- (f) *De nummis Romanis in agro Prussico repertis commentarius. Accedit epistola ad V. E. (Stephanum Berglerum) de Theophrasti Delli Praesidis monumento. Lips. 1722. in 4.* Er untersucht hierinn die Zeit, da diese Münzen nach Preussen gekommen seyn können.
- (g) *De nummo Rhodio in agro Sambianũ reperto. Regiom. 1723. in 4.*

ses aber sehschlug, so entschloß er sich vorläufig, das, was er selbst mit vielen Kosten und vieler Mühe gesammelt hatte, nebst dem was er noch sammeln würde, herauszugeben. Und so entstand sein tshinesisches Museum (h) welches unter den Werken dieser Art einen der ersten Plätze einnimmt. Es bestehet in zwey Octavbänden, wovon der erste in zwey Bücher getheilt ist. Das erste Buch beschäftigt sich mit der tshinesischen Grammatik, und das zweyte mit der Litteratur dieses Volks. Der zweyte Band hat wiederum zwey Bücher, wovon das erste, ein tshinesisches Wörterbuch enthält, und das zweyte von ihm tshinesischer Uebungsplatz, (*Diatribæ Sinicæ*) genannt wird, in welchem sich sechs besondere Abhandlungen befinden: Das Leben des Confucius mit tshinesischen Charakteren; das Buch Ta-hio dieses Philosophen, tshinesisch und lateinisch; das Buch Siao-ul-lan, nebst einer Abhandlung von Bayer über den Ursprung der Tshinesen; eine tshinesische Chronologie, aus dem

Goltius,

(h) Theophili Sigefridi Bayeri, Regiomontani, Academici petropolitani, græcarum romanarumque antiquitatum. Prof. publ. Ord. Societ. Reg. Berolinensis Sodalis, *Museum Sinicum*, in quo finicæ Linguae et Litteraturæ ratio explicatur. Petropoli ex Typograph. Acad. Imp. 1730.



Golius, Hyde und P. Stoel entlehnt; eine  
 Dissertation über Maas und Gewichte; und Reflexio-  
 nen über die eccliptischen Tafeln. Dieses zog ihn  
 ganz in das Studium der tschinesischen Sprache, und  
 in Correspondenz mit den Missionairen zu Peking.  
 Diese drangen sehr in ihn, ein tschinesisches Diction-  
 nair herauszugeben, wozu er in der That auch schon,  
 wie er an la Croze schreibt, (\*) mehrere Tome in  
 Royalfolio fertig hatte. Während seines Aufenthalts  
 in Petersburg hielten sich zweyen Indianer, Son-  
 hara und Strhohotam, aus der Provinz Multan,  
 in dieser Stadt auf. Er sparte ihn keine Mühe  
 und Kosten, auch diese Gelegenheit zu nützen, und  
 die tangutische, mongalische und brachma-  
 nische Sprache zu lernen. Was ihn vorzüglich zu  
 dieser Arbeit aufmunterte, war die Aufklärung der  
 alten Griechen, wenn sie von den Indiern reden,  
 und die er hiedurch zu erleichtern hoste. Alle diese  
 mühevollen Arbeiten unterbrachen aber nicht einen  
 Augenblick seine academischen Geschäfte, und er  
 feyerte die Krönungen Peters II. und der Kaiserin  
 Anna mit Lobreden, und andern Arbeiten, wie sie  
 bey solchen Ereignissen gewöhnlich sind. Auch die  
 Memov

(\*) Thef. Epist. la Crozian. T. I. p. 61.

Memoi ren der petersburgschen Academie zeugen von seinem Fleiße. Dieser arbeitsame Gelehrte besriedigte alle Forderungen. Nicht einen Ehrentitel wollte er umsonst haben. 1730 wurde er von der Academie der Wissenschaften in Berlin zum Mitgliede erwählt; dafür sandte er verschiedene Ausarbeitungen an die Academie, die sich auch noch in den Memomoi ren derselben befinden. 1733 wollte er in sein Vaterland, zu seiner Familie zurückkehren, nur Herr von Kayserling, Präsident der Academie zu Petersburg, bewog ihn, noch einige Zeit da zubleiben, und verschafte ihm eine ansehnliche Vermehrung seiner Besoldung. Im Jahr 1735 gab er seine Geschichte von Osrhoene und Edessa, durch Medaillen erläutert, heraus. Er entwickelt in diesem Werke, den Ursprung, das Wachsthum und die Revolutionen der Stadt Edessa und des Königreichs Osrhoene, die Folge der Könige, der Griechischen, Arabischen und Persischen Gouverneurs und der französischen Grafen, nebst andern interessanten Sachen, von Gründung der Stadt an, bis auf die neuern Zeiten. Im Jahr vorher hatte er eine Broschüre, von den Isthinesischen Stunden und vom Stundencirkel (1) herausgegeben: und 1737

erschien

(1) De horis sinicis et Cyclo horario Commentarius Petropol. in 4.

erschien seine Geschichte des Griechischen Reichs in Bactriana. (k) Ueber eine orientalische Kirchengeschichte hat er zwanzig Jahr gearbeitet, und es ist zu bedauern, daß sie nicht im Druck erschienen ist. Außer dem sind auch noch folgende Werke im Manuscript geblieben: Das Leben Constantin Cantemirs, Fürsten von der Moldau; von den Hyperboreern; eine russische Geographie, im Jahr 1748, aus dem Constantin Porphyrogenneta; und Fragmente vom Vestricius Spurinna.

Die Gesundheit unsers Bayers, die in seinem ganzen Leben nicht die beste war, litten im Winter des Jahrs 1738 außerordentlich, und nöthigte ihn, seine gewöhnlichen Beschäftigungen auszusetzen. Er erholte sich wieder und dachte eine Reise nach Curland zu unternehmen, wohin ihn Geschäfte riefen; aber ein Rückfall vernichtete alle seine Ausichten und riß ihn 1738 den 21. Februar dahin, ohne daß er Königsberg, seine Vaterstadt, wiedergesehen, wornach ihn so sehnlich verlangt hatte.

— e.

E e

An

(k) *Historia Regni Græcorum in Bactriana.* Petrop. in 4.

## An die Liebesgötter.

Die ihr den Pfeil mit Honig tränkt,  
den Wunden Balsam schenkt,  
aus Blumen eure Ketten schlingt  
und alle Welt bezwingt,

Bis ihr, wann ihr genug gesiegt,  
zur Mutter Schooße fliegt,  
euch flieget meine Muse nach  
in Venus Schlafgemach,

Wo, von Aurorens Hand gemahlt,  
Selinens Bildniß strahlt,  
das lächelt Wollust mir ins Herz  
und in die Laute Scherz.

B.

## Abschied von den Freuden.

Nun gehabe euch wohl, ihr Frühlingsauen,  
und du Hain, der Scherze Aufenthalt,  
und ihr Mädchen mit den himmelblauen  
Augen und der Graziengestalt!

Nun

Nun gehabt euch wohl, ihr Reihentänze,  
 wo uns Frölichkeit verband,  
 die uns ihre Rosenkränze  
 um die sorgenlose Stirne wand!  
 In mein ödtes Herze kommen  
 kann nun keine Freude mehr,  
 denn nach jenem Stürmenheer  
 hat Amalia den Schlüssel mitgenommen.

B.

## Elegie

über ein verlohrenes Liebesbriefchen.

Weint, ihr Götter zu Paphos, weine, Amor,  
 Unglücksstiftender Knabe, wenn noch Mitleid,  
 wenn noch Neuz dein Felsenherz durchdringet!  
 Meiner Magdalis — ach des trauten Mädchens  
 süßer Liebesbrief, dem mit tausend Seufzern  
 ich entgegenseufzt — verloren ist er!  
 als das Mädchen ihn schuf, wie waren alle  
 Liebesgötter zu ihrem Dienst versammelt!  
 Einer schwärzte die Tinte, zweuen spitzten  
 ihr die Niele, voll Scheelsucht lauschten andre,

das beschriebene Blatt zu wenden, während  
 Cypria Kleinsten mit des Mädchens Ringe  
 in den röthlichen Lack zwei Täubchen mahlen.  
 Aber da sie nun so mit kindischfroher  
 Unschuld läbelten, sieh, da mischt sich Amor  
 in der Brüder Versammlung, gukt begierig  
 über Magdalis Schultern, wendet plözlich  
 voller neidischen Mänke seinen Bogen,  
 drückt den schärfesten Pfeil und federleichten  
 Sinn ins offene Herz des Liebesboten.  
 Ach! da wurde der Liebling mir verloren,  
 keinen Thränen der Freunde, keinen Schlägen  
 des erkranketen Herzens wiederbringlich;  
 die verheimlichte süße Göttersprache  
 wird ein tückischer Argus nun entziffern.  
 Holde Königin Cypria, ach erhöre  
 dein dich ehrendes Paar, laß, wie zu Zeiten  
 deines Tejers ein treues Turteltaubchen  
 uns bedienen! die besten Weizenkörner  
 soll's aus Magdalis Lilienhand erhalten  
 und, ermüdet, auf ihrem Bette schlummern.  
 Dir, o Cypria, wollen unter Lauten,  
 unter lieblichen Flöten, unter Zimbeln,  
 unter dufenden Weihrauchwolken jährlich  
 wir den köstlichsten Syracuser opfern.

# Ein Mädchen an ihren Geliebten.

Aus dem Englischen.

Sanfter Jüngling, o entdecke mir,  
 warum kann mein Auge sich der Zähren,  
 meine Brust der Seufzer nicht erwehren,  
 trennet mich die Nacht von dir?

Sanfter Jüngling, o entdecke mir,  
 ist's dann so auch dir?

B.

---

 Herbstlied.

1638.

Der rauhe Herbst kömmt wieder,  
 ich stimme meine Lieder  
 in seinen Trauertönen;  
 die Sommerlust vergehet,  
 nichts auf der Welt bestehet,  
 der Mensch muß selbst davon.

Die Rose läßt sich brechen,  
 wird niemals widersprechen,  
 wenn eure Hand sie pflückt,  
 und willig fällt zu Füßen  
 das Obst, das zu genießen,  
 den Zweigen ihr entrückt.

Dem menschlichen Gemüte  
 schickt unsers Schöpfers Güte  
 die stummen Lehrer zu:  
 drum laßt uns willig scheiden,  
 wenn er aus diesem Leiden  
 uns ruft zur Himmelsruh.

---

 Heinrich Albert.

Herbstlied.



## Herbstlied.

1638.

Phöbus jaget seine Pferde  
 durch den rauhen Skorpion  
 und entreißet unsrer Erde  
 ihre grüne Sommerkron';  
 für des Zephyrs lindes Säusen  
 hört man jezo weit und breit  
 durch die wellen Matten brausen  
 aller rauhen Winde Streit.

Das Gevdgel in den Lüften  
 eilet seinen Hölen zu,  
 jedes Thier sucht in den Gräften  
 vor dem Schneegestöber Ruh.  
 Laß den Sommer immer ziehen,  
 niemals hab ich ihn vermißt;  
 zu Dorinden will ich fliehen,  
 die mir ew'ger Frühling ist.



Inhalt.



## Inhalt.

	Seite.
Amynt und Elise. — — —	361
Ueber die preussische Dichtkunst — —	365
Zufällige Gedanken, 2c. — —	377
Naturgeschichte des Wolfs. — —	406
Johann Friedrich Reiffstein. — —	413
Nachrichten von Bayer, einem preussischen Gelehrten. — — —	416
An die Liebesgötter. — — —	426
Abschied von den Freuden. — —	426
Elegie über ein verlohrnes Liebesbriefchen.	427
Ein Mädchen an ihren Geliebten. 2c. —	429
Herbstlied. 2c. — — —	430
Herbstlied. — — — —	431









